edfc

Fantasia 1138e

Aus der phantastischen Welt der Literatur

Fantasia 1138e
Herausgegeben von R. Gustav Gaisbauer.
ISSN 0934-1463 – 47. Jahrgang.
Das Magazin für phantastische Literatur erscheint als eBook nach Bedarf und wird per Email versandt.

Erster Deutscher Fantasy Club e. V.
Wolf-Huber-Straße 8 B · D-94032 Passau
edfc@edfc.de · www.edfc.de

Titelbild: Collage
EDFC-Logo: Helmut W. Pesch

Der EDFC ist als gemeinnützig anerkannt wegen Förderung kultureller und wissenschaftlicher Zwecke.

© 2024 – Nachdruck oder Weitergabe nur mit Erlaubnis des Verfassers oder der Redaktion.

Passau 2024-06

AUS DER PHANTASTISCHEN WELT DER LITERATUR

Franz Schröpf

Fantasia 1138e – Magazin für Phantastik

edfc

Monika Niehaus & Jörg Weigand (Hrsg.)
Karla
Einer besonderen Frau
zum 80. Geburtstag
Außer der Reihe
p.machinery

Monika Niehaus & Jörg Weigand, Hrsg.
Karla. Einer besonderen Frau zum 80. Geburtstag
p.machinery Außer der Reihe 91
(PB 296 S./€ 31,90)

Karla Weigand, geboren am 25. April 1944 in München, ist eine Autorin, die sich auf vielen literarischen Feldern tummelt und wohlfühlt: Angeregt durch ihren Mann Jörg, begann sie um die Jahrtausendwende mit kurzen Erzählungen, denen innerhalb kürzester Zeit zahlreiche Kurzromane folgten; ab 2006 veröffentlichte die gelernte Historikerin auch große historische Romane, die – sorgfältig recherchiert zu Papier gebracht – für Aufsehen sorgten.

Gleich ihr erster historischer Roman „Die Kammerzofe“, (2006) im Frankreich der Revolution angesiedelt, wurde ein großer internationaler Erfolg. Es folgten akribisch dokumentierte Romane wie „Die Hexengräfin“ (2007) oder die Trilogie um die „Friesenhexe“ (2012 bis 2023), angesiedelt während der Walfängerzeit auf der Insel Föhr und in den

Weiten des Atlantischen Ozeans. All diesen historischen Romanen ist eigen, dass die Autorin die Verwendung fantastischer Elemente konsequent durchzieht.

Mit „Der Pontifex“ (2021) lieferte Karla Weigand ein gelungenes Beispiel religiöser Science-Fiction, in dem sie auch Elemente historischer deutscher Kolonialpolitik meisterhaft einbaut. Mit „Kommissar Lavalle und der Seinemörder“ begann sie 2022 eine Serie historischer Kriminalromane, die bis in kleinste Details kriminal-polizeiliche Arbeit im Paris der Revolution nachzeichnet.

Neben diesen Romanen vergaß Karla Weigand nie die kurze Prosaform: Es entstanden weit über einhundert Erzählungen und Kurzgeschichten, vorwiegend fantastischer Natur, gesammelt in vier Sammlungen, zuletzt „Die böse Frau“ (2024).

Kollegen und Freunde feiern eine Erfolgsautorin zu ihrem 80. Geburtstag. (Backcover)

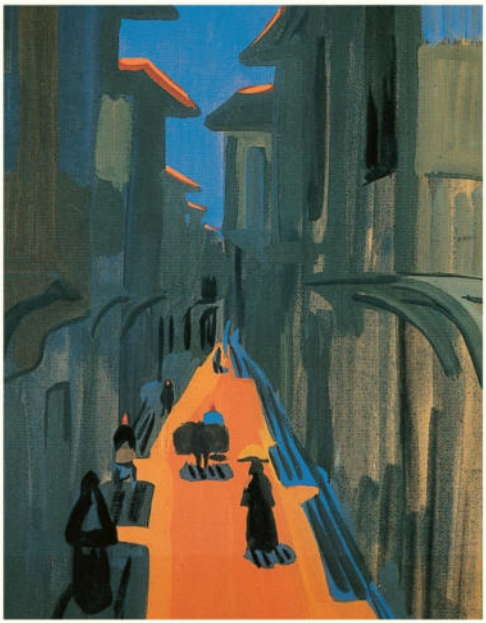
Monika Niehaus und Jörg Weigand haben sich für Karla Weigand zu deren achtzigstem Geburtstag eine besondere Überraschung einfallen lassen, nämlich einen Sammelband mit zweiundfünfzig Beiträgen von Freunden und Kollegen, von Barbara Büchner bis Werner Zillig.

Dabei handelt es sich um Glückwünsche, Erinnerungen, Würdigungen, Erzählungen und Gedichte – diese bunte Mischung erwirkt eine außerordentlich abwechslungsreiche Lektüre. Hervorzuheben ist vor allem Karla Weigands eigener Beitrag mit einer hochinteressanten Betrachtung über den historischen Roman.

Karla Weigands schriftstellerisches Werk ist, auch wenn sie erst im Alter auf Anregungs ihres späteren Gatten Jörg Weigand zu schreiben begonnen hat, äußerst vielfältig und reicht von Kürzestkurzgeschichten über Heftromane bis zu voluminösen Doppelbänden. Thematisch stechen dabei phantastische Erzählungen und historische Romane hervor.

Wer Karla Weigand als Autorin kennenlernen möchte, dem sei besonders *Kommissar Lavalle und der Seinemörder* (p.machinery

2022) ans Herz gelegt, ein historischer Krimi aus der Zeit der Französischen Revolution. Der Roman sticht nicht nur aus dem Werk von Karla Weigand, sondern aus dem gesamten gehobenen Unterhaltungsgenre hervor.



Leon de Winter

Sokolows Universum

Roman · Diogenes

*de Winter, Leon: Sokolows Universum

Leon de Winter [1954–]
Sokolows Universum
***(De ruimte van Sokolov*, 1992)**
Diogenes 23 288 (TB 434 S./DM 19,90)
Zürich 2001/300
Aus dem Niederländischen von Sibylle Mulot
Genre: Kriminaldrama

Am Sonntag, dem 23. September 1990, wurde in der Schechunat Hatikwah, einem Stadtteil im Süden von Tel Aviv, ein Mord verübt.

Den größten Teil der Rechow Etsel, der Hauptstraße dieses überwiegend von Jemeniten bewohnten Viertels, hatte der dreiundvierzigjährige Alexander Iwanowitsch Sokolow, ein großer magerer Mann mit einem Kindergesicht, bereits sorgfältig, wenn auch träge gekehrt und sich dann an der Ecke von Rechow Etsel und Rechow Roni hinter seinen Straßenkehrerkarren hingesetzt, um heimlich eine Flasche Wodka an den Mund zu führen. Ein paar Sekunden be-

> vor die Schüsse fielen, hatte Sokolow sich wieder aufgerichtet, um seine Arbeit in dieser Straße zu beenden. (S. 7)

Alexander Iwanowitsch Sokolow ist erst vor wenigen Monaten von Russland nach Israel ausgewandert und schlägt sich jetzt als Straßenkehrer in Tel Aviv durch, als Untergebener des ungebildeten, rabiaten jemenitischen Juden Jehuda Cohen, genannt Schwarzer Jossi.

> „[…] Was hast du vorher in Rußland gemacht?“
>
> „Ich bin Ingenieur der Metallurgie“, antwortete Sokolow mit brüchigem Stolz. „Ich habe cum laude über *Metallmüdigkeit in Vakuumräumen* promoviert.“
>
> „Das fehlt mir noch in meiner Sammlung“, schmunzelte Jossi und zählte die eigentlichen Berufe seiner Straßenkehrer auf: ein Arzt, ein Geiger, ein Geschichtslehrer („Ja, damit kannst du dir hier den Hintern wischen“), ein Biologe, ein Geologe („Tundrafachmann oder so, hier auch überflüssig wie ein Kropf“)

> sowie ein Auto-Designer, der den Moskwitsch und den Wolga mit entworfen hatte („Steinzeitschlitten, die will hier keiner“). (S. 10)

Sokolow ist Ingenieur der Metallurgie und hat in Russland am Raumfahrtprogramm gearbeitet, aber hier in Israel konnte er keine Anstellung in diesem Metier finden, obwohl Raketen im Jahr 1990 in Israel eine große Rolle spielen. Aller Wahrscheinlichkeit hängt Sokolows Arbeitslosigkeit damit zusammen, dass er ein hemmungsloser Alkoholiker ist, der täglich mehrere Flaschen des billigsten Wodkas, den es zu kaufen gibt, konsumiert. Infolgedessen kann er sich nicht einmal als Straßenkehrer lange halten.

> Der Körperbau des Schwarzen Jossi war fast quadratisch, der runde Kopf saß direkt auf dem muskulösen Oberkörper (wozu brauchte ein Schwarzer Jossi so was Elegantes wie einen Hals?), und seine massigen Arme, Ergebnis jahrelangen Trainings in einer Sportschule, hätten den um zwei Köpfe größeren Sokolow in wenigen Sekunden dauerhaft

invalidisieren können. Um Jossis Nakken hing ein goldener Davidsstern von der Größe eines Verkehrsschildes, die Handgelenke hatte er sich in massivgoldene Ketten schlagen lassen, die Finger protzten mit dicken Siegelringen. Dieser Typ, den es auch in der Sowjetunion gab, hieß hier Tschaktschak, ein geistig minderbemittelter ordinärer Hohlkopf mit zuviel zweifelhaft erworbenem Geld.

„Hör mal, Boris, du…“

„Ich heiße Sascha. Alexander Iwanowitsch…“

„Unterbrich mich nicht, Mann, sonst kannst du gleich nach Hause gehen. Also, paß mal auf, du Wicht, du bist jetzt hier im Westen, klar? Hier kannst du dich nicht mehr auf die faule Haut legen wie früher zu Hause. Du bist jetzt im Kapitalismus, und da wird für Geld gearbeitet, verstanden? Das war das letzte Mal, ich warne dich, noch einmal zu spät, und deine Karriere im Reinigungsbereich ist beendet, okay?“

Der Ingenieur für Metallurgie hatte genickt. Er hatte seinen Karren genom-

men und ihn zu seinem Gebietsabschnitt geschoben. (S. 11f)

Sokolows Leben ändert sich, als er Zeuge eines Mordes wird: Ein Mann wird auf offener Straße mit zwei Schüssen niedergestreckt. Der Mörder wird gewahr, dass er von Sokolow beobachtet wurde, und nähert sich ihm.

> Der Mann blieb jetzt dicht vor ihm stehen, auf der anderen Seite des Müllkarrens, und richtete seine Waffe auf Sokolows Kinderkopf. Sie sahen sich in die Augen, und Sokolow erkannte die nervöse Entschlossenheit des Mannes und den Schweiß auf seinen Schläfen und der Oberlippe, und er sagte: „Ja nitschewo nje widjel.“ *Ich habe nichts gesehen.*
>
> Sokolow sagte es auf russisch. Er wußte nicht, wie er diese Worte ins Iwrith übersetzen sollte, denn Russisch war seine Muttersprache, die Klänge, in denen seine Träume und Sehnsüchte und alle Ängste und Schmerzen ihre präzise Form fanden. Und mit einem

> Mal kämpfte Sascha Sokolow gegen den wahnsinnigen Gedanken, daß er Auge in Auge stünde mit Doktor Lew Sergejewitsch Lesjawa, seinem Jugendfreund Lew, mit dem er studiert hatte und der später bei Energia sein Chef gewesen war. (S. 23)

Sokolow versichert dem Mörder auf Russisch, nichts gesehen zu haben, und dieser gibt sich damit zufrieden, ohne den ihm gefährlichen Zeugen zu beseitigen.

Sokolow meint, in dem Mörder Lew Sergejewitsch Lesjawa erkannt zu haben, seinen früheren Jugendfreund und späteren Chef bei der Weltraumbehörde Energia.

Einerseits hält es Sokolow für nahezu unmöglich, Lew hier zu treffen, und dann auch noch als Mörder. Er muss sich in seinem Alkoholrausch vertan haben.

Andererseits weiß Sokolow, dass Lew ebenso wie er selbst Jude ist, also durchaus nach Israel ausgewandert sein könnte. Und Lew hatte schon immer etwas Undurchschaubares, Unberechenbares an sich.

Nahum Katz, dem Inspektor der Mordkommission, gegenüber behauptet Sokolow

jedoch steif und fest, den Mörder nicht erkannt zu haben. Katz will das allerdings nicht glauben, weil ein weiterer Zeuge namens Grünwald aus einem Fenster beobachtet hat, wie der Mörder Sokolow konfrontierte. Mit dem Phantombild, das aufgrund von Grünwalds Hinweisen angefertigt wird, ist allerdings nicht viel anzufangen; Sokolow kommt das Porträt vor, als wäre es aus Bildern von ihm selbst und von Lew zusammengesetzt.

Sokolow versinkt in Erinnerungen. Wie er in seiner Kindheit die sündteuren Lederhandschuhe, die ihm seine Mutter geschenkt hatte, in einer Wette, bei der es um Gedächtnisleistungen ging, an Lew verloren hat, kann er nie vergessen. Zwar hat ihm Lew die Handschuhe zurückgegeben, aber er hat sie nie wieder getragen, weil er sich nicht mehr als ihr Eigentümer fühlte – Sokolow war schon als Kind ein Mensch der festesten Überzeugungen und konsequentesten Handlungen. Trotzdem werden die Beiden beste Freunde und gestehen sich sogar gegenseitig, in Wirklichkeit Juden zu sein.

Später arbeitet Sokolow unter Lew, der Leiter des Weltraumraketenprojekts „Oktjabr“ geworden ist. Doch die Rakete explodiert beim Start, obwohl nirgendwo in den Berechnungen und Überprüfungen ein Fehler zu finden ist, und reißt zwei Kosmonauten mit in den Tod. Die Polizei verdächtigt Lew der Sabotage, da dieser ein Verhältnis mit der Frau eines der Kosmonauten hatte, aber Sokolow traut das seinem engsten und einzigen Freund, fast sein Zwillingsbruder, nicht zu. Infolgedessen wird Sokolow ins äußerste Ende Russlands versetzt, wo er fünf bittere Jahre verbringt und nicht nur zum Alkoholiker wird, sondern auch Frau Irina und Tochter Natascha verliert, bevor er schließlich aufgibt und nach Israel auswandert. Lew dagegen wird für ein paar Monate inhaftiert, dann setzt er sich sogleich ins Heilige Land ab und wird dort ein äußerst erfolgreicher Geschäftsmann.

In seinen Erinnerungen kramend, bringt Sokolow noch hervor, wie er eines Tages in einem Bilderrahmen die Heiratsurkunde seiner Großeltern entdeckt – in hebräischer Schrift. Seine Mutter eröffnet ihm, dass die ganze Familie jüdisch ist, was man jedoch

in Russland um jeden Preis geheim halten muss: Sein Vater heiße in Wirklichkeit Berenstein, sie sei eine geborene Benveniste, und er selbst trage eigentlich den Vornamen Isaak.

> Natürlich kannte er das Schimpfwort *Jid. Jidden* waren Kapitalisten, Antisozialisten, Profitgeier, Parasiten, er assoziierte mit diesem Wort gerissene Burschen ohne Vaterlandsliebe, falsche Russen. Er war selbst einer, aber er hatte beschlossen, sein Leben lang darüber zu schweigen. (S. 147)

Die Mutter erzählt, sie und sein Vater hätten im Krieg alle ihre Papiere vernichtet und sich neue auf den Namen Sokolow ausstellen lassen; nur die Heiratsurkunde der Großeltern sei durch Zufall erhalten geblieben. Und dieses Dokument ist es, das Sokolow zur Zeit der Perestroika die Ausreise nach Israel ermöglicht.

Im Traum allerdings verfolgt ihn die Notwendigkeit, sein Jüdischsein zu verstecken, noch immer. Seine Mutter erklärt hier den Wohnort von Gott.

> Dort wohnt Gott, sagte sie, auf der Rückseite des Saturn wohnt Gott. Er zog sich einen Stuhl heran, setzte sich hin und begann zu erklären: Saturn rotiert um seine Achse, dann hätten wir Gott doch schon längst einmal sehen müssen. Sie schüttelte den Kopf und sagte: Mag sein, daß sich Saturn um seine Achse dreht, aber Gott läuft schnell, viel schneller, als Saturn sich drehen kann, und darum bleibt er immer auf der Rückseite, er verbirgt sich, denn er will nicht, daß man ihn sieht. Warum nicht? wollte Sokolow wissen. Ein trauriges Lächeln erschien auf ihrem Gesicht. Weil man sich als Jude doch verstecken muß, sagte sie. (S. 328f)

Aber endlich winkt auch Sokolow das Glück: Er lernt die russische Emigrantin Tanja mit ihrer Tochter Emma kennen, was ihm hilft, dem Alkohol ein für allemal abzuschwören. Und dann taucht auch noch sein alter Freund Lew auf, der es in Israel als Raketen- und Waffenproduzent zu einem äußerst erfolgreichen Unternehmer ge-

bracht hat und nun Sokolow zu einem mehr als großzügigen Gehalt als Berater einstellt.

Es gibt nur noch zwei Probleme: Einerseits will Tanja partout nicht mit einem Unbeschnittenen schlafen; und andererseits wird Lew von einem Alarmanlagenbauer namens Kusnadse erpresst.

Sokolows Universum ist vieles zugleich: ein überaus spannender Kriminalroman; eine Einführung in das Schicksal und die Mentalität der nach Israel emigrierten russischen Juden; und schließlich eine Charakteranalyse von Sokolow und Lew.

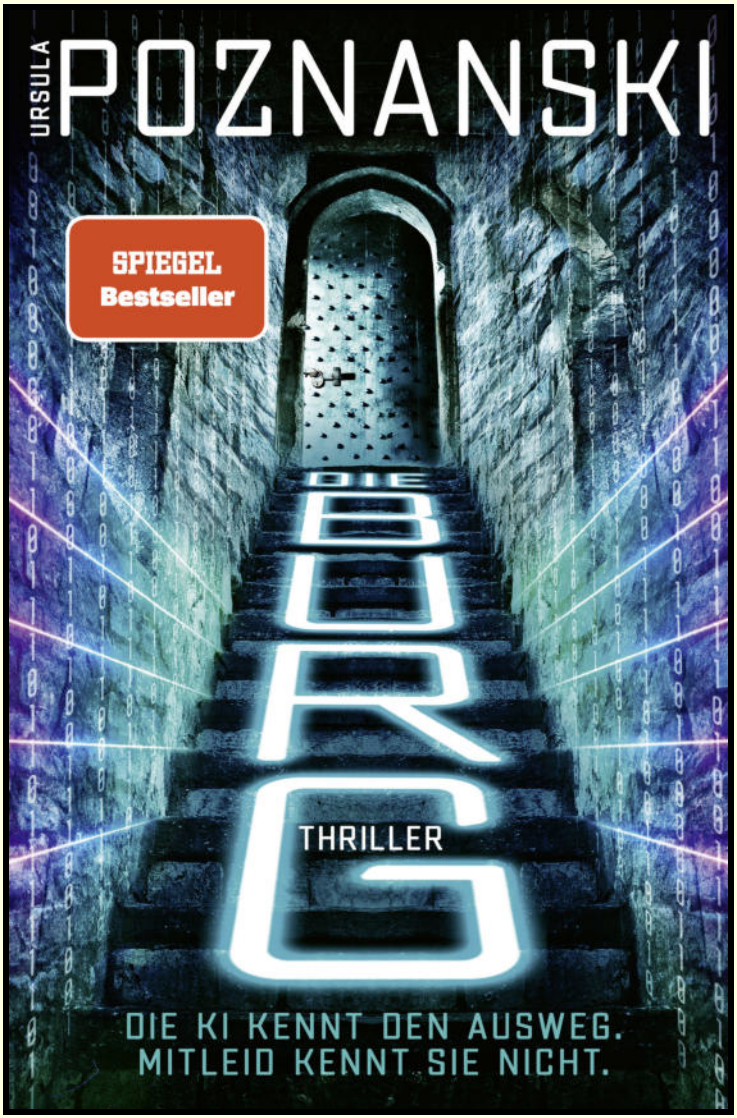
Sokolow ist so prinzipientreu, dass es schon ans Unvernünftige grenzt. Aber er kann nicht aus seiner Haut: Er weiß, wenn er von seinen Grundsätzen ablässt, dann geht es mit ihm schnurstracks dahin. Ein Beispiel ist der Alkohol, dem er nach der Raumfahrtkatastrophe verfallen ist: Fängt er einmal mit dem Trinken an, so kann er nicht mehr aufhören; daher bleibt er wenigstens in allen anderen Dingen so standhaft, wie es nur irgend geht.

Lew dagegen weiß mit den dunklen Seiten seines Charakters umzugehen: Er hat keinerlei Grundsätze oder Hemmungen,

sondern lässt sich von seinem Bedürfnissen leiten, ohne aber seinen Verstand als Mittel der Mäßigung und Steuerung auszuschalten. Lew hat sich immer unter Kontrolle, welchen Neigungen er auch immer nachgibt; für ihn gibt es stets einen Ausweg, ein Zurück aus einer Sackgasse.

Genaugenommen sind Sokolow und Lew eine Art komplementäre Zwillinge, wie bereits im Phantombild angedeutet wird. Ihre Charakterzüge gleichen sich im Grund, aber sie gehen auf ganz verschiedene Art und Weise mit ihren Bedürfnissen und Fehlern um. Das ist wohl auch der Grund, warum die Beiden so unzertrennlich scheinen – so sieht es jedenfalls Sokolow, aber wie es der gänzlich undurchschaubare Lew sieht, das weiß nur er selbst.

Zum Originaltitel *De ruimte van Sokolov* wäre zu sagen, dass „Ruimte“ für „Raum“ steht. Das Wort kann Zimmer, Umgebung und Kosmos bedeuten, was der Autor auch so beabsichtigt. Als deutscher Titel wäre „Sokolows Kosmos“ geeigneter gewesen, weil in Russland die Weltraumreisenden als Kosmonauten bezeichnet werden.


URSULA
POZNANSKI
SPIEGEL
Bestseller
DIE
BORG
THRILLER
DIE KI KENNT DEN AUSWEG.
MITLEID KENNT SIE NICHT.

Ursula Poznanski [1968–]
Die Burg
Knaur (HC 368 S./€ 24,00)
München 2024
Genre: Science Fiction

„Wenn du versagst, zahlst du mit deinem Blut.“ Die blasse Gestalt verschränkte die Arme vor der Brust und schob die Oberlippe hoch. Entblößte lange, scharfe Reißzähne. „Dir bleibt nicht mehr viel Zeit, Fremder.“

Beinahe ohne es zu merken, war Maxim einen Schritt zurückgewichen, als einer der Schatten auf dem zerklüfteten Steinboden plötzlich Form und Gestalt angenommen hatte. Der Vampir hatte sich wie aus dem Nichts manifestiert; erst als monströse Fledermaus, doch dann hatten sich die Flügel binnen Sekunden in ein Cape verwandelt. Zugleich waren aus dem dunklen Tiergesicht mit den schmalen Nüstern und den spitzen Ohren die blassen Züge eines Mannes geradezu herausgeplatzt. Silbrige Augen blickten kalt auf Maxim herab.

„Wahnsinn“, murmelte er. (S. 5)

Wir befinden uns in einer nicht allzufernen Zukunft. Der Milliardär Nevio hat die Burgruine Greiffenau erworben, wieder vollständig instand setzen und in den ehemaligen Stallungen und Nebengebäuden Unterkünfte und Gaststätte einrichten lassen. Der besondere Clou sind jedoch die ausgedehnten und weitverzweigten unterirdischen Verliese: Nevio hat hier sämtliche Wände mit LED-Elementen überziehen lassen, die von einer Künstlichen Intelligenz namens KIsmet angesteuert werden und beliebige Szenen, Menschen, Tiere oder Phantasiewesen darstellen können. Über Lautsprecher sind diese Erscheinungen zu hören und über Leitungsrohre zu riechen; sogar Regenwasser kann simuliert werden. Hier sollen betuchte Besucher Escape-Szenarien live erleben können.

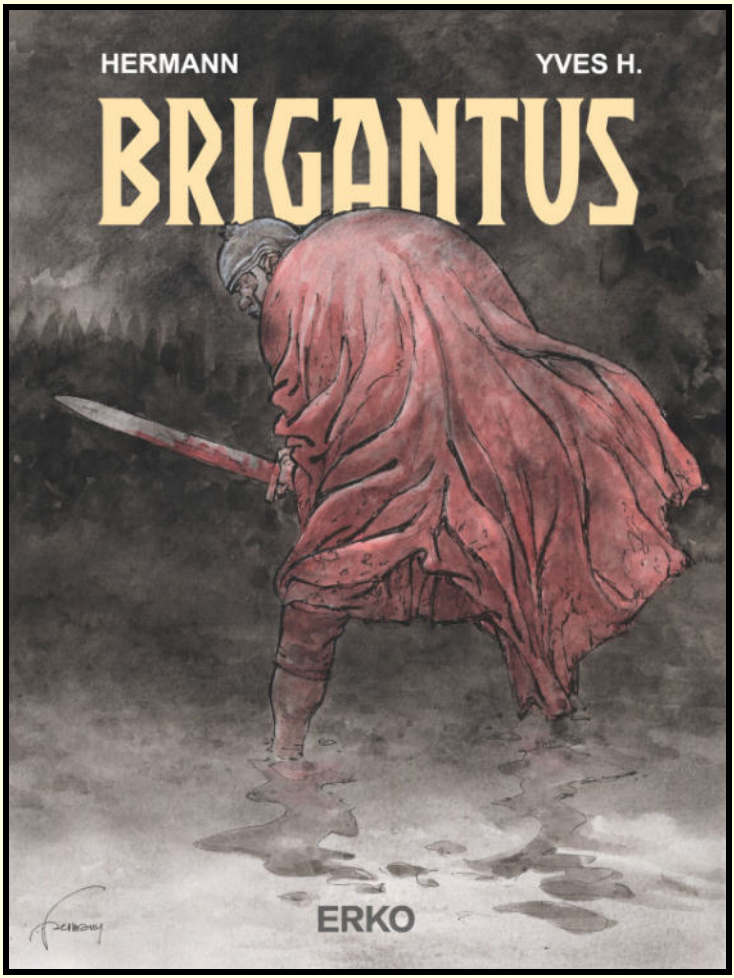
Vorerst ist ein Probedurchlauf geplant, zu dem Nevio verschiedene Personen eingeladen hat: Maxim Ascher, selbst Besitzer eines kleinen Escape-Etablissements, das neben Nevios Unternehmen allerdings völlig verblasst; Influenzerin Yvonne Roth; Petra

Seifert, Gewinnerin eines Online-Rätsel-Wettbewerbs; Emil Strauss, früher bekannter Sportler; und Professor Lothar Melerski, KI-Fachmann. Der Programmierer Jannek ist auch mit von der Partie, für alle Notfälle, und Nevio selbst ebenfalls.

Als Schlagworte werden der KI vorgegeben: Mittelalter; Flucht; Schrecken; Rätsel.

Anfangs läuft auch alles nach Plan: Verschiedene Monster erscheinen in gruseligen Szenarien und geben den Abenteurern Aufgaben vor. Aber dann scheint etwa aus dem Ruder zu laufen. Maxim beschleicht der grausige Verdacht, dass die KI aus dem Spaß Ernst gemacht hat und die Abenteurer vor reale, lebensgefährliche Rätsel stellt.

Die Burg ist eine originelle Variante des Themas virtuelle Welten, weil sich hier das Imaginäre – Bildschirme, Lautsprecher, etc. – mit dem Realen – Verliese, Türen, Fallen – zu einer interessanten Mischung verbindet.


HERMANN
YVES H.
BRIGANTUS
ERKO

Hermann [Hermann Huppen, 1938–] & Yves H. [Yves Huppen, 1967–]
Brigantus 1
Erko (HC 56 S./€ 14,95)
Doetinchem 2024
Aus dem Französischen
Genre: Historischer Comic

> Dunkelheit… Zwielicht… Schwärze… Eisen, die aufeinander treffen und Körper zerschneiden… Schmerzensschreie… Blut, Tränen, Flüche. Ich kenne nur das.
>
> Man sagt, dass am Ende des finsteren Tunnels Licht scheint.
>
> An diesem Tag wird die Sonne aufgehen und mich zu den Ufern führen, an denen weiße Vögel fliegen. (S. 3)

Im Jahr 84 n. Chr. unternimmt eine römischer Trupp einen Vorstoß in den düsteren Norden Englands, in das Land der Pikten. Die Einheimischen erweisen sich als zähe Kämpfer, und mehr als einmal wären die Legionäre untergegangen, hätten sie nicht in ihrer Mitte einen gewaltigen Kämpfer mit Namen Melonius Brigantus.

Brigantus ist sehr stark, aber von geringem Verstand, was wohl auch daran liegt, dass er von Kindheit an in Gefangenschaft gehalten wurde. Offenbar ist er kein Italiker, sondern ein verschleppter Eingeborener, womöglich sogar ein Angehöriger der Pikten, gegen die er kämpfen muss.

Brigantus 1 ist ein außergewöhnlich düsterer Comic mit all seinen Schlachten, Massakern und Gewalttaten. Die präzisen Zeichnungen und die dunklen Farben des Comics spiegeln den Inhalt der Story sehr gut wieder.

Hermann ist ein weithin bekannter belgischer Comickünstler, der seine Karriere in dem berühmten belgischen Magazin *Tintin* begann, und Yves H. ist sein Sohn.

Die Autorin des Weltbestsellers DIE GABE
NAOMI ALDERMAN
THE
FUTURE
ROMAN
HEYNE

Naomi Alderman
The Future
***(The Future*, 2023)**
Heyne 27 437 (HC 544 S./€ 24,00)
München 2023, 2. Auflage
Aus dem Englischen von Barbara Ostrop
Genre: Science Fiction
Fantasia 1115 – 2023

> An dem Tag, an dem die Welt unterging, saß Lenk Sketlish – CEO und Gründer des sozialen Netzwerks Fantail – an einem für seine Naturschönheit berühmten Ort unter Mammutbäumen und bemühte sich, durch den Bauchnabel einzuatmen. (S. 9)

Lenk Sketlish ist CEO des großen Social-Media-Konzerns Fantail in Los Angeles und muss gerade ein Anti-Wut-Training absolvieren, und das aus gutem Grund.

> Er war hier, um seine Bereitwilligkeit zu demonstrieren. Er war kein unreifes Kleinkind; er führte Fantail seit zwanzig Jahren erfolgreich, nachdem er es auf nichts als einer Idee gegründet hatte,

> auf dem Gefühl für eine Welle, die sich weit draußen im Ozean aufbaute. Inzwischen ging man in einhundertsieben-undzwanzig Ländern der Welt auf FantailStream, wenn man ein Massenpublikum ansprechen wollte; wenn man etwas verkaufen wollte, eröffnete man einen FantailStore; und wenn man über Ländergrenzen hinweg Handel treiben wollte, benutzte man Fantail-Seamless, um mit FantailCoin zu bezahlen. Wenn eine Nation zur anderen sprach, dann via Fantail. (S. 11)

Doch das ist ein Vorgriff auf die spätere Zukunft; in der näheren Zukunft verbinden sich Sketlishs persönliche Assistentin Martha Einkorn und die Survival-Expertin Lai Zhen zu einem tollkühnen Unternehmen. Mit Hilfe einer App, die – tatsächlich oder nur scheinbar, das weiß man nicht so genau – dank der KI AUGR die Zukunft vorhersehen kann, wollen sie die Macht der Social-Media-Konzerne brechen. Um die Welt zu retten, schrecken sie nicht einmal davor zurück, einen Plan zu schmieden, die CEOs der wichtigsten Firmen zu entführen.

The Future entwirft ein interessantes und glaubhaftes Zukunfts-Szenario; allerdings ist der Roman leider etwas weitschweifig ausgefallen.

Alfred
Komarek
Polterabend

Roman · Diogenes

*Komarek, Alfred: Polterabend

Alfred Komarek [1945–2024]
***Polt 4: Polterabend* (2003)**
Diogenes 23 393 (TB 238 S./€ 8,90)
Zürich 2005/30
Genre: Krimi

> Polt fror, hatte Kopfweh und war guter Dinge. Sein Alltag war weit weg. Gendarmerie-Inspektor? Schon gut, irgendwann vielleicht wieder. In dieser mondhellen Winternacht tat er im Weingarten des Karl Fürnkranz seine Arbeit. Er dachte an den vergangenen Abend und bereute es keineswegs, mit Karin Walter eine Flasche Sekt geleert zu haben, weil ihm irgendwie feierlich zumute gewesen war. Trotz dicker Handschuhe spürte Polt das kalte Metall der Rebschere. Ein leises Schnappen war zu hören, wenn er die Trauben vom Stock trennte, hart wie Kieselsteine fielen die gefrorenen Beeren in die hölzerne Butte, die auf einem dreibeinigen Gestell stand, damit man sie leichter auf den Rücken nehmen konnte. (S. 5)

Es ist Januar, Nacht, und es hat zwölf Grad minus. Das ist das richtige Wetter, um die Trauben für den Eiswein zu ernten; natürlich hilft auch Weinliebhaber und Gendarm Simon Polt bei Bauer Karl Fürnkranz mit.

Dann geht es ins Presshaus, wo mit Hilfe einer altehrwürdigen Baumpresse die Trauben gekeltert werden sollen.

> Dann beugte sich Fürnkranz vor, um den Most näher zu betrachten, und stieß plötzlich einen Laut aus, der wie verhaltenes Knurren klang. „Da…, schaut's her!" Er zeigte auf eine Stelle dicht neben dem Rand des Preßkorbes, wo sich eine fremde Farbe ins Grün mischte.
>
> Der Kurzbacher drängte sich neben ihn. „Hast vielleicht einen Rotweinstock dazwischen?"
>
> „Nein."
>
> Polt schob die beiden zur Seite, tauchte seinen Finger in die Flüssigkeit, roch daran und wandte sich ab.
>
> Karl Fürnkranz trat dicht hinter ihn. „Das ist Blut, nicht wahr?" (S. 14)

Da war einer in der Dotschn, dem Bottich für die Trauben, und wurde mit ausgespresst. So richtig erkennen kann man ihn nicht mehr, weil der Kopf anscheinend zu oberst lag.

Es wird der leider recht arrogante Landesgendarmerieinspektor Kratky geholt, der die Presse zerlegen lässt, so dass man die Leiche als Ferndinand Lutzer identifizieren kann, einen Gelegenheitsarbeiter und Falott, wie man ihm nachsagt. Aloisia Habesam, die unentwegt tratschende Besitzerin eines Kramerladens, weiß zu berichten, dass der Lutzer jüngst zu Geld gekommen ist – sicher nicht auf geraden Wegen, sagt sie.

Doch es ereignen sich noch weitere beunruhigende Vorfälle. Der Hund der Stirbl Kathi, der greisen Verwalterin des vormodernen Kühlhauses, wird ebendort erschlagen aufgefunden. Und der philosophierende Dorfalkoholiker Bruno Bartl, liegt erfroren im Schnee, obwohl er es eigentlich trotz seines Zustands noch bis nach Hause hätte schaffen können.

Polterabend zelebriert erneut den Genuss von Essen und Trinken, allerdings etwas

gedämpfter als in früheren Werken, denn die Stimmung ist diesmal eher düster. Simon Polt hat unter einem neuen Postenkommandanten, der gar nicht auf Intuition und dafür umso mehr auf Vorschriften und Protokolle gibt, zu leiden, während seine gute Freundin, die Volksschullehrerin Karin Weber, mit erhebliche Probleme in ihrem Beruf kämpft. Am Ende wirft Polt hin und weigert sich, irgendjemand hinzuhängen oder gar zu verhaften – soll der schlaue Postenkommandant schauen, wie weit er mit seinen Methoden kommt.

Polterabend ist ein unterhaltsamer, wehmütiger, vielschichtiger Roman über brave Leute und über solche, die anderen das Leben schwer machen.

PIERRE MARTIN
Madame le Commissaire
und das geheime Dossier
EIN PROVENCE-KRIMI
SPIEGEL Bestseller Platz 1
KNAUR

Pierre Martin
Madame le Commissaire 11: Madame le Commissaire und das geheime Dossier
Knaur 52 994 (TB 380 S./€ 12,99)
München 2024
Genre: Krimi

„[…] vielmehr habe ich einen dringenden Auftrag für dich."

„*J'ecoute* … lass hören!"

„Sagt dir der Name Gabriel Roquefort etwas?"

„Roquefort wie der Schimmelkäse? Nein, wer ist das?"

„Gabriel Roquefort ist secretaire d'Etat, Staatssekretär im französischen Außenministerium am Quai d'Orsay und in der Pariser Politszene eine bekannte Person. Ich kenne ihn ganz gut. Wir spielen gelegentlich Golf zusammen. Gabriel hat mich vor einer halben Stunde auf meinem privaten Handy angerufen. Bei ihm wurde eingebrochen. Ich möchte, dass du dich darum kümmerst."

„Ich bin nicht beim Einbruchsdezernat…" Das war ein dummer Einwand,

dachte Isabelle. Sie hätte sich die schnippische Bemerkung verkneifen sollen. „Als ob ich das nicht wüsste. Aber der Fall ist heikel und politisch brisant, deshalb bist du genau die Richtige für den Job. Ich hab ihm gesagt, dass du so schnell wie möglich zu ihm kommst."

„Nach Paris?"

„Nein, Gabriel Roquefort hat ein Ferienhaus bei Gassin, ist nicht weit von dir. Dort wurde bei ihm eingebrochen, letzte Nacht, während er schlief."

Der Klassiker, dachte Isabelle. Wahrscheinlich hatten ihn die Diebe mit einem Betäubungsgas außer Gefecht gesetzt.

„Die Gendarmerie ist schon dort?"

„Mon Dieu, natürlich nicht. Wie ich schon sagte, der Fall ist heikel. Gleiches gilt für die … nun ja, für die Begleitumstände." (S. 14f)

Gabriel Roquefort, Staatssekretär im französischen Außenministerium, unterhält im südfranzösischen Gassin nicht nur ein Ferienhaus, sondern auch eine Geliebte. Unter diesen Umständen ist es natürlich sehr

peinlich, wenn eingebrochen wird, weil dann seine Affäre enthüllt werden könnte, und noch peinlicher wird es, wenn dabei geheime Dokumente entwendet werden, die der Herr Staatssekretär unerlaubterweise aus dem Ministerium entfernt hat.

Das ist ein Fall für Madame le Commissaire Isabelle Bonnet von der Police nationale aus Fragolin. Das findet jedenfalls ihr Vorgesetzter Maurice Balancourt, der ihr telefonisch den Auftrag erteilt, den Einbruch so diskret wie nur irgend möglich aufzuklären und vor allem die Dokumente wiederzubeschaffen.

Pierre Martin zelebriert in *Madame le Commissaire und das geheime Dossier* wieder die Schönheit der Provence und unterhält zugleich seine Leser mit einer spannenden Kriminalhandlung.

btb
Faye Kellerman
Der wird Euch mit Feuer taufen
Roman

*Kellerman, Faye: Der wird Euch mit Feuer taufen

Faye Kellerman [Faye Marder Kellerman, 1952–]
Peter Decker 11: Der wird Euch mit Feuer taufen
***(Jupiter's Bones*, 1999)**
btb 72 673 (TB 446 S./€ 10,00)
München 2002, 2. Auflage
Aus dem Amerikanischen von Susanne Aeckerle
Genre: Krimi

„Die haben die Leiche bewegt, Lieutenant."

„Was?" Decker hatte Mühe, Olivers Stimme über dem Rauschen im Funk des Zivilfahrzeugs zu verstehen. „Wer sind ‚die'?"

„Wer auch immer sich jetzt als Oberboss des Ordens aufspielt. Marge hat's geschafft, das Schlafzimmer zu versiegeln. Da ist Jupiter gefunden worden …"

„Kannst du nicht lauter sprechen, Scott?"

„… auf jeden Fall ist der Tatort versaut und an der Leiche ist auch rumgemacht worden, wegen des Schreins.“

„Schrein?“

„Ja. Als wir kamen, waren sie dabei, ihn anzukleiden und diesen Schrein zu errichten.“

„Wo ist der Tote jetzt?“

„In einem kleinen Vorraum von einer Art Kirche.“

Tempel, hörte Decker eine Männerstimme im Hintergrund. (S. 11)

„The thing is, they moved the body, Lieutenant.”

„What?” Decker strained to hear Oliver’s voice over the unmarked’s radio static. „Who’s they?”

„Whoever’s acting as the head honcho of the Order, I guess. Marge did manage to seal off the bedroom. That’s where Jupiter was found—”

„Could you talk up, Scott?”

„—point being that the crime scene is screwed up, and the body has been messed with because of the shrine.”

„Shrine?”

„Yeah. When we got here, the members were in the process of dressing him and constructing this shrine—"

„Where's the body now?"

„In a small anteroom off some kind of church—"

Temple, Decker heard a male voice enunciate from the background.

Lieutenant Peter Decker sowie seine Kollegen Marge Dunn, Scott Oliver und die Gerichtsmedizinerin Dr. Judy Little werden zu einem ungeklärten Todesfall gerufen: In der Nähe von Los Angeles steht der Besitz des Ordens der Ringe Gottes, geleitet von Vater Jupiter. Ebendieser wurde von seiner Frau, Mutter Venus, tot in seinem Bett aufgefunden, neben ihm eine leere Whisyflasche und offene Schachteln mit Schlaftabletten. Ob es sich um einen natürlichen Tod, um Selbstmord oder gar Mord handelt, kann nicht sofort entschieden werden. Da der Orden sich völlig von der Außenwelt abschottet, hat auch kein Mitglied die Polizei benachrichtigt; der Anruf kam vielmehr von Europa Ganz, Professorin für Physik, die zu ihrem Vater, eben jenem Jupiter,

schon seit vielen Jahren keinen Kontakt mehr hatte.

> Feindseligkeit zu ignorieren gehörte zu seinem Beruf. Decker war an düstere Blicke und gelegentliche Beschimpfungen gewöhnt. Aber diese Gruppe hatte etwas Beunruhigendes. So viele Jünger, die alle eine seltsame Mischung aus Wut und Verletzlichkeit ausstrahlten. Oder vielleicht waren es die weißen Baumwollgewänder, die sie wie Zombies in Totenhemden aussehen ließen. (S. 19)

> Ignoring hostility was part of the profession. Decker was used to stony glares and the occasional hurled epithet. But there was something disconcerting about the group. So many disciples, all of them displaying a curious mixture of fury and fragility. Or maybe it was the white cotton robes they wore, making them look like zombies housed in shrouds.

Nach dem Tod von Jupiter wird ein Mitglied des inneren Zirkels seine Nachfolge antreten müssen: Venus, Nova, Bob oder der extrem aggressiv, nahezu paranoid auftretende Pluto. Pluto erklärt dem orthodoxen Juden Decker den Glauben, den Jupiter gepredigt hatte und der astrophysikalische Erkenntnisse mit spirituellen Einsichten sowie Phantasien über Zeitreisen und Außerirdische verknüpft. Decker entgegnet mit Worten über den jüdischen Glauben,

> „[…] Wir glauben, dass Gott – den wir Haschem nennen, das hebräische Wort für *Name* – der Ursprung aller Materie ist; er ist weder eine Schöpfung, noch kann er zerstört werden. Haschem ist einfach. Gott ist Materie, und Gott ist Geist. Und Er beschrieb Seine Himmel als grenzenlos, lange bevor die Wissenschaft auf den Plan trat.“ (S. 22)

> „[…] We believe that God—whom we call Hashem, which means *the name* in Hebrew—is the source of all matter and is neither a creation nor susceptible to destruction. Hashem just is. God is ma-

terial and God is spiritual. And He described His heavens as limitless way before science got into the act."

Venus wiederum erzählt Marge von Jupiters jüngster geistiger Entwicklung.

„Seit etwa sechs Monaten empfing Jupiter Signale… elektromagnetische Wellen, die seiner Ansicht nach aus einem Alternativuniversum kamen. Er fand es vor allen Dingen deswegen erregend, weil diese Signale nichts mit der klassischen Hintergrundstrahlung des Urknalls zu tun hatten. Sie wissen schon … Materie, die bei der Entstehung des Universums hinausgeschleudert wurde. Die Signale schienen einem Muster zu folgen. Wie er das erkennen konnte, weiß ich nicht. Aber genau das war es, was Jupiter ausmachte. Nur ein Mann mit seinem Verständnis konnte solche Dinge interpretieren." (S. 55)

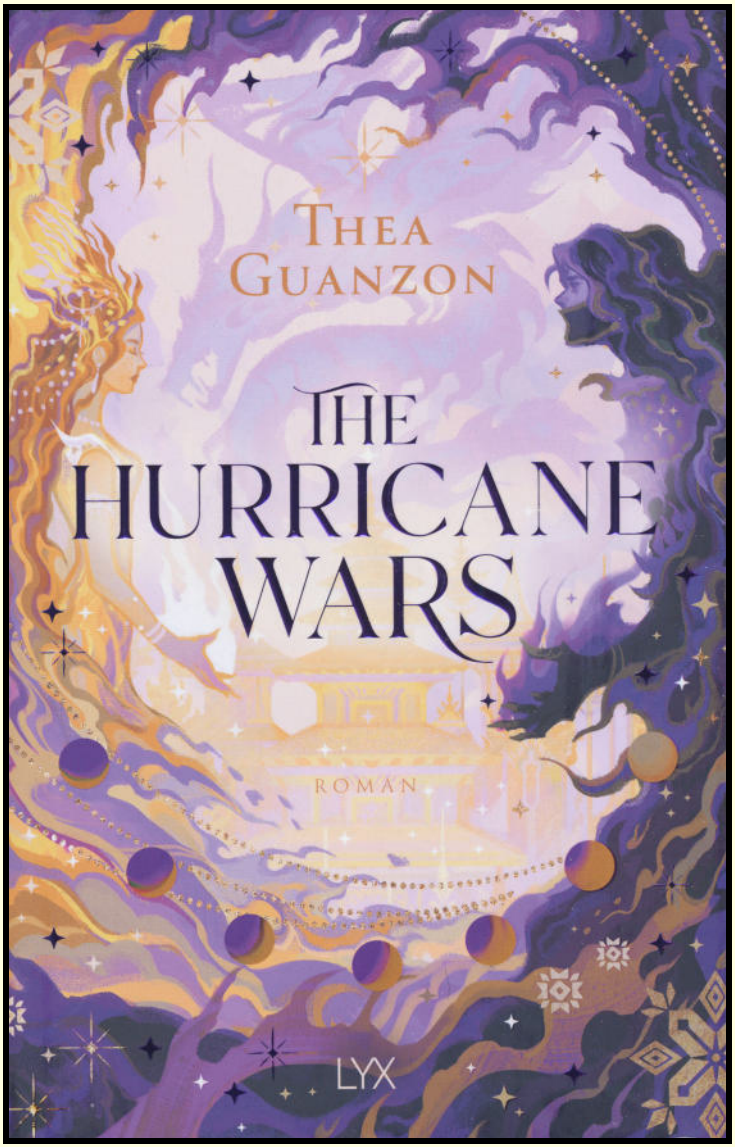
„For about six months, Jupiter had been receiving signals…electromagnetic waves that he felt were coming from an

> alternative universe. He was particularly excited because these signals were not classic Big Bang background radiation. You know…stuff given off when the universe was created. They seemed to be organized signals. How he could tell, I don't know. But that's why Jupiter was Jupiter. Only a man of his scope could interpret such things."

Die polizeiliche Recherche bringt zutage, dass Vater Jupiter in seinem früheren Leben Emil Euler Ganz hieß und ein hochangesehener Professor für Astrophysik war. Mutter Venus wiederum hieß Jilliam Laham und war nicht nur Europas beste Freundin, sondern auch eine Studentin von Jupiter. Außerdem rüttelt Europa an dem guten Ruf ihres Vaters, der in seinen beiden Lebensabschnitten zuerst von seinen Kollegen bewundert und dann von seinen Gläubigen verehrt wurde: Jupiter sei sein ganzes Leben lang ein ausgemachter Sadist gewesen, der Freude daran hatte, Menschen zwar nicht körperlich, aber doch seelisch zu quälen.

Dann werden zwei Mitglieder des Ordens als vermisst gemeldet, nämlich die Lehrerin Lauren Bolt und die Schülerin Lyra. Pluto behauptet, sie wären von dem notorischen Deprogrammierer Reuben Asnikov entführt worden, was Decker aber nicht glaubt, da eine Flucht aus dem festungsartigen Gelände unmöglich scheint. Wenn Jupiter ermordet wurde, waren dann etwa Lauren und Lyra weitere Opfer?

Der wird Euch mit Feuer taufen ist ein außerordentlich spannender Krimi, der mit einem furiosen Finale aufwartet. Der Vorteil des Roman ist, dass sich Faye Kellerman, abgesehen von kürzeren Ausflügen in das Privatleben Deckers, ganz auf die Aufklärung des Todesfalls und der Machenschaften der Sekte konzentriert; insbesondere die klaustrophobische Situation im Ordensgelände wirkt sehr bedrückend. Allerdings neigt die Autorin gerade am Ende zu etwas übertrieben sentimentalen Szenen. Befremdend ist auch, dass bei ihr die moralisch guten Figuren auch stets hochintelligent sein müssen, was möglicherweise ein jüdisches Vorurteil ist, da man in der Christenheit eher das Gegenteil anzunehmen pflegt.


THEA GUANZON
THE HURRICANE WARS
ROMAN
LYX

Thea Guanzon
Talasyn 1: The Hurricane Wars
***(The Hurricane Wars*, 2023)**
Lyx (HC 564 S./€ 24,00)
Köln 2024
Aus dem Amerikanischen von Sabrina Železnŷ
Genre: Fantasy

> Die meisten Kleriker waren an der Front und sangen für Sardovias Truppen von Mahagir Säbelherz und seinem Mut, oder sie geleiteten die Seelen sterbender Soldaten in die ewig dämmrigen Weidenhaine von Adapa der Schnitterin. (S. 11)

Der Sardovianische Allbund ficht einen verzweifelten Abwehrkampf gegen das überlegene Nachtimperium des Kaisers Gaheris. Die junge Talasyn, ein Findelkind und die einzige Lichtweberin, die Sardovia noch verblieben ist, steht dabei mit an vorderster Front.

Während eine von Talasyns Mitstreiterinnen heiratet, erfolgt ein Angriff des Nachtimperiums. Die Luftschiffe der Sardo-

vianer sind den Feinden kaum gewachsen, und Talasyns Fluggerät stürzt sogar ab.

Der Legionär maß mindestens zwei Meter, sein Körper war vollständig von einer Obsidianplattenrüstung bedeckt. Die Fäuste steckten in Panzerhandschuhen und hielten ein mächtiges Großschwert aus purer Dunkelheit, durchzogen von silbernen Aetherfäden. Die Schneide knisterte, als er sie über Talasyns Kopf hob.

Es war genauso wie an jenem Tag, an dem Schildschnabels Haupt zerstört worden war: Instinkt. Ihr Körper, der mit allen Mitteln ums Überleben kämpfte.

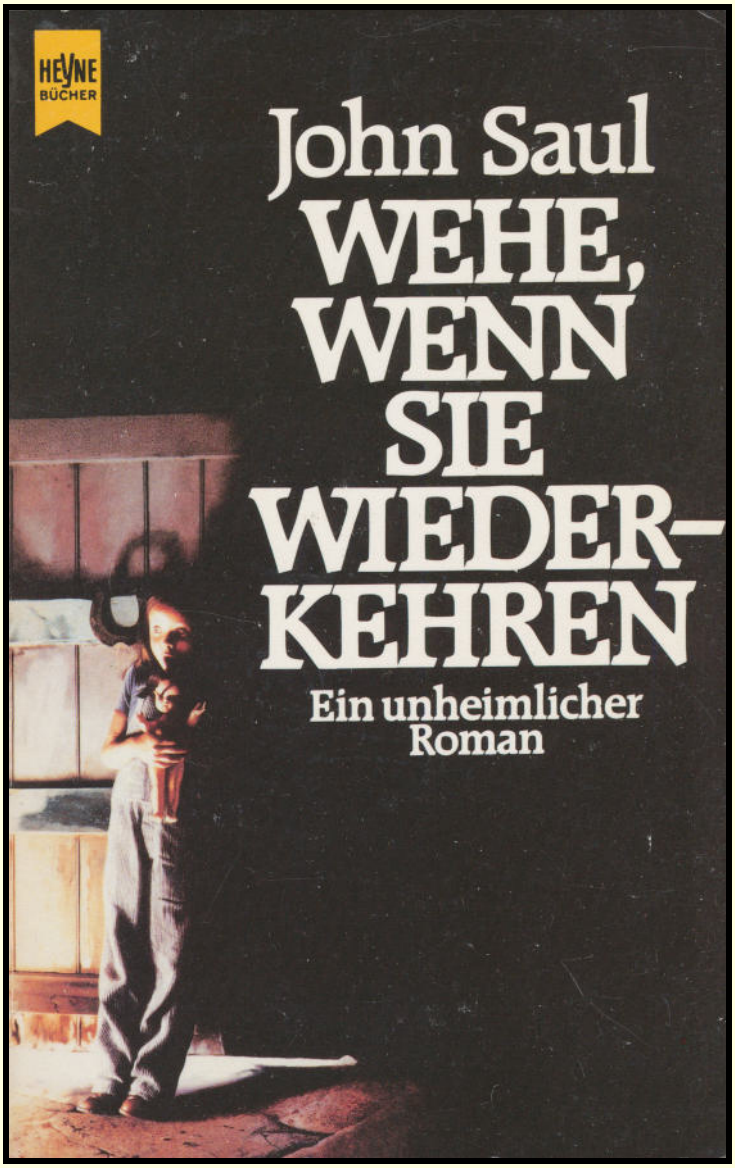
Die Magie breitete sich schwingengleich in ihr aus.

Talasyn parierte das schattengeschmiedete Schwert mit einer leuchtenden Welle. Vor ihrem inneren Auge erschien das Aethergewebe, das alle Dimensionen band und alle Elemente in sich trug, und sie zog an den Fäden, öffnete den Weg zum Lichtgespinst. Es schoss aus ihren gespreizten Fingern,

> roh und formlos und wild auf ihren Ruf hin, und es tauchte die unmittelbare Umgebung in strahlendes Gold. (S. 28f)

Talasy gelingt es, mit Hilfe ihrer Magie den ersten Feind zu besiegen, aber da erscheint schon der nächste Legionär: Es kein geringerer als Alaric, der Kronprinz des Nachtimperiums Kesath. Doch irgendetwas hält die Beiden davon ab, sich gegenseitig zu töten. Das erweist sich später als außerordentlich wichtig, denn eine Entität namens Bakun bedroht sämtliches Leben auf dem Kontinent.

The Hurricane War ist ein unterhaltsamer Fantasyroman mit viel Schwert, Magie und Romantik.


HEYNE
BÜCHER
John Saul
WEHE, WENN SIE WIEDER-KEHREN
Ein unheimlicher Roman

John Saul [1942–]
Wehe, wenn sie wiederkehren
***(Suffer the Children*, 1977)**
Heyne 01/06 740 (TB 382 S./DM 7,80)
München 1986
Aus dem Amerikanischen von
Georgette Skalecki
Genre: Horror

> Schweigend legte er sie auf einer kleinen Lichtung nieder, schweigend nahm er seinen Gürtel ab, schweigend band er ihr die Handgelenke zusammen – und als sie schrie, schlug er zu. Die Schreie verebbten zu einem leisen Stöhnen, und sie starrte zu ihm auf wie ein gefangenes Tier. (S. 11)

Vor hundert Jahren tat der begüterte John Conger aus Port Arbello seiner kleinen Tochter Beth Gewalt an und tötete sie. Anschließend versenkte er ihre Leiche in einer Höhle bei den Klippen und stürzte sich selbst ins Meer.

Fünfundachtzig Jahre später besucht Polizeichef Ray Norton den verarmten Nachkommen Jack Conger, der eine wenig lukra-

tive Lokalzeitung verlegt, und seine Frau Rose, die als Maklerin tätig ist. Dabei bewundert er ein Porträt eines Mädchens, das der dreizehnjährigen Tochter Elizabeth unwahrscheinlich ähnlich sieht. Die Congers können allerdings nicht sagen, wen es darstellen soll; sie wissen nur, dass es sich um ein altes Familienerbstück handelt. Die Congers haben noch eine zweite, jüngere Tochter namens Sarah, die allerdings nicht spricht und ein verstörtes Verhalten zeigt, als wäre sie von einem unbekannten Ereignis traumatisiert worden.

Der Grund für den Besuch des Polizeichefs ist, dass einem jungen Mädchen etwas zugestoßen ist.

> „[…] Hast du von der Sache mit Anne Forager gehört?“
>
> „Ist ihr etwas zugestoßen?“
>
> „Wir wissen es nicht. Ihre Mutter rief heute schon ganz früh bei uns an. Offenbar ist Anne gestern abend erst sehr spät nach Hause gekommen, viel später als sie sollte – und in einem fürchterlichen Zustand: ihr Kleid war zerrissen,

sie war völlig verdreckt und hatte lauter Kratzer."

Rose wurde blaß. „Großer Gott, Ray – was ist ihr passiert?"

„Sie sagt, sie sei nach der Schule auf dem Heimweg gewesen, und dann sei etwas passiert – aber sie sagt nicht, was. Sie behauptet steif und fest, sie wisse nur, daß sie von der Schule nach Hause wollte und dann irgendwann die Point Road hinunter auf die Stadt zuging." (S. 21)

Plötzlich wird Jack von einer verdrängten Erinnerung überfallen: Er war es, der wie unter einem fremden Zwang seine Tochter Sarah schwer misshandelt hat, was der Auslöser ihres Traumas war.

Durch Zufall – oder durch den Einfluss einer unbekannten Macht – findet Elizabeth den Eingang zu der Höhle, in der die Leiche von Beth liegt, und steigt hinab.

Das Licht glitt über den Boden der Höhle. Und dann glitzerte plötzlich der Gegenstand wieder auf, der Elizabeth schon von oben aufgefallen war. Es war

ein goldenes Armband mit einem kleinen Opal. Es befand sich noch immer am Handgelenk seines Besitzers, pas Skelett lag direkt unter der Öffnung des Schachtes, in der gleichen Position, wie der Körper vor Jahrzehnten aufgeschlagen war. Hier und da hingen noch Kleiderfetzen an den Knochen, aber sie zerfielen sofort, als Elizabeth sie berührte. Der Beutel, den sie heruntergeworfen hatte, hatte durch seinen Aufprall einige der Rippen über den Boden verstreut. Sie legte ihn zur Seite und spielte weiter mit dem Licht auf dem Boden. Sie hob eine verrostete Haarspange auf, die neben dem Schädel lag, und betrachtete sie eingehend.

„Ich wußte, daß ich dich hier finden würde“, flüsterte sie. „Du wirst sehen – jetzt wird alles gut.“ Sie suchte einen Platz für die Taschenlampe, von dem aus das Licht auf die alten, bleichen Knochen fiel.

Elizabeth arbeitete langsam und methodisch. Vorsichtig bewegte sie die Knochen und arrangierte sie in einer Ecke der Felsenkammer so, daß das Ske-

> lett schließlich mit über der Brust gefalteten Händen dalag. Zuguterletzt legte sie noch einen flachen Stein als Kissen unter den Totenkopf. Sie betrachtete ihr Werk mit einem zufriedenen Lächeln. Und dann machte sie das Armband von dem Handgelenk des Skeletts ab. Ein seltsamer Schimmer trat in ihre Augen, als sie es sich selbst anlegte. (S. 130f)

Elizabeth tötet ihren geliebten Kater, drapiert ihn zu einer Art Familienfeier in der Höhle, und massakriert ihn schließlich, als er auf ihre Fragen nicht reagiert.

Anschließend legt Elizabeth ihrer Schwester Sarah nicht nur Beths Armband, sondern auch das blutige Halsband des Katers an, so dass die Eltern meinen, Sarah hätte das Tier getötet. Doch damit ist es noch nicht genug: Elizabeth lockt weitere Kinder in die Höhle und hindert sie am Verlassen, indem sie die Strickleiter hochzieht.

Wehe, wenn sie wiederkehren ist der erste Roman, den der spätere Erfolgsautor John Saul unter seinem eigenen Namen veröffentlich hat. Das Werk ist von einer ausnehmend unheimlichen Stimmung erfüllt,

hat allerdings auch einige Schwächen: Zum einen ist die Handlung zu sehr gedehnt, und zum anderen ist die Charakterisierung der Figuren nicht ganz stimmig.

Christian Wunderlich
DACHS NASEWEISS
Phantastische Geschichten aus dem Wunderlichen Wald
Illustriert von Verena Körting
SAUERLÄNDER

Christian Wunderlich (Text) & Verena Körting (Illustrationen)
Dachs Naseweis. Geschichten aus dem Wunderlichen Wald
Sauerländer (HC 122 S./€ 15,00)
Frankfurt am Main 2023
Genre: Phantastik

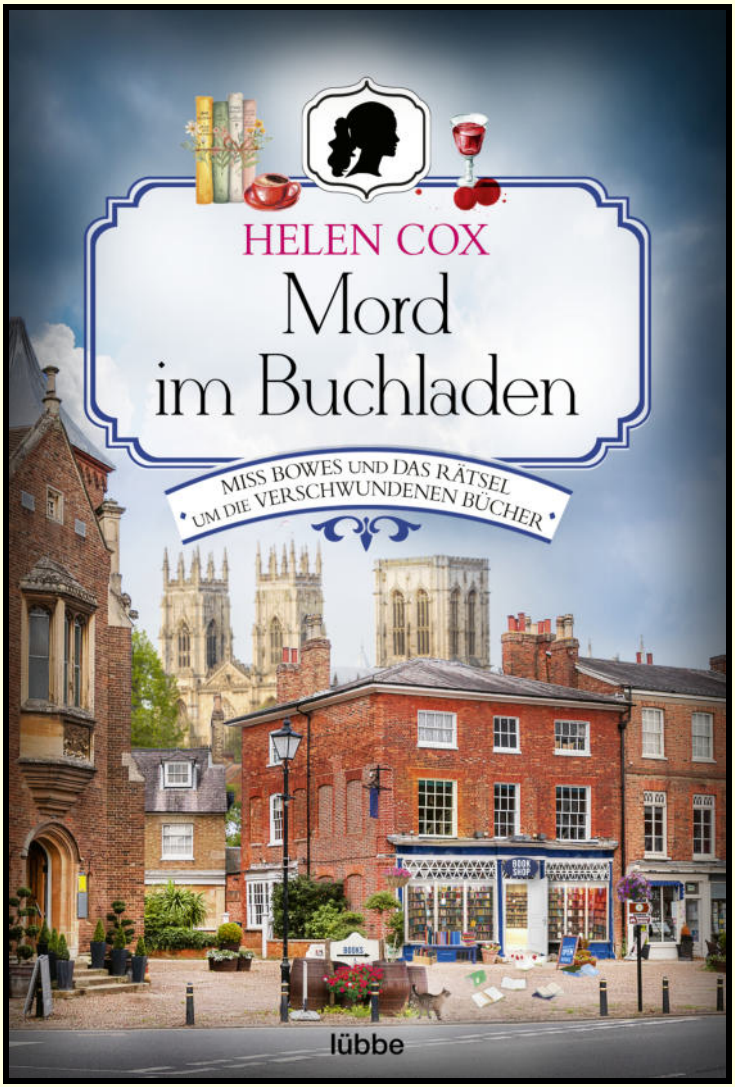
Vor gar nicht allzu langer Zeit…

… lebte im Wunderlichen Wald, dort, wo noch nie ein Mensch gewesen ist, ein Dachs. Tatsächlich lebt er immer noch da, und von seinen Abenteuern erzählt man sich weit über alle Wälder hinweg. Sie führten ihn unter die Erde und über die Wolken und immer ins tiefste Innere seines Herzens. Und da er eine schneeweiße Nase hatte und ein junger, neugieriger Dachs war, nannte man ihn „Dachs Naseweiß“. Natürlich lebte er nicht alleine im Wunderlichen Wald. Dachs war umgeben von den besten Freunden, die er sich wünschen konnte: der klugen Dachsima; dem liebeskranken Wildschwein Francois; der ungeschickten Baumeisterin, Biberin Biba; dem ängstlichen Ilge Igel; dem mu-

tigen Maulwurf und dem schüchternen Hasenmädchen Schlappi. (S. 11)

Dachs Naseweis erlebt mit seinen Freunden die lustigsten Abenteuer. Aber obwohl er immer guten Mutes ist, vermisst er doch seinen verschollenen Vater sehr. Am Ende der letzten Geschichte findet er eine Flaschenpost, in der ihm sein Vater mitteilt, dass er lebt und Hilfe braucht.

Dachs Naseweis ist eine Sammlung unterhaltsamer und herzerwärmender Geschichten über Tierfreunde in einem wunderbaren Wald, sehr ansprechend illustriert von Verena Körting. Das Ende deutet auf eine Fortsetzung hin, die von den kleinen Lesern sicher stark erwartet wird.

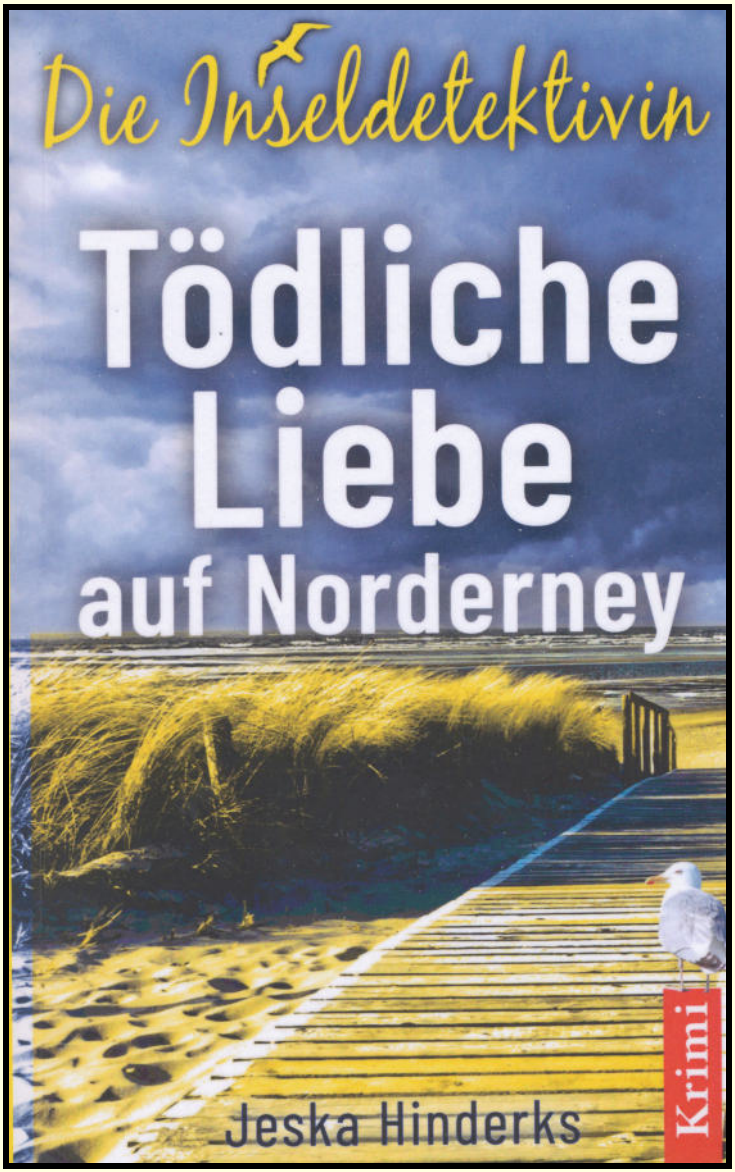

HELEN COX
Mord im Buchladen
MISS BOWES UND DAS RÄTSEL UM DIE VERSCHWUNDENEN BÜCHER
lübbe

Helen Cox
Kitt Hartley 2: Mord im Buchladen. Miss Bowes und das Rätsel um die verschwundenen Bücher
***(A Body in the Bookshop,* 2019)**
Lübbe (TB 304 S./€ 10,00)
Köln 2022
Aus dem Englischen von Barbara Röhl
Genre: Krimi

„Ein Hammer. Banks hat ihn als ihr Eigentum identifiziert. Sagte, sie bewahre ihn in dem Werkzeugkasten in ihrer Garage auf, und als sie nachgesehen habe, sei er verschwunden gewesen. Natürlich waren ihre Fingerabdrücke darauf, aber der Angreifer trug Handschuhe und hat einige davon verwischt, was manche von uns hoffen lässt. Das macht es fraglich, ob Banks die letzte Person war, die ihn berührt hat, aber es ist nicht eindeutig. Die Teilabdrücke stammen von ihr. Die Waffe gehört ihr, und sie ist mit dem Blut des Opfers verschmiert.“ (S. 19f)

Detective Sergeant Charlotte Banks wird verdächtigt, einen Bücherdieb mit einem Hammer niedergeschlagen zu haben und wird deshalb suspendiert, während das Opfer schwerverletzt im Krankenhaus liegt. Ihr Vorgesetzter, Detective Inspector Malcolm Halloran glaubt jedoch an Charlottes Unschuld und bittet daher seine kriminalistisch befähigte Freundin, die Buchhändlerin Evie Bowes, bei der Aufklärung mitzuhelfen. Evie wiederum fordert die Hilfe ihrer Freundin Kitt Harley an, die an der Vale of York University als Bibliothekarin arbeitet.

Mord im Buchladen gehört zum Subgenre der Cozy Crime Novels, die Kriminalfälle mit einer sympathischen Atmosphäre verbinden.


Die Inseldetektivin
Tödliche Liebe
auf Norderney
Jeska Hinderks
Krimi

Jeska Hinderks []
Inseldetektivin 1: Tödliche Liebe auf Norderney
Eigenverlag Amazon Fulfillment
(PB 232 S./€ 11,90)
Polen 2021
Genre: Krimi

„Das ist ein aktuelles Foto von ihm“, sagte Ulla Meinert. „Aber vermutlich hat er sich, seit er auf Norderney ist, einen Drei-Tage-Bart wachsen lassen. Das macht er immer, wenn er für längere Zeit mit seiner Geliebten zusammen ist.“

Detektivin Rieke Jansen saß auf der Wohnzimmercouch in der Villa von Sebastian und Ulla Meinert in Nessmersiel, in der Nähe von Norden, nur einen Steinwurf von der Nordseeküste entfernt. Sie nahm das Foto und betrachtete es aufmerksam. Sebastian Meinert war ein großer, sportlicher Mann mit markantem Kinn, braunen Haaren und wachen Augen.

„Wie alt ist er?“

„45.“

„Er macht einen sympathischen Eindruck“, sagte Rieke und lächelte ihre Auftraggeberin an.

„Ja, ja, ich weiß … Deshalb habe ich mich auch in ihn verliebt und geheiratet. Sie sind nicht die einzige, die das so sieht. Er weiß, wie er auf Frauen wirkt. Er kommt viel herum und hat überall eine kleine Fan-Gemeinde. Küsschen hier, Küsschen dort. Aber oft genug bleibt es nicht dabei. Er ist ein Schürzenjäger, Weiberheld … Nein, wie sagt man heute?“

„Womanizer.“ (S. 7)

Der Unternehmer Sebastian Meinert befindet sich zur Zeit auf Norderney, wo er an einem Kongress teilnimmt. Er will auf der Insel Ökohotels errichten und sucht dafür nicht nur Bauland, sondern auch Investoren, die er mit attraktiv gestalteten Flyern anlocken will.

Seine Frau Ulla verdächtigt ihn jedoch, sich auf der Insel mit seiner Freundin treffen zu wollen, und beauftragt daher die Privatdetektivin Rieke Jansen, ihm nachzu-

spüren und vor allem scheidungsrelevante Fotos zu schießen.

Kaum auf Norderney angekommen, erfährt Rieke, dass eines der Ökohotels, die Meinert bereits bauen ließ abgebrannt ist – offenbar hat der Unternehmer auf der Insel nicht nur Freunde.

Aber er versteht es, sehr gewinnend Geld zu sammeln.

„Und deshalb kann ich Ihnen, trotz dieser mehr als ärgerlichen Begleitumstände, wirklich von ganzem Herzen den Kauf von Anteilsscheinen empfehlen. So sehen die Hotels der Zukunft aus. Ressourcenschonend, nachhaltig gebaut und klimaneutral. Was wollen Sie mehr? Mit diesen Bauten setzen wir die künftigen Standards. Gehen Sie nach Berlin, sehen Sie sich an, was auf dem Gelände des ehemaligen Flughafens Berlin-Tegel gerade passiert. Dort wird ein ganzes Wohnviertel komplett aus Holz gebaut. Und in Hamburg errichtet man Deutschlands höchstes Holzhaus. Das sind nur einige wenige Beispiele. Es tut sich was. Sie werden Ihren Kindern und

> Enkelkindern schon bald sagen können, dass Sie sich für die richtige Seite zum Wohl der Umwelt entschieden haben.“ (S. 18)

Bei der anschließenden Party schießt Rieke erste Fotos, die Meinert und eine attraktive Frau zwar nicht in verfänglichen Posen, aber doch zusammen zeigen. Außerdem lässt sie ihm eine Nachricht des Inhalts „Bis heut Abend! Deine Rieke“ zustellen, um ihn ein wenig zu verwirren.

Meinert ist auf Norderney sehr umstritten: Erstens sind viele Einheimische gegen den Bau neuer Hotels; zweitens entbrennt ein Wettstreit um die raren Bauplätze; und drittens gilt Meinert bei einigen Fachleuten sogar als Betrüger, der seine Investoren, die er aus unerfahrenen Bürgern übervorteilt. So erzählt es jedenfalls ein älterer Herr unserer Detektivin.

> „[…] Und die Sache mit den ach so ökologischen Holzhotels ist eine Seifenblase. Das ist eine Luftnummer, mehr nicht.“ Er wollte gar nicht wieder aufhören. „Nachwachsende Rohstoffe, Kli-

> mawandel aufhalten, verantwortungsvolles Übernachten … Das ist Wortgeklingel vom Feinsten. Das hört sich alles super an, aber das sind nur Nebelkerzen, die er zündet, damit keiner wagt, kritische Fragen zu stellen. Vergessen Sie die versprochene Rendite. Das wird ein Riesengrab für die Anleger. Holz hat nun mal die dumme Angewohnheit, leicht zu brennen. Das haben wir ja gesehen.“ Er deutete mit dem Kopf zur Ruine. „Deshalb verfeuert man es doch. Machen Sie das mal mit einem Ziegelstein …“ Ein bitteres Lachen folgte. (S. 36)

Die ganze Insel ist schockiert, als Meinerts Geliebte Maria Bockel ermordet aufgefunden wird. Die Ehefrau beendet daraufhin Riekes Auftrag; den großzügigen, bargeldigen und quittungsfreien Vorschuss darf die Detektivin allerdings behalten. Doch Rieke will auf eigene Faust weiterbohren, als Meinert verhaftet wird, weil sie gefühlsmäßig nicht glaubt, dass er schuldig ist. Sie nimmt Kontakt mit Meinerts Anwalt Mi-

chael Poppen auf, der sie für weitere Ermittlungen engagiert.

Tödliche Liebe auf Norderney ist ein sowohl unterhaltsamer als auch spannender und gut konstruierter Krimi, der auch bei einem großen Verlag gut aufgehoben wäre.

MAREN BOHM
Das Vermächtnis der Pilgerin von Passau
Historischer Kriminalroman
PASSAU
GMEINER

Maren Bohm
Pilgerin von Passau 3: Das Vermächtnis der Pilgerin von Passau. Historischer Kriminalroman
Gmeiner (PB 538 S./€ 16,00)
Meßkirch 2024
Genre: Historischer Krimi

Tot! Endlich war er tot – durch ihren Willen!

Endlich hatte der Frevel ein Ende! Endlich hatte ihr geplagtes Herz Ruhe!

Salome lehnte sich einen Augenblick aufatmend auf ihrem kostbaren, reich verzierten Äbtissinnenthron zurück. Eine unbekannte Wärme durchflutete sie und ein herrliches Gefühl von Macht.

Welch eine Wonne! Welch ein Triumph! Er war tot! Nur der Tod konnte sie scheiden, und sie hatte das Band der Ehe durchschnitten. Hatte Bernhard gedacht, er würde die Ehe nicht brechen, nachdem der Papst ihre Ehe für ungültig erklärt hatte? Hatte er sich in Sicherheit gewiegt, er könnte rein und ohne Schuld mit dieser Alice buhlen gehen, während sie sich vor Gram und

> Wut verzehrte? Jesus aber spricht: „Wer eine Frau ansieht, um sie zu begehren, der hat schon in seinem Herzen die Ehe gebrochen."
>
> „Mich hast du nie geliebt", hauchte sie. (S. 9f)

Es ist das Jahr 1124. Graf Bernhard, der Ehemann von Alice, der Pilgerin von Passau, ist tot, ermordet. Seine erste Frau, Salome, die jetzige Äbtissin des Klosters Marienstein, jubiliert, weil es ihr gelungen ist, den Untreuen aus der Welt zu schaffen.

Bernhards zweite Frau Alice dagegen wird von ihrem eigenen Sohn Luitger, dem Erben des Grafen, verstoßen, und zusammen mit Wolfhart, dem natürlichen Sohn Bernhards, muss sie sich auf erneute Wanderschaft begeben. Die Zeiten sind gefährlich, denn Herzog Friedrich II. von Schwaben/Staufen befindet sich im Krieg gegen König Lothar III.

Das Vermächtnis der Pilgerin von Passau schließt die unterhaltsame, gut geschriebene und historisch genaue Trilogie um die mutige Alice ab.

SABINA
NABER
DER LETZTE ENGEL SPRINGT
Kriminalroman
Wien live
edition

Sabine Naber [1965–]

Maria Kouba 4: Der letzte Engel springt

Echomedia (TB 368 S./€ 9,90)

Wien 2007

Genre: Krimi

> Die Rechtecke tänzelten im Gegenlicht der ersten Sonnenstrahlen und hatten eine frappierende Ähnlichkeit mit Euroscheinen. Alle Varianten, von Fünfern bis Zweihundertern, schwebten am Fenster vorbei. Eigenartig, welche Visionen ein Hirn produzieren konnte.
>
> Unwillkürlich reckte Kommissarin Maria Kouba den Kopf, drehte den Körper in den Papierregen, der von Blau über Grün und Rot bis Orange changierte. Im nächsten Moment war der Zauber vorbei und Maria merkte, dass sie, wenn sie nicht sofort etwas unternahm, von der Fensterbank rutschen würde, auf der sie saß. Sie ließ sich in die Wohnung gleiten. Schwebende Euroscheine? (S. 7)

Auch wenn es die Wiener Kommissarin Maria Kouba nicht glauben mag: Vor ihrem

Fenster flattern tatsächlich Geldscheine in rauen Mengen vom Himmel, die alsbald von eifrigen Passanten aufgesammelt werden.

Selbstverständlich steckt die Wir-AG dahinter, eine moderne Variante von Robin Hood and His Merry Men, welche die Reichen bestiehlt beziehungsweise erpresst und dann den Geldsegen wortwörtlich über den braven Bürgern ausschüttet.

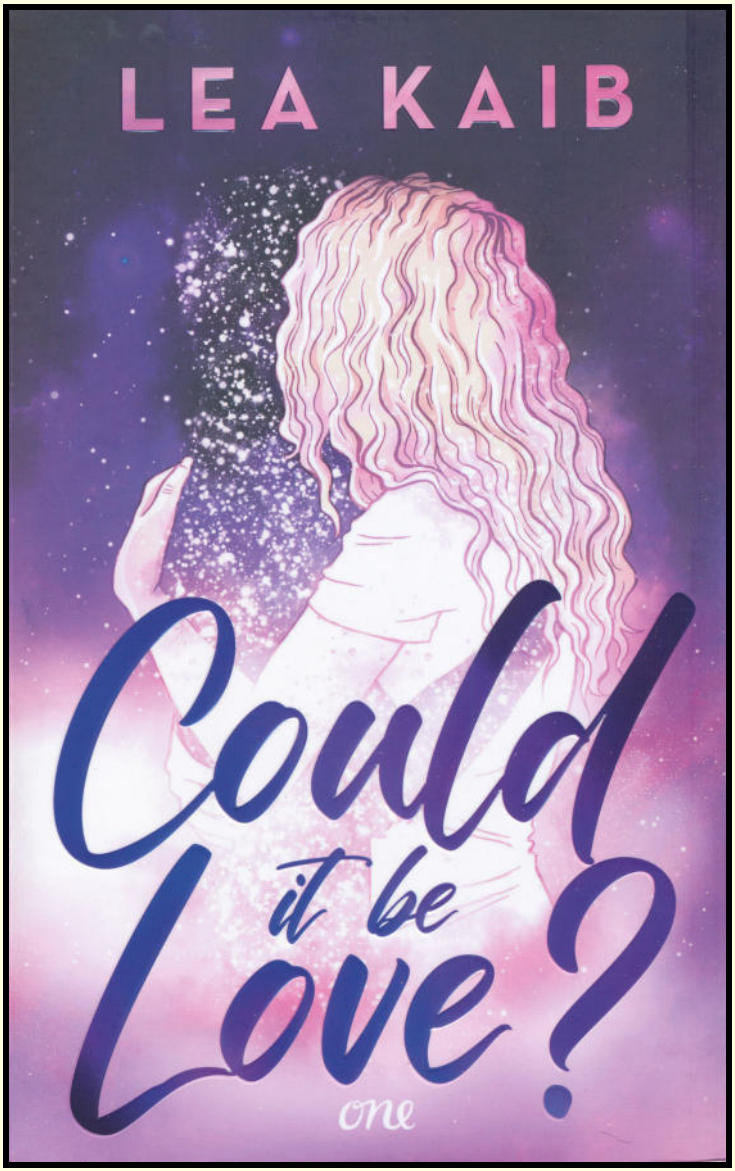
Marias Kollege Gerhard Navratil weiß zu berichten.

> „Fünf Leut – fünf reiche Leut haben heute Nacht so eine komische Figur geschenkt bekommen, so ein dickes, kleines Manderl, mit einem Zettel drauf. Alles bussifeine Einbrüche.“ (S. 11)

Und das Schönste an der Sache ist: Keiner der Bestohlenen erstattet Anzeige, was Maria Kouba und ihren Kollegen und Lebensgefährten Philip Roth zu der Annahme verleitet, dass es sich bei den Euroscheinen um Schwarzgeld handelt. Aber die Polizei muss selbstverständlich trotzdem ermitteln.

Sabine Naber erzählt in *Der letzte Engel springt* in wunderbar ironischem Tonfall ei-

ne schräge Geschichte, die sich so nur in der Hauptstadt des Schmähs zutragen kann. Leider zerdehnt die Autorin die Handlung mit allzu viel Nebensächlichkeiten, anstatt sich auf die eigentliche Handlung zu konzentrieren.


LEA KAIB
Could it be Love?
one

Lea Kaib
Could it be Love?
One (PB 496 S./€ 14,00)
Köln 2024
Genre: Science Fiction

Das Licht verändert sich, um mich herum wird es dunkel, und auch der Schmerz lässt endlich nach. Ich wage es, mich vorsichtig zu bewegen und glaube durch Wasser zu gleiten. Zu schweben. Ja, so muss es sein, anders kann ich dieses Gefühl der Schwerelosigkeit nicht beschreiben. Aber das ist vollkommen absurd! Ich muss einen Hitzeschlag haben oder so.

Und dann, als ich die Augen langsam öffne, um mich umzusehen, blicke ich in die Schönheit des Universums. Unendliches Schwarz und helle Sterne, die in bunten Strudeln leuchten. Ich habe keine Ahnung, wo ich bin, geschweige denn, was hier passiert, und gerade, als ich panisch schreien will, verändert sich die Umgebung, alles verschwimmt, und ich verliere das Bewusstsein. (S. 27)

Bonnie verliebt sich immer wieder, wagt es aber nie, ihrem Angebeteten beziehungsweise ihrer Angebeteten ihre Gefühle zu gestehen. Gegenwärtig ist sie beispielsweise in die himmlische Dee verliebt, die natürlich nichts von Bonnies Schwärmen weiß. Immerhin hat Bonnie noch ihre treue Schulfreundin Amy und ihre aufopferungsvolle Mutter zur Seite – ihr Vater ist leider schon verstorben.

Wenn Bonnie gerade wieder an einer unglücklichen Liebe leidet, dann erstellt sie sich eine dazu passende Playlist und versorgt sich in Jan's Records mit alten Schallplatten, denn von Streaming hält sie gar nichts.

Und als sie gerade der neuesten Playlist lauscht, wird sie von einem transdimensionalen Strudel erfasst und in ein alternatives Universum geschleudert, wo ihr Dad noch lebt und wo Luca, ihr erster Schwarm, fest mit ihr liiert ist.

Lea Kaib verbindet in *Could it be Love?* geschickt eine Reihe von herzbewegenden Liebesgeschichten mit Reisen in alternative Dimensionen.

Christoph
Poschenrieder

Die Welt ist im Kopf

Roman · Diogenes

*Poschenrieder, Christoph: Welt ist im Kopf

Christoph Poschenrieder [1964–]
***Die Welt ist im Kopf* (2010)**
Diogenes 24 086 (TB 342 S./€ 10,90)
Zürich 2011/150
Genre: Historischer Roman

Schopenhauer war wütend. Einen Veitstanz hatte er aufgeführt; am Ende hatten ihn die beiden Druckerlümmel verlacht und ihm mit schwarzen Pfoten eine lange Nase gedreht. Nachdem er das Haus des Verlegers verlassen hatte, war er losgelaufen, ohne Ziel, der Doktor der Philosophie, zum glimmenden Fünkchen verrauchter Kugelblitz, als welcher er hatte einschlagen wollen.

Es war himmelschreiend. Den ganzen Sommer hatte er wie ein verhungerter Lohnschreiber an der Reinschrift des Manuskripts gearbeitet, um nur ja den Termin zu halten. Der Verleger hatte versucht sich herauszureden, ihn lange vertröstet und schließlich alle Schuld auf die Druckerei geschoben. (S. 9)

Arthur Schopenhauer (1788–1860) hat im Jahr 1818 – er ist gerade dreißig Jahre alt – sein monumentales philosophisches Werk *Die Welt als Wille und Vorstellung* fertiggestellt und streitet sich mit seinem Leipziger Verleger Friedrich Arnold Brockhaus (1772–1823) über den Veröffentlichungstermin.

Brockhaus erinnert sich an die vielversprechenden Anfänge des Projektes: Schopenhauer war ihm als großer Denker empfohlen werden und forderte überdies kein wesentliches Honorar.

> Dabei hatte es vielversprechend begonnen. Der junge Mann war von einem gemeinsamen Bekannten als höchst interessanter Kopf empfohlen worden, welcher vielleicht an Denkkraft und ernstem Willen und Tiefe des Studiums von keinem Lebenden überboten wird. Und, auch nicht reizlos, auf großes Honorar mache er angeblich keinen Anspruch. Er stammte aus gutem Hause (die Teegesellschaften seiner Mutter hatte Goethe regelmäßig besucht) und trug einen nicht unbekannten Namen. Brockhaus hatte gefällig geschriebene

> Reiseberichte der Johanna Schopenhauer verlegt und ordentliches Geld damit verdient.
>
> Ein philosophisches Werk also: warum nicht? Hegel (anderen Verlegern verpflichtet), Fichte (tot) und Schelling (jüngst wenig produktiv) – diesem Dreigestirn stand in der zeitgenössischen deutschen Philosophie nichts entgegen, niemand, der Unruhe stiftete, die Großen herausforderte.
>
> Da war der höchst interessante Kopf gerade recht gekommen.
>
> Im März hatte Brockhaus frohgemut unterschrieben. (S. 14f)

Aber schon bald beginnt Schopenhauer, Brockhaus mit Details wie Druckfehler, Zeilenzahl und vor allem Veröffentlichungstermin zu quälen. Schopenhauer reist nach Dresden ab und schreibt von dort grobe Briefe nach Leipzig; Brockhaus antwortet, Schopenhauers Schinken eigne sich nur für Makulatur; und am Ende redet man nicht mehr miteinander.

Allerknappste Anrede, sagte Brockhaus.

Mein Herr –, schrieb der Sekretär.

– ich hatte in Ihrem letzten Brief vor allem einen Beweis für Ihre beleidigenden Behauptungen oder einen Widerruf derselben erwartet, – Brockhaus holte tief Luft – und da sich weder das eine noch das andere darin befindet, und ich Sie also fortan für keinen Ehrenmann halte, so kann künftig kein Briefwechsel zwischen uns stattfinden. Punkt. Daher werde ich Ihre etwaigen Briefe, die ohnehin in ihrer… göttlichen Grobheit – wie ist das ? -

Treffend, sagte der Sekretär.

– und Derbheit eher auf einen Lohnkutscher als auf einen Philosophen schließen lassen, gar nicht annehmen, wenn ich Ihre Handschrift auf der Adresse erkenne. Punkt.

Der Verleger blies eine Wimper vom Brillenglas.

Ist er wirklich weg?

Der Sekretär ging hinunter in die Eingangshalle und kehrte grinsend zurück.

Gedankenstrich.

> Ich hoffe nur, dass meine Befürchtung, an Ihrem Werke bloß Makulatur zu drucken, nicht in Erfüllung gehen werde.
> *Punkt.* (S. 16)

Den Vertrag hält Brockhaus dennoch ein, wenn auch erst ein Jahr später.

Schopenhauer beschließt, es dem großen Goethe gleich zu tun und seiner Seele in Italien, insbesondere Venedig, Erfrischung zu gönnen. Mit sich führt er ein Empfehlungsschreiben von Johann Wolfgang von Goethe (1749–1832) an den skandalumwitterten Lord Byron, genauer George Gordon Noel, 6. Baron Byron (1788–1824), der sich gegenwärtig ebenfalls in Venedig aufhält.

Beim Überqueren der Grenze nach Österreich ist nicht nur mit dem Zoll, sondern auch mit der allgegenwärtigen Geheimpolizei des Habsburgerreiches zu rechnen. Der zuständige Beamte ist jedoch gnädig und schreibt einen günstigen Bericht über den Reisenden in sein Protokollbuch, welchen er mit einem vortrefflichen Stempeldruck abschließt.

Erleichtert klappte der Beamte das Buch zu.

Vorschnell!, schalt er sich.

Und öffnete es wieder, denn natürlich fehlte noch der würdige Abschluss des Verfahrens, der herrlich dumpfe Zweiklang eines kraftvollen und ordnungsgemäß ausgeführten Stempelstoßes. Er tippte zärtlich mit den Fingerspitzen an die Knebel der verfügbaren Stempel. Sodann: Erst mit dem Mittel- und Ringfinger der stempelführenden Hand den Deckel des Stempelkissens aufgeworfen (mit hell blechernem Klang schlägt er auf der Tischplatte auf); ein aus langer Erfahrung (hier zu berücksichtigen: Saugfähigkeit des Papiers, Füllgrad des Kissens) bemessener Druck auf die samtschwarz glänzende Prallfläche, das Zurückfedern des Stempels, der gleitende Übergang dieser einleitenden in die vollendende Bewegung (idealerweise eine Parabelbahn), das Niedersausen des Stempels auf die angezielte Stelle im unbedingt lotrechten Aufprall – und dann das sofortige Abheben ohne seitwärtiges Rutschen, Drehen oder Ziehen,

> was den gestochen scharfen Abdruck nur verdorben hätte: So sollte es sein, so gelang es. (S. 56f)

In Venedig schließlich dient sich ein Hund namens Ciccio dem Philosophen als Fremdenführer an und erledigt seine Aufgabe zur vollsten Zufriedenheit Schopenhauers; unter anderem macht der Neuankömmling auf diese Weise die Bekanntschaft einer überaus attraktiven Metzgersgehilfin namens Teresa.

Freilich, die österreichische Geheimpolizei bleibt Schopenhauer den Fersen, denn er hat sich in Begleitung des Byron-Imitators Fidelis von Morgenrot als Brachmann, also als Tierfreund, bekannt, und wird daher den energischst zu bekämpfenden Insurgenten zugerechnet.

Die Welt ist im Kopf besticht durch eine einzigartig elegante, präzise und ironische Sprache: Der Roman ist ein Meisterstück der Schriftstellerkunst.

Inhaltlich ähnelt das Werk einer Anekdotensammlung, in der Überliefertes neben Erfundenem steht; beide Aspekte sind so raffiniert verquickt, dass wohl nur der ge-

bildetste Leser genau erkennen kann, wo der eine endet und der andere beginnt. Dabei weiß Poschenrieder nicht nur über Schopenhauer, sondern auch über andere Größen der Zeit wie Goethe und Byron und weitere Figuren wie Schopenhauers Schwester Adele, die von ihm geschwängerte Buchbindersgehilfin Karoline, seine neueste Eroberung Teresa und viele Andere aus deren Blickwinkel Interessantes und Originelles zu erzählen.

Bewundernswert sind dabei Poschenrieders Kenntnisse von Schopenhauer und seiner Zeit, die er sich wohl in jahrelangem Studium angelesen haben muss.

Auch darüber hinaus ist der Autor ein Freund exakter Beobachtungen, wie der folgende Abschnitt beweist, in dem der Hund Ciccio mit einem Knochen belohnt wurde.

> Ein Sandkruste auf der Nase verriet Schopenhauer, dass er den Knochen vergraben hatte. (S. 147)

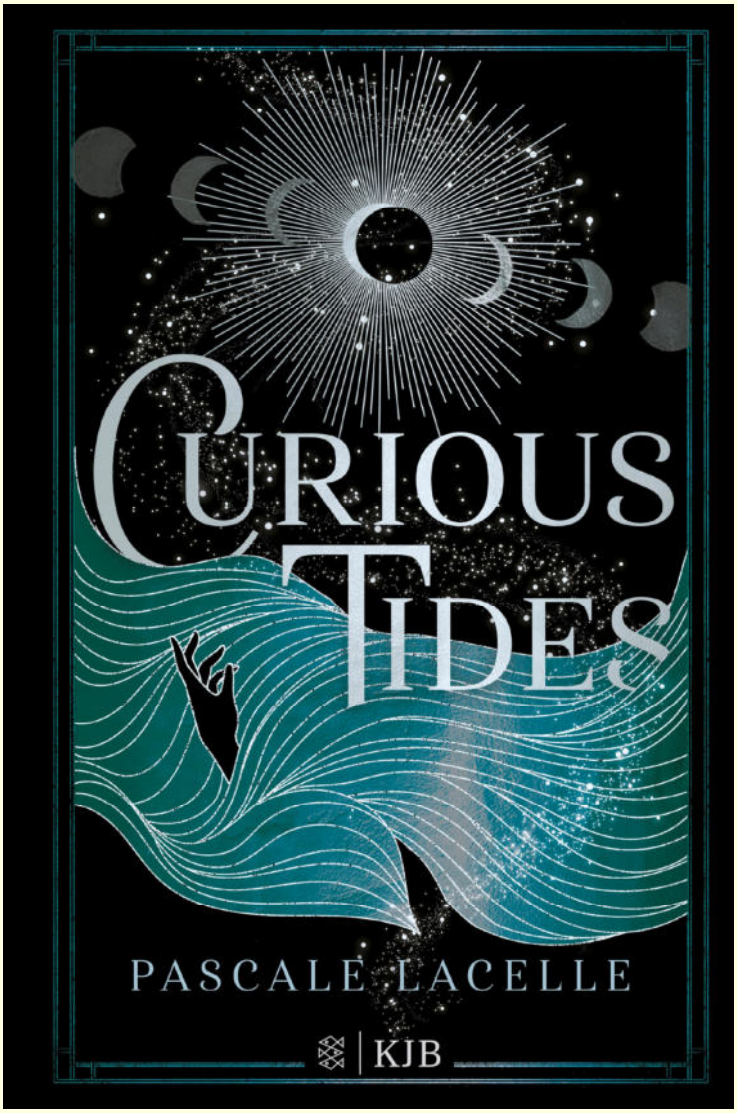
Hunde pflegen das Loch, in dem sie ihren Knochen verbergen wollen, zu graben, in-

dem sie ihre Pfoten in rascher Folge zu zum Körper hin über den Boden scharren. Das Zuschütten des Loches bewerkstelligen sie jedoch, indem sie mit der Nase die lockere Erde wieder von sich weg ins die Vertiefung schieben; anschließend klopfen sie die Erde mit den Pfoten sachte fest. Poschenrieders Schilderung beweist, dass er sich auch in Bezug auf diese Kleinigkeit aufs Genaueste informiert hat.

Natürlich kommt auch die Philosophie nicht zu kurz, wie man bei einem Roman über den Verfasser von *Die Welt als Wille und Vorstellung* erwarten kann. Nach Schopenhauer ist die Welt Wille, weil sie geschaffen wurde, von wem oder was auch immer; und sie ist Vorstellung, weil wir Menschen uns ein Bild von ihr machen. Einige seiner Hauptaussagen lassen sich so formulieren: Die Welt ist irrational; ein scharfer Verstand bewirkt mehr als eine umfassende Bildung; nach Glück zu streben ist wegen seiner Flüchtigkeit sinnlos, wohingegen das Erforschen von Wahrheit für die Ewigkeit ist.

Was der Schopenhauer des Romans jedoch in Venedig erkennen muss, ist, dass

die unbeeinflussbaren Gefühle des Menschen die Kraft seines Willens mühelos übersteigen. Mag ein Mensch auch noch so weise sein und noch so viele kluge Gedanken hervorgebracht haben, seinem vorbewussten Drang ist er mehr oder weniger hilflos ausgeliefert – ausgenommen vielleicht die großen, selten gesäten Heiligen.


CURIOUS
TIDES
PASCALE LACELLE
KJB

Pascale Lacelle
Drowned Gods 1: Curious Tides
***(Curious Tides*, 2023)**
Fischer KJB (HC 652 S./€ 22,90)
Frankfurt 2024
Aus dem Englischen von Bea Reiter
Genre: Fantasy

Sie ertrank in einem Meer aus Sternen. Emory wusste, dass sie jetzt sterben würde, erdrückt von dieser seltsamen Flut. Sie hoffte, dass der Körper, der sie streifte, Romie war; sie wollte nicht allein sterben.

Die Dunkelheit zwischen den Sternen barg Erinnerungen, die sie vergessen wollte: eine Höhle, die sich wie der Schoß einer Mutter anfühlt, die Studenten darin, Romie, die angesichts des schnell und unausweichlich hereindringenden Meeres die Augen aufreißt.

Wir sind geboren aus dem Mond und den Gezeiten, und zu ihnen kehren wir zurück.

Doch Emory war noch nicht bereit dazu.

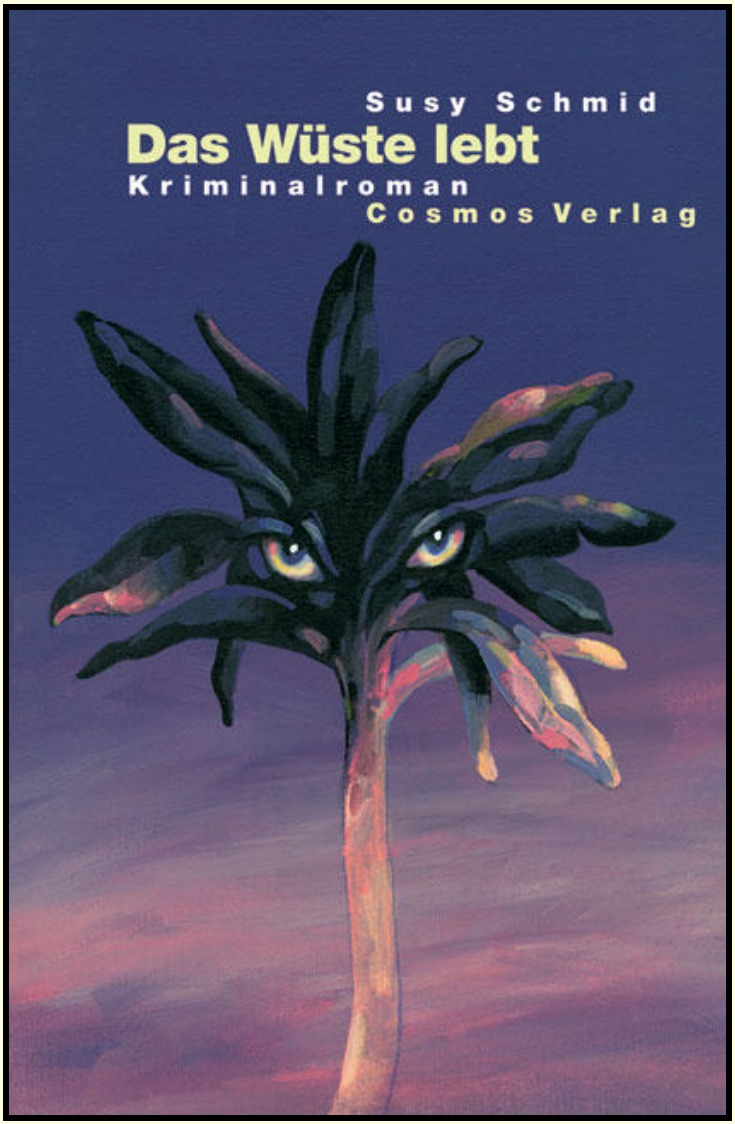
> Der Gedanke war ein Rettungsanker, nach dem sie griff; ihre Hände gruben sich in den nassen Sand, bis sie etwas Festes, Schweres fanden, an dem sie sich festhalten konnten.
>
> *Emory, Emory,* flüsterte das Meer, als wollte es sie nicht gehenlassen. Doch es gab sie frei, während sie ans Ufer kroch. Die zurückweichenden Wellen ließen die Form des Ankers im Sand sichtbar werden. (S. 15)

Emory Ainsleif besucht das Aldryn College für Mondmagien, das in fünf Häuser aufgeteilt ist: Haus Neumond; Haus zunehmender Mond; Haus Vollmond; Haus abnehmender Mond; Haus Eklipse. Da Emory eine Heilerin ist, wurde sie dem Haus Neumond zugewiesen.

Der wiederkehrende Traum, der Emory quält, erinnert sie an ein schreckliches Ereignis, das sich letztes Jahr, ihrem ersten an Aldryn, zugetragen hat: Bei einer Mutprobe im Meer, an der neun Schüler teilgenommen haben, ist nur eine mit dem Leben davongekommen, nämlich sie selbst. Auch ihre beste Freundin Romie musste sterben.

Emory leidet darunter, dass sie überlebt hat, aber Basil Brysden, Romies schüchterner Bruder, ein seltener Zeitspinner, verargt ihr das Überleben nicht. Im Gegenteil, er glaubt zu wissen, warum Emory nicht sterben musste: Weil Emorys Mutter ihr Geburtsdatum falsch angegeben hat, wurde sie als Heilerin eingeteilt, während sie in Wirklichkeit die einzige und einmalige Gezeitenruferin wäre.

Curious Tides ist ein phantasievoller und unterhaltsamer Jugendroman und stellt den ersten Teil einer Duologie dar.


Susy Schmid
Das Wüste lebt
Kriminalroman
Cosmos Verlag

*Schmid, Susy: Wüste lebt

Susy Schmid [1964–]
Evi Gygax 2: Das Wüste lebt
Cosmos (HC 194 S./€ 24,00)
Muri bei Bern 2007
Genre: Krimi

> Etwa zwanzig Personen konnte das Vehikel aufs Mal transportieren, samt Gepäck, samt Zelten und Feldbetten, samt einem vollständig eingerichteten Küchenzelt, samt einem grossen Wassertank und einem nur unwesentlich kleineren Ghettoblaster. (S. 8)

Das Britische Touristik-Unternehmen „Unlimited Ltd.“ mit Zweigstelle in der Schweiz organisiert exotische Reisen mit einem robusten Lastwagen der englischen Firma Bedford, der groß genug ist, die Reisenden sowie Gepäck und Verpflegung zu transportieren. Diesmal ist auch die unternehmungslustige, aber wenig bemittelte junge Schweizerin Evi Gygax mit von der Partie, und zwar als Köchin, was sowohl ihren Mitreisenden als auch ihr selbst zugute

kommt, weil Evi kostenlos und, was sie allerdings nicht klarstellt, vielleicht sogar gegen Bezahlung mitreisen kann. Fahrer und Tour-Leader ist der sich gern als Macho aufspielende, sonst aber durchaus kompetente Marc Meili.

Die Reise durch Frankreich und Spanien verläuft wie gewünscht, aber auf einem Campingplatz in Marokko kommt es zu einem Drama: Die wenig beliebte Mitreisende Beatrice Gebhardt wird tot aufgefunden, was Evi und die Engländerin June besorgte Fragen diskutieren lässt.

„Ich habe mir überlegt“, sagte June langsam, „ob Beatrice vielleicht selbst… nicht mehr leben wollte.“

„Hm, ja, das ist mir auch schon in den Sinn gekommen. Aber wer hat sie nachher so ordentlich zugedeckt? Und - ehrlich, wenn du dich umbringen wolltest, würdest du dir da, zack, selber ein Messer in die Brust stecken? Das braucht doch ziemlich Nerven! Vor allem, wenn du beim ersten Mal nicht fest genug zustichst oder eine Rippe tupfst. Beatrice hatte zwei Wunden in der

Brust, vergiss das nicht. Sie müsste den Hegel herausgezogen und ein weiteres Mal angesetzt haben. Horror! Also, ich würde viel eher irgendwo runterspringen. Oder ein paar Hände voll Tabletten schlucken. Oder, wenn ich schon ein Messer in der Hand habe, mir die Pulsadern aufschneiden, schön stilvoll, wie ein römischer Philosoph. Und zwar längs der Ader nach, nicht quer dazu. Das ist sicherer. Hab ich gelesen!“

June wedelte gedankenvoll mit einem nassen Teller. „Vielleicht wollte Beatrice nicht langsam verbluten. Hatte keine Pillen dabei. Und von romantischen Klippen zum Sichrunterstürzen wimmelt es hier in der Gegend ja nicht gerade. Aber wahrscheinlich hast du recht. Das war wohl kein Selbstmord.“

Evi nickte. „Und auch kein Unfall.“

„Versehentliches Selbst-Erstechen?“, grinste June. „Wohl kaum.“ (S. 12)

Ja, Beatrice ist ganz ohne Frage erstochen worden, und das ausgerechnet mit Evis sündteurem Küchenmesser, das ihr jetzt

stark abgeht, weil es als Beweismittel festgehalten wird.

Evi macht aus ihrer Abneigung gegen die Verglichene kein Hehl.

> „[…] Ich mochte sie nicht. Ich tue ihr wohl nicht unrecht, wenn ich behaupte, dass niemand in unserer Gruppe wirklich gut mit ihr ausgekommen ist. Geschweige denn mit ihr befreundet war."
>
> June seufzte. „Stimmt. Miss Popularity war sie nicht gerade. Wahrscheinlich hat sie nicht bloss die falsche Gruppe erwischt, sondern überhaupt die falsche Art zu reisen. Ich hätte sie eher in einem von diesen 5-Sterne-Cars gesehen, so einem mit Klimaanlage und einem Fahrer, der fünfhundert Witze auswendig kann." (S. 14)

Es ist daher kein Wunder, dass Evi in dieser Nacht Probleme mit dem Einschlafen hat.

> Normalerweise spürte Evi beim Lesen im Bett, wie die komplizierte Maschinerie, als die sie ihr Bewusstsein verstand, sich abzuschalten begann. Einer nach

> dem anderen klickten die Schalter auf „Standby“, zeigten die Monitoren statt auf und ab zuckender, krakeliger Linien nur noch eine ruhige Dünung an. Schliesslich brannte nur noch ein trübes Kontrolllämpchen hinter Evis Augen, das endlich auch erlosch, worauf Evi das Buch aus der Hand fiel. (S. 18f)

Der Schneewittchensarg, in dem man Beatrice angesichts der südländischen Temperaturen aufbewahrt hat, ist ein mit dem Rücken auf dem Kellerboden des Campingplatzladens aufgebockter Getränkekühlschrank, durch dessen nun oben liegende Glastür man die Leiche betrachten kann.

> Sämtliche Mitglieder von Evis Reisegruppe, ihr unmittelbarer Vorgesetzter Marc Meili und der Inhaber des Campingplatzes („La Palmeraie Camping – Restaurant – Super-marche – Hot Showers“) waren in dem Kellerraum versammelt. Im Sitzen oder Stehen an die Wand gelehnt, in zwei Fällen auf den Knien auf dem sandigen Betonboden und in einem Fall – Evi machte einen

> Schritt in den Raum, während ihr klar wurde, was sie in dessen Mitte sah: einen Kasten, zwei Meter lang und anderthalb breit. Einen Stahlrahmen mit Seitenwänden aus Wurzelholzimitat und einem gläsernen Deckel, dessen Griff in Form eines Coca-Cola-Fläschchens gearbeitet war. (S. 20)

Schließlich trifft der nicht nur attraktive, sondern auch kompetente marokkanische Kriminaler Rachid Madnane ein und befragt die Reisenden reihum, denn aller Wahrscheinlichkeit nach ist der Mörder unter ihnen zu finden.

Die leicht erregbare Mitreisende Nicole Roth wird von einem Mann unangemessen berührt, woraufhin diese ihn und dessen ungefragten Unterstützer mit zwei wohlgezielten Tritten – ins Gemächt sowie ins Knie – außer Gefecht setzt, bevor sie überwältigt werden kann. Mit dieser Aktion zieht sie natürlich den Verdacht, Beatrice ermordet zu haben, auf sich.

Das Wüste lebt ist unterhaltsam, spannend, witzig, lehrreich und stilistisch her-

vorragend – ein kleines Meisterwerk der Literatur.

Susy Schmid schreibt zwar Hochdeutsch, streut aber regelmäßig idiomatische Schweizer Ausdrücke mit ein, die der Lektüre eine amüsante Note geben. Hier folgt ein kleines Beispiel: Marc, der sich selbst für einen Frauenheld hält, kanzelt den marokkanischen Kriminaler ab.

> „Hab schon gemerkt, wie er euch alle um den Finger gewickelt hat! Kaum taucht einer in Uniform auf, werden sämtliche Chicks giggerig“, knurrte der Chauffeur und klang dabei schon wieder ziemlich wie er selbst. (S. 81)

Die Bedeutung eines solchen Regionalwortes kann man in der Regel aus dem Zusammenhang erschließen: „Giggerig“ steht natürlich für „paarungsbereit“. Außerdem kann man auch Etliches mit etwas Nachdenken entschlüsseln: Der Hahn heißt im Südddeutschen Raum „Giggerl“, woraus die Schweizer offenbar das Eigenschaftswort „giggerig“ ableiten, das auf sexuell aktive Hennen bezogen wird.

Besonderen Aufwand pflegt die Autoren bei der Beschreibung der aufwändigen Gerichte, die Evi zu kochen pflegt. Dem Klappentext des Buches ist zu entnehmen, dass Susy Schmid „auf einem Lastwagen um die halbe Welt gereist“ ist, woraus man schließen kann, dass sie selbst höchstvermutlich auf diesen Reisen als Köchin tätig war und viel Selbsterlebtes in diesen Roman mit einfließen lässt. Auch die Beschreibung von Evi als etwas rundlich gebaut stimmt mit dem Autorenfoto überein.

STEFAN BURBAN
IM SCHATTEN DES PATRIARCHEN
ATLANTIS

Stefan Burban

Ruul-Konfikt 17: Im Schatten des Patriarchen

Atlantis (PB 302 S./€ 15,00)
Stolberg 2024
Genre: Science Fiction

Vizeadmiral Osborne räusperte sich und zog damit die Aufmerksamkeit aller Anwesenden auf sich. „Meine Dame, meine Herren, die Lage könnte kaum schlimmer sein." Er machte eine dramatische Pause. „Das Asken-dor-Reich hat die Hegemonie verraten und steht in offener Rebellion zum Triumvirat. Das macht unsere Position ungleich schwieriger. Ich habe die letzten zwei Tage damit zugebracht, Depeschen und Lageberichte mit Admiral Hoffer an der terranisch-ruulanischen Front auszutauschen. Wir sind einhellig der Meinung, dass unsere Expeditionsstreitkräfte fest und unerschütterlich an der Seite der rechtmäßigen Til-Nara-Regierung stehen müssen. Das bedeutet im Klartext, wir beziehen in diesem Bürgerkrieg klar Stellung und werden

die regierungstreuen Truppen in jeder Hinsicht unterstützen.“ (S. 16)

Das Terranische Konglomerat ist mit der insektoiden Til-Nara-Hegemonie verbündet. Beide führen einen verzweifelten Abwehrkampf gegen die Ruul, die von Asken-dor, Abtrünnigen der Til-Nara, unterstützt werden. Die Til-Nara sind in Gefahr, nicht nur besiegt, sondern auch ausgerottet zu werden, denn die Ruul haben den Terranern einen Virus gestohlen, der von diesen entwickelt wurde, als Terra und Til-Nara noch Feinde waren. Doch während Terra die Virenforschung aufgegeben hat, haben die Ruul den Virus noch gefährlicher gemacht. Der Ruul-Patriarch Kivor’sa-kor, unter den Seinen ein Ausgestoßener, verseucht nun einen Planeten der Til-Nara nach dem anderen.

„Leider sind die schlechten Nachrichten dadurch noch nicht erschöpft. Die Ruul und die Asken-dor sind in die Offensive gegangen. Innerhalb der letzten zweiundsiebzig Stunden haben ihre kombinierten Streitkräfte mehr als dreißig

Ziele entlang der Front angegriffen. Systeme, in denen das Terranische Konglomerat Stützpunkte unterhält, konnten sich relativ gut behaupten. Garnisonen, die ausschließlich oder zum überwiegenden Teil aus Til-Nara bestanden, hatten da wesentlich weniger Glück. Die Asken-dor warfen das Rage-Virus in rauen Mengen ab.“ Osborne senkte den Kopf. „Ich bedaure, Ihnen mitteilen zu müssen, dass sieben weitere Planeten an die Ruul gefallen sind. Aus zwei Systemen haben es unsere Truppen nur mit knapper Not geschafft, sich abzusetzen, bevor die Verteidigung überrannt wurde. Darüber hinaus haben unsere Tiefenraumsensoren umfangreiche Flottenbewegungen in einer Entfernung von sieben, neun und dreizehn Lichtjahren registriert. Der MAD vermutet, dass an diesen drei Standorten Verbände für einen zweiten Angriff auf das Dar’tai-System zusammengezogen werden. Wenn es den Ruul gelingt, unser Hauptquartier im Til-Nara-Raum zu zerstören, dann stehen wir endgültig mit heruntergelassenen Hosen da.“ (S. 6f)

Vizeadmiral Osborne sendet daher zwei Gruppen aus, das Unheil abzuwenden: Captain Harriman Bates vom MAD und seine ehemalige Kollegin und jetzigen Piratenführerin Lory Roberts sollen sich an die Nerai wenden, damit diese Verwandten der Til-Nara ihre Abneigung gegen ihre Vettern überwinden und ihnen zu Hilfe eilen. Außerdem sollen Major Joshua Keller und sein Rockets-Team Orca versuchen, den Ruul wiederum das von ihnen entwickelte Gegenmittel gegen den Virus zu stehlen.

Da spielt es sich ab, würde der Fachmann über die furiose Space-Opera *Im Schatten des Patriarchen*, die siebzehnte Folge der Ruul-Saga, sagen. Ein wenig verwirrend ist allerdings, dass auf dem Innenteil versehentlich der Titel des Vorgängerromans *Bruder gegen Bruder* stehen geblieben ist.

FERDINAND VON SCHIRACH
NACHMITTAGE
LUCHTERHAND
SPIEGEL
Bestseller

SUADA

Florian F. Marzin

Ferdinand von Schirach
Nachmittage
Luchterhand, 2022
175 Seiten, 22,– €

Ein wirklich dünner Band mit 26 *Erzählungen*, wie der Verlag im Klappentext hochtrabend untertitelt, denn viele der teilweise nur einseitigen Texte, sind bestenfalls als Skizzen zu bezeichnen, wie der Text *Einundzwanzig* zeigt, der den Abschiedsbrief des Dichters Heinrich Wilhelm Stieglitz, mit wenigen Sätzen kolportiert, denn wen inte-

ressiert schon Stieglitz, einen verkannter Dichter im frühen 19. Jhd. Um es gleich zu sagen, der Rest, obgleich manchmal bis zu zehn Seiten lang, ist auch nicht viel besser.

Es hat den Anschein, als ob der Verlag von dem Autor ein neues Buch gefordert hat, und der hat einfach mal seinen Papierkorb durchwühlt, ob digital oder noch klassisch als Blecheimern, und dort alles herausgesucht hat, was er eigentlich als nicht – oder noch nicht – publizierbar angesehen hatte. Keine der Erzählungen hat wirklich einen Anfang oder ein Ende, eins ist den meisten aber gemeinsam, sie behandeln die Begegnung des Protagonisten, meist ein Ich-Erzähler, mit einer Frau. Es sind bestenfalls Skizzen oder Szenen, die aus einem noch zu schreibenden oder schon geschrieben Werk stammen, und in dem schon genanntem Papierkorb gelandet sind. Das Ganze ist vergleichbar mit den in Mode gekommen directors cut beim Film, in dem Szenen, die in 90 % der Fälle zurecht aus der Endfassung des Films geflogen sind, wieder aufgenommen wurden.

Uninteressant, aussagelos und schon nach kurzer Zeit, ob der immanente Ähn-

lichkeit untereinander, langweilig. Auch die Stellungnahmen des Autors zu Kollegen wie Anselm Kiefer, Ingeborg Bachmann, Thomas Mann, Balzac und Hemingway, durchgehend nur wenige Zeilen lang, und platt wie die Wesen in Edwin A. Abbotts: *Flächenland*, hätten getrost im Abfall bleiben können. Dazu kommen noch Berichte von Urlaubsreisen, mit Aufenthalt in alten, geschichtsträchtigen Palästen und natürlich auch von Lesereisen, die in etwa so interessant sind, wie die Schilderung seiner täglichen Nahrungsaufnahme. Alles auf einem Niveau von Facebook, wenn sich die „Freunde“ genötigt fühlen, Bilder von ihrem Aufenthaltsort und dem, was sie gerade essen, zu posten. Allerdings muss man dafür nicht 22,– € bezahlen.

Und damit kommt eine absolute Unverschämtheit, die sich der Verlag leistet, zutage. Die nominellen 175 Seiten, der Text selbst umfasst 168 Druckseiten in einer Schriftgröße, die man verlagsintern allgemein als Blindenschrift bezeichnet, und weist einen enormen Durschuss auf, so dass der Text in einem üblichen, gut lesba-

rem Schriftgrad, lediglich 110 Seiten umfassen würde.

Darüber hinaus hätte vielleicht mal der Autor oder ein Lektor Korrektur lesen sollen, denn wie sonst kann man sich erklären, dass in einer Erzählung die Protagonistin, einem Jahr nach dem Mauerfall, mit 28.000,– € die Flucht ergreift. (S.116) – Oder ist das nur der eindrückliche Beweis, wie lieblos zusammengeschustert dieses Machwerk ist?

BRUGGGORE
FILMFESTIVAL
22. - 26. APRIL 2025
BRUGG AG, SWITZERLAND

BRUGGORE
Die Brücke zum Schlachtfest gelungener Phantastikfilme

Achim Hättich

Brugg ist eine kleine Stadt im Aargau, gar nicht so weit von der deutschen Grenze entfernt, nur 42 Kilometer, zahlreiche Gäste kamen aus Deutschland. Das Bruggore ist ein Festival, das völlig dem phantastischen Film gewidmet ist, selbst wenn es heisst Fantastic Horror and beyond. Es ist ein sehr persönliches Festival, in zwei nahe dem Bahnhof gelegenen Kinos durchgeführt. Mit 3’200 verkauften Einzeltickets konnte die vierte Ausgabe des Festivals erneut deutlich dazu gewinnen (2023: 2310 Einzeltickets).

Vampire waren stark vertreten, allen voran der wohl kommerziellste Film des Festivals **Abigail** (Bettinelli-Olpin, Matt & Gillett, Tyler; USA 2024). Gangster entführen die junge Balletttänzerin Abigail, aber erleben böse Überraschungen, sodass am Ende alle zu Vampiren wurden, die Wohlhabenden werden kritisch und gierig betrachtet. Nicht schlecht, aber es verliert sich am Ende zu sehr in Kämpfen. Speziell ist **Vampire humaniste cherche suicidaire consentant** (Louis-Seize, Ariane; CAN 2023), eine Vampirin trifft auf einen Selbstmörder, ist das die perfekte Kombination oder total kontraindiziert? Durchaus ein ungewöhnlicher Vampirfilm, und eine interessante Ausgangsbasis, mit einer gelungenen Umsetzung, was jedoch nicht mit Esprit verbandelt ist, was an den Depressionen der Hauptpersonen liegen kann. Der beste Vampirfilm der drei ist **Le Vourdulak** (Beau, Adrien; FR 2023), der im 18. Jahrhundert spielt, wo ein Abgesandter des Königs auf eine Vampirfamilie trifft und sich in die Tochter des Vampirs verliebt. Dieser ist so speziell inszeniert, das muss man sich anschauen. So surreal wie poetisch, eine sehr

tragische Geschichte, sehr ruhig erzählt, überhaupt nicht auf Effekte aus.

Im Wettbewerb liefen fünf Filme, wobei **Last Straw** (Neal, Alan Scott; USA 2024) für mich der schlechteste Festivalfilm war: eine Kellnerin verbringt spät abends ihre Zeit in einem Diner, um sich gegenüber ihrem Vater zu beweisen. Dabei muss sie sich einer Horde mörderischer Männer erwehren. Die Handlung ist so kurz und so hohl wie ein Strohhalm. Und zudem wirr, was genauso auf **Mina ni sachi are** (Shimotsu, Yuta; JAP 2024) zutrifft, in dem eine Krankenpflegerin ihre Grosseltern besucht, aber dann auf sehr merkwürdige Dinge und Ereignisse trifft. Das ist einigermassen gut inszeniert, aber die Hintergründe fehlen, so dass man ratlos das Kino verlässt. Beide Werke hätten stärker durchdacht werden sollen. Das macht **Abberance** (Batsukh, Baatar; MON 2023) einiges besser, wenn auch der Schlussteil hätte ausgebaut werden sollen. Ein Ehepaar begibt sich aus der Stadt in die mongolische Wildnis, wo sich zeigt, dass hinter Freundlichkeit durchaus das Grauen stecken kann. Der erste mongolische Horrorfilm, der aber unverhohlen zeigt, dass

auch dort die Ärzt*innen nur hinter dem Geld her sind. Der Einsiedler in **You'll never find me** (Bell, Indianna & Allen, Josiah; AUS 2023) ist nicht hinter dem Geld her, trotz anderslautender Bekundung hinter den Frauen. Der Film überzeugt durch eine düstere, klaustrophobische Atmosphäre, und etliche Wendungen. Im heissen Australien ein Film, der uns nicht kalt lässt. Auf andere Art engagiert uns **We are zombies** (Simard, François, Whissell, Anouk & Whissell, Yoann-Karl; CAN/FR 2023), der den Publikumspreis gewonnen hat. Originell ist, dass in dieser Zukunft 2064 Zombies als billige Arbeitskräfte missbraucht werden. Ein sehr lustiger Zombiefilm, dennoch mit ernsthaftem Hintergrund – wie Überbevölkerung und Polarisierung –, der Menschenleben instrumentalisiert und die Pharmaindustrie in ein schlechtes Licht stellt.

Lobenswert ist die Reihe Celebrating the Underdog, eine Lobrede auf die Aussenseiter, wobei das Schwergewicht auf der LGBTQ-Bewegung lag, mit Klassikern wie **The Rocky Horror Picture Show** sowie **The Bride of Frankenstein**, dazu **Un Couteau dans le Coeur** (Gonzalez, Yann; FR/CH/MX

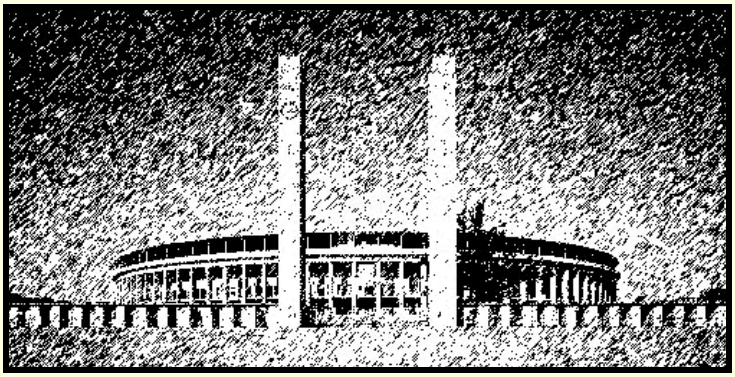
2018). **Vampire humaniste cherche suicidaire consentant** lief ebenfalls in der Reihe, sowie der tolle **Attack the Block** (Frost, Nick; GB 2011), der zeigt, dass staatliche Institutionen wie die Polizei schlimmer sind als Aliens oder Monster. Er handelt von einer Gruppe jugendlicher Aussenseiter, die freilich das ihre dazu beitragen, indem sie eine Frau überfallen. Es wird gezeigt, dass Versöhnung Vorteile auf beiden Seiten bringt. Die Jugendlichen erweisen sich als Helden, indem sie allein die Aliens niederringen, nicht die Polizei. Dennoch wird ihnen die Schuld für die vielen Toten in die Schuhe geschoben, ein so sozialkritischer wie niederschlagender Film.

In anderen Programmreihen liefen drei weitere von mir visierte Filme, darunter der Animationsfilm **Junk Head** (Hori, Takehide; JAP 2021), wo der Titel bereits Programm ist. Es spielt in einer fernen Zukunft, wo die Menschheit Langlebigkeit erreicht hat, zum Preis, dass ihre Fruchtbarkeit nahezu auf null sank. Ein schräger Film von 140000 Stop-motion Shots, ungeeignet für jene, die inhaltliche Diskussionen erwarten, empfehlenswert für jene, die eine toll kreierte

Animationswelt erleben wollen. Um Animationsfilme geht es in **Stopmotion** (Morgan, Richard; GB 2023), was schon der Titel sagt. Es geht um eine gestörte Mutter-Tochter-Beziehung, die Mutter ist Filmerin mit Puppen. Als die Mutter stirbt, versucht die Tochter selbst einen Film zu drehen, wird von einem mysteriösen Mädchen dazu animiert. Sicher einer der originellsten Puppenfilme. **Minore** (Koutsoliotas, Konstantinos; GR 2023) sollte eine Lovecraft-Verfilmung sein, aber man sieht wenig davon, vielmehr ist er zu überladen. Aliens oder sind es Monster greifen Griechenland an. Gelungene Botschaft ist, dass wir uns alle -ohne Berücksichtigung von Alter, Geschlecht, Herkunft, Beruf – dem Bösen entgegenstellen müssen, wenn wir erfolgreich sein wollen. Zumindest können wir uns zudem an der griechischen Musik erfreuen.

Immerhin sah ich 5 gute Filme (**You'll never find me; Attack the Block; Stopmotion; We are zombies; Le Vourdulak**), fast die Hälfte aller von mir visierten Filme, nur drei waren unterdurchschnittlich (**Junk Head, Minore, Last Straw**). Sicherlich als Festival ein Geheimtipp, wo Fans des phan-

tastischen Kinos voll auf ihre Kosten kommen, weil alle von mir gesehenen Filme phantastischer Natur waren. Zum Vormerken: 23.-26 April 2025.



DAS STADION IM SCHLAF
Erzählung

Michael Wiedorn

Es ist tiefste Nacht. Ich drehe mich im Bett hin und her. Die Fluten von Traum und Schlaf ziehen mich immer wieder in die Tiefe. Ich muss um 5.30 Uhr – Punkt 5.30 vor dem Olympiastadion erscheinen. Die Pflicht ruft. Der Alltag ruft. Die azurblauen, smaragdgrünen Wogen der Nacht. 4 Uhr 47 fährt die U-Bahn vom Halleschen Tor ab. Bis Zoo braucht der Zug neun Minuten. Ich falle wieder in den Schlummer und döse und vielleicht schlafe ich auch. Man hat mich heute als Filmkomparse engagiert und ich eile und irre durch unterirdische Hallen mit

kahlen Betonwänden. Ich renne so schnell durch die Korridore, dass ich mit den Füßen nicht den Boden berühre.

Unzählige Eisentüren. Ich öffne irgendeine der Türen und bin in einem anderen Gang mit zugeschlagenen Stahltüren. Ganz weit in der Ferne sehe ich junge Mädchen in Dirndln und Trachtenhüten, die sich einzeln in einer Art Tanz um sich drehen und wenden. Ihr Haar so blond und gar so blond, dass es künstlich gelb leuchtet. An den Schläfen ist es zu Knoten gebunden. Es ist völlig still, als hätte ich keine Ohren mehr. Die Gesichter der Mädchen sind bleich und Mund und Augen erschrocken aufgerissen. Eine ältere Frau in normaler Straßenkleidung gibt mir mit ihrem ausgestrecktem Arm Zeichen um Gottes Willen nicht näher zu kommen. Es besteht Lebensgefahr. Ich sehe auf die Uhr an der Wand. Vor drei Minuten hätte icham Drehort, für den ich bestellt war, ankommen sollen. Ein langer und wirrer Rückweg durch ein unendliches Labyrinth steht mir bevor.

Ich öffne die Augen. Das Zimmer liegt im Dunkel der Nacht. Ich liege noch in meinem Bett. Einen aufblitzenden Moment lang

packt mich die Angst meinen Termin endgültig versäumt zu haben und meine Finger tasten auf dem Fußboden vor dem Bett nach dem Handy. Auf dem Display lese ich 2.42 Uhr. Warum soll ich so früh auf die Straße? Das Olympiastadion ruht schweigend und leblos vor mir einsamem Zufrühaufsteher. Ich entscheide mich bis zum Weckerklingeln im Bett zu bleiben. Der Wecker ist auf 3.50 Uhr eingestellt. Jede Sekunde des Ruhens und Ausgestrecktdaliegens gibt dem Körper dringend benötigte Kraft wie die Batterie der Maschine. Ich werde heute einen harten Tag haben. Ich fließe weg in die Fluten, die mich sanft umschlingen. Alarm. Laut schrillt der Wecker. Ich bin wach und fühle mich, als hätte mich eine sich hochaufbäumende Welle tief runter auf eine Betonfläche geknallt. Es ist noch dunkel. Ich knipse die Stehlampe neben meinem Bett an und starre träge auf die grell beleuchteten Möbel im Zimmer. Die Müdigkeit droht mich in eine ohnmächtig vor sich hinglotzende Leiche erstarren zu lassen. Leichenstarre. Ich reiße mich mit einem Ruck aus der Lähmung.

Es herrscht jetzt die Wirklichkeit mit ihrer unerbittlichen Härte. Ich schalte das Radio an. Ja – das ist genau das Richtige. Geräusche halten mich wach. Es wird Schumann angesagt. Das nächtliche Klassikprogramm der ARD. Der Himmel draußen ist noch so schwarz, dass man es nicht fassen kann, dass es in nicht ferner Zukunft mal eine Morgendämmerung geben kann. Ich stehe auf, gehe in die Küche und blicke in die Teekanne, wieviel Tee von gestern noch übrig ist. Bis ich die Wohnung verlasse, brauche ich keinen neuen Tee zubereiten. Ins Zimmer zurückgekehrt sitze ich auf dem Bettrand und rasiere mich. Heilfroh bin ich, dass ich den Kampf gegen die mich immer wieder umschmeichelnden und wogenden und mich verschlingenden Brandungen und Wellen des Traumes gewonnen habe. Jetzt kann nichts mehr schiefgehen. Im Schneidersitz nehme ich den Rasierer aus der Schachtel, stecke das Kabel in die Steckdose.

Elektrische Kraft fließt. Das ist Technik, die sich nach den ehernen Gesetzen der Naturwissenschaften richtet. Das Reiben des Metalls an der Kinnhaut. Das ruhige und

gleichmäßige Summen des Apparates. Das ist die Wirklichkeit. Ich muss mich heute exakt und präzise rasieren. Kein Härchen auf Kinn oder Backen darf stehen bleiben. Man hat mich als Polizist bei den Olympiaden von 1936 gebucht. Jawoll! Die Haut muss kahl wie die Asphaltfläche eines Kasernenhofes sein. Glatt wie ein Kinderarsch. Kinn und Schnauze. Ich eile in die Küche um die Zähne zu putzen und mein Gesicht zu waschen. Noch ist es warm in der Küche. Der Herbst hat erst vor wenigen Tagen begonnen. Ich ziehe eine gerade Linie Zahnpasta auf die Borsten. In wenigen Monaten wird die klirrende Kälte meinen Lebenswillen einfrieren. Eisblumen an den Fensterscheiben. Ich schrubbe meine Zähne, spucke das Wasser aus und seife mein Gesicht ein. Die kalte Frische des Wassers soll die letzten Reste des Gespenstischen vertreiben. Ich ziehe meinen Schlafanzug aus und wasche meinen Körper. Wasser und Seife reinigen mich von Schweiß, Traum und Schlaf. Der Waschlappen wischt immer wieder über die Haut wie der Staublappen über die Möbel. Weißer Schaum auf dem Frottee. Schweiß und Seife. Die an den

Strand brandenden Wogen bilden weißen Schaum. Ich drehe den Wasserhahn zu und gehe gereinigt ins Wohnzimmer zurück. Die Nachrichten sind vorbei. Ich wollte noch den Wetterbericht

Hören. Den ganzen Tag werde ich stehen und stehen und nochmals stehen. Die als Zivilisten eingekleideten Komparsen werden sich gemütlich und gelangweilt auf ihren Sitzen räkeln und uns treu – doofen Ordnungshütern lange Nasen drehen. Es wird heute sonnig und sehr warm werden. Ich werde in der Uniform schwitzen und der Stoff wird mich kratzen. Die rote und immer brennender rot werdende Haut wird gerieben bis blutende Wunden entstehen. Schusswunden.

Messerstichwunden. Hitze, Blut und Schweiß ziehen gierige Schmeißfliegen an. Ich ziehe Hose, T- Shirt und Jacke an. Ich ziehe meine Schuhe an. Schalte in allen Zimmern das Licht aus und verlasse meine Wohnung.

Die Treppe eile ich hinab und stehe jetzt im Hof. Mein Haus, in dem ich schon so lange wohne, habe ich noch nie in so abgrundtiefem Schwarz erlebt. In keinem ein-

zigen Fenster ist Licht zu sehen. Existieren hinter den schwarzen Glasscheiben noch Räume? Alle Bewohner liegen reglos in ihren lichtlosen Zimmern. Durch die schwere Flügeltüre erreiche ich die mit Säulen geschmückte Eingangshalle des Vorderhauses, deren Mauern mit bröckelndem, braunem Verputz gestrichen sind, um durch eine andere Flügeltüre auf die Straße zu treten. Die Straße ist beunruhigend still. Die Stadt ist tot. Kein Auto, kein Fahrrad, kein Passant. Ich gehe die Straße lang. Die Lichter der Eckkneipe strahlen in der Nacht. Der heilige Tempel für einsame Säufer. Sie har 24 Stunden am Tag auf. Ein etwas beleibter Mann in mittleren Jahren und schweißfleckigem Sweatshirt hängt schlaff auf seinem Hocker, lehnt sich mit beiden Armen auf die Holzfläche der Theke. Der Mund in seinem prallen und schwarzbärtigen Gesicht ist leicht geöffnet. Der Mann braucht Luft. Er blickt auf die Serviererin, die sich gerade darauf konzentriert die Gläser zu spülen. Sie beachtet ihn nicht. Sie will ihn nicht beachten. Falls er etwas sagt, hört sie nicht zu. Sie ist jung und schlank und hat kastanienbraune Haare. Vielleicht würden ihr bei

einem klaren Blick ganz aus der Nähe Furchen und Falten in die schlaffe Haut ausbreiten. Aus der verräucherten Holzvertäfelung und dem schmierigen Messing der Tresenstangen und Barhocker packte mich die Traurigkeit einsamer Trinker, die sich vor dem stillen Dunkel ihrer Wohnung fürchten. Meine Furcht, doch noch die richtige U-Bahn zu versäumen, zieht mich selbst- und pflichtvergessen in diese traurigste Kneipe um mir ein Bier zu bestellen. Noch ein Bier zu trinken und öde und kontaktlos mit dem fetten Säufer an der Theke zu sitzen. Später, wenn alles zu spät ist, werde ich sturzbesoffen und zerstört nach Hause torkeln.

In der immer noch finsteren Nacht gehe ich weiter meinem Ziel entgegen. In keinem einzigen Fenster der vielen Mietshäuser an der Straße brennt Licht. Die Straßenlaternen leuchten. Die vom Licht angestrahlten, schwarzen Hausmauern sind Grabmäler der lebendig in die Häuser begrabenen Bewohner. Ein altes Fenster mit bröckelndem Holzrahmen und von Dreck blinden Scheiben ist der Eingang zur gähnenden Leere. Die Leuchtreklame der billigen Spielkasinos

blinkt rot auf. An und aus. Aus und an. Überbleibsel längst vergangenen Vergnügens. Eine Stadt nach einem Gasangriff. Eine Stadt während einer schweren Seuche oder unmittelbar vor einem schweren Erdbeben. Alle Einwohner sind evakuiert. Wie lange blinkten und strahlten um Fukushima herum die Leuchtreklamen nach der Katastrophe? Sirenen heulten in den Nächten des Zweiten Weltkrieges. Es dröhnt. Es pfeift in der Luft. Festgebaute, stabile Häuser sacken auf einmal mit Ohren zerberstendem Krach in sich zusammen. Die Straßen brennen.

Der Bäcker hat jetzt natürlich geschlossen. Ich habe Hunger und überquere die Blücherstraße, überquere den kleinen Park bei der Amerika-Gedenk-Bibliothek und sehe die hellerleuchtete U-Bahnstation. Die eine U-Bahnlinie ist hier eine Hochbahn. In der Unfallnotaufnahme leuchtet die ganze Nacht über das hellste Licht. Tod und Krankheit schlafen nie und suchen sich rastlos immer neue Opfer. Es wird noch lange dunkel bleiben. Wann kommt der Tag, an dem es nicht mehr Tag wird? Die Temperatur auf der Erde wird in die Keller stürzen. In die Eiskeller. Die letzte Nacht

kann in den heißesten Hochsommer fallen, aber der Schnee wird still und unerbittlich fallen. Das weiße Laken wird alles Leben ersticken.

Der Dönerladen ist offen, aber ich habe keine Lust auf Döner als Frühstück. Ich fahre die Rolltreppe hoch und meine das Donnern und Grollen einer einfahrenden U-Bahn zu hören. Vielleicht werde ich die U-Bahn versäumen und zwanzig Minuten zu spät beim Dreh erscheinen. Bevor ich den Bahnsteig betrete, versperrt mir eine Holzwand die Sicht. Es wird hier gebaut. Ich gehe die Bretterwand entlang, bis der Blick auf das Gleis wieder frei ist. Die U-Bahn ist noch nicht angekommen und ich atme auf. Ich setze mich hin und ziehe meinen Roman aus der Jackentasche. Das Totenfest. Ein schwarzer Sarg wird in die Ausschachtung gesenkt. Blumen liegen auf dem Sarg. Sie werden verwelken. Die feuchte Erde wird das Holz zernagen. Die modrige Erde und die Würmer werden die fülligen Lippen, die klaren, männlichen Gesichtszüge verwandeln, zerfressen, verschandeln. Der schöne Tote verwandelt sich in ein Ungeheuer, bevor

er sich in ein Skelett verwandelt. Die Blumen duften atemabtötend. Das Olympiazentrum ist mein Ziel. Das Totenfest. Totenburgen zu Ehren der Gefallenen. Wimmelnde Würmer verzaubern, verspeisen, zerstören die harten Muskeln der Krieger. Totenburgen, deren wuchtige Quadersteine jede lebendige Regung ersticken. Ein blutdurchströmter Mensch, der sich bewegt und schnauft, wird lebendigen Leibes eingemauert. Vom Stein erstickte Schreie. Ich öffne das Buch und lese.

Ein junger Widerstandskämpfer fällt im Kampf. Sein Geliebter, der die Geschehnisse im Roman erzählt, verliebt sich in den Mörder seines Freundes – in einen Feind, der das Land, für das der Freund gestorben ist, niederhält. Der SS-Soldat Erik.

Die U-Bahn fährt ein. Ich versuche möglichst vorne einzusteigen. Ich weiß nicht warum. Es ist Gewohnheit. Die Wägen sind um diese Zeit fast leer. Für Putzfrauen und Arbeiter ist es noch zu früh. Ein besoffener Junge um die Zwanzig sitzt in einer Ecke der Sitzbank. Er hat seine Schuhe ausgezogen und nickt immer wieder ein. Ich vertiefe mich wieder in mein Buch. Draußen ist

es noch dunkel. In der frühesten Morgendämmerung begegnet der taufrische Hitlerjunge Erik dem Henker von Berlin im Tiergarten. Das Gras ist noch taufrisch. Das Morgenlicht ist noch fahl. Das Leder von Schulterriemen und Koppel knirscht, während dem der Hitlerjunge den Henker stößt. Die U-Bahn fährt nach Gleisdreieck in einen Tunnel. Der Zug rattert. Der unter dem Stein Begrabene tastet sich vorwärts im Dunkeln. Er ist durstig und hungrig. Er kriegt keine Luft. Am zugemauerten Eingang zum Grabmal wachen zwei zu Granit erstarrte Soldaten.

Die Türe der U-Bahn öffnet sich und eine Frau steigt ein und setzt sich auf die Sitzbank gegenüber dem barfüßigen Jungen. Sie fährt wohl zur Arbeit oder hat die Nacht in einem fremden Bett verbracht. Was geht mich das eigentlich an? Der Junge hat eine sehr grobe und harte Visage. Das Leder von Schulterriemen und Koppel knirscht. Der Barfüßige studiert sicher nicht und arbeitet auch nicht im Büro. Er ist Maurer. Er ist Arbeiter. Hartes Gesicht und sonnengebräunte Haut. Er ist arbeitslos und bezieht Hartz IV. Wittenbergplatz.

Ich steige aus und könnte etwas zum Essen vertragen. Der Bäcker auf dem Bahnsteig hat schon auf. Der Zug zum Olympiastadion fährt schon ein. Ich kaufe nichts, steige in den Zug ein, setze mich und schlage den Roman auf. Das eiskalte Lächeln der Mutter des gefallenen Widerstandskämpfers. Die Bahn fährt los. Der Milizsoldat – der Landesverräter, der Mörder, der Abschaum aus dem dreckigsten Bodensatz der Gesellschaft – steckt in einem glatten, harten Lederpanzer. Er wurde in ein Kampfreptil verwandelt. Bei der Anprobe für den Film legte man mir ein Koppel und Schulterriemen an. Das Koppelschloss schließt meinen Rumpf in die staatliche Ordnung ein. Die Gedärme haben keine Möglichkeit vom Körper Reißaus zu nehmen. Hinter den festen Mauern stauen sich die Fluten giftiger Flüssigkeit. Um die Waden zog man mir Gamaschen aus dickem Leder an. Hinter dem Leder stauen sich Schweiß und Blut. Der Schweiß deutscher Polizisten.

Zoologischer Garten. Ernst-Reuter-Platz. Die Türen der Bahn öffnen sich. Blau-grün gekachelte Wände. Zu anderen Tageszeiten

strömen hier Menschenmassen in die Bahn hinein, aus der Bahn heraus. Der Bahnsteig ist menschenleer. Die Stadt ist vor der großen Gefahr evakuiert worden. Es geht weiter. Deutsche Oper. Sophie-Charlotten-Platz. Kaiserdamm. Theodor-Heuss-Platz. Mir gegenüber sitzt ein Inder. Ich habe ihn noch nie gesehen, kann mir garnicht vorstellen, dass ich ihn jemals gekannt haben könnte. Wir fahren in eine menschenleere, überdachte Station.

Olympiastadion. Es ist immer noch Nacht. Der Inder steigt aus. Er grüßt mich. Ich grüße aus Höflichkeit zurück, ohne die geringste Ahnung, woher ich ihn kenne. Jetzt kommt mir sein Gesicht bekannt vor. Wir rätseln herum von welchen anderen Drehs wir uns kennen. Auf dem Bahnsteig laufen noch andere Leute dem Ausgang entgegen. Sie alle haben das gleiche Ziel. Um den Bahnhof herum gibt es keine Betriebe, keine Baustellen, keine Wohnblocks. Es gibt hier nur das Stadion und viel Grün. Eine dunkle Fußgängerunterführung. Das einsame Gesträuch zu Seiten des asphaltierten Weges. An sonnigen Samstagnachmittagen grölen hier die fußballbegeisterten

Massen. Unter dem Betongewölbe dröhnt das Gebrüll. Die Erde um die Büsche und die Bäume verwandelt sich unter der Pisse der Betrunkenen in Sumpf und Schlamm. Die aufgeweichte Erde entlässt längst aufgelöste Körper. Die Vergangenheit lebt hier. Die Schatten und Ruinen einer untergegangenen Stadt. Berlin brannte im Krieg. Hamburg! Dresden! Im Feuerschein zusammenstürzende Fassaden erschlagen fliehende Menschen. Menschen unter der Erde. In den Stadien werden Feste mit Tausenden und Abertausenden Gläubigen gefeiert. Es sammelt sich der Schweiß an den Achseln der Hertha-Fans.

Der Eingang des Olympiastadions. Ein großes, weißes Zelt. Hier strahlt im nächtlichen Dunkel helles Licht. Hier lebt das lärmende Leben. Das Zelt quillt von unzähligen Menschen über. Ich werde heute den ganzen Tag keinen einzigen Augenblick in Einsamkeit und Ruhe verbringen. Eine

Menschenschlange steht für Kaffee an. Eine Menschenschlange steht an um eingekleidet zu werden. Eine Menschenschlange steht zwischen gefrorenen und verschneiten Kriegsruinen an um sich Wassersuppe

zu holen. Ein Mensch das 21. Jahrhunderts verschwindet in der Kostümabteilung und erscheint wieder als Untertan des Dritten Reiches. Kaum war ich angekommen, rief jemand: „Alle Polizisten nach vorne zum Kostüm!“ Ich gehe zum Kostümeingang. Drei oder vier junge Komparsen stehen schon bereit zum Empfang der Uniform. Ein Fräulein vom Kostüm empfängt uns und geleitet uns in den hinteren Raum des Zeltes. Der EDV-Fachmann, der Jurastudent, der HartzIV- Empfänger in Jeans und Turnschuhen mit Basecap streifen mit ihrer Privatkleidung ihr Ich ab und gleichen sich mit jedem Stück Uniform einander an. Im Stadion stehen Reihen hinter Reihen von Polizeibatallionen. Wir stehen unserem Kameraden gegenüber und stehen uns selbst gegenüber. Jeder ist der exakte Spiegel des Anderen.

Fabrikware. Handhabbar. Immer bereit! Die Frauen vom Kostüm rüsten mich ein. Schulterriemen, Koppel, Gamaschen. Ein verhärteter, alter Mann erscheint hinter mir für die Einkleidung. Eine rohe, bösartige Steinfresse. Kleine, eisgekühlte Augen blitzen mich aus einem zur Betonmaske er-

starrtem Gesicht an. Beim Zuschlagen zeigen seine Augen keine Regung. Der reglose und undurchdringliche Blick einer uralten Echse. Zum Polizeidiener verzaubert stelle ich mich bei der Schlange für das Frühstück an. Die Stimmung im Zelt ist unangenehm. Eine weiße Zeltplane, unbequeme Bierbänke. Zu viele Leute wuseln sich auf zu wenigen Sitzgelegenheiten. Eine lärmende Triebigkeit ohne Leben. Wir sind müde. Im Knast werden am frühen Morgen die Zellentüren aufgeschlossen. Niemand fühlt sich hier heimisch. Bleiche, schläfrige Häftlingsgespenster. Es erwartet sie ein Tag so grau und trostlos wie unzählige Tage vorher und nachher. Einige Komparsen lehnen sich mit dem Oberkörper über die Tischplatten und versuchen zu schlafen. Abends ist wieder Einschluss in die Zellen. Ich gieße mir Kaffee in den Plastikbecher. Ich betrachte misstrauisch das Brot und das blasse Rosa der Wurst auf der Platte und fühle meinen Magen sich mit ranzigem Fett verstopfen. Der Ekel betäubt meinen Hunger. Ich suche irgendwo einen Sitzplatz auf einer der vielen Holzbänke. Ich quetsche mich zwischen einen älteren Herrn – weiß

und faltig wie dem Grabe entstiegen – in einem Straßenanzug aus den Dreißiger Jahren und einem blondbezopften Mädchen im Dirndl wie vom Obersalzberg, ganz vertieft in sein Smartphone. Meine Hose spannt. Sie ist zu kurz und zu weit. An den Schultern kneifen die Hosenträger. An den Fersen ziehen die Bänder. An den Waden unter den Gamaschen schwitze ich. In Uniform ist es unbequem sich hinzufläzen, wie ich es gewohnt bin. In Uniform steht man dienstbereit stramm. Vielleicht sollte ich mich zu einer Holzpuppe versteifen.

Die Stimme eines Mitarbeiters der Castingagentur versucht sich verständlich zu machen. Niemand versteht ihn. Viele Komparsen stehen in größeren Gruppen auf und begeben sich zum Ausgang des Zeltes. Ich stehe ebenfalls auf und begebe mich jetzt ins Freie.

Der Tag hat jetzt ernsthaft begonnen. Es strahlt die kühle Morgensonne. Vor uns erhebt sich das Olympiastadion. Schwere und grobe Steine. Steine durchschlagen die Schädeldecke. Die Tempel und Burgen von Mykenä. Der Bürger – nein, der Untertan – fühlt sich klein und nochmals klein. Ein

Steingebirge bricht über meinem gebrechlichem Körper zusammen. Soll man es mögen sich klitzeklein und ohnmächtig zu fühlen? Eine Blutrinne zwischen zermalmendem Stein. Der bleiche Führer musste sich von frischem Leben ernähren.

Ich fürchte mich vor dem Tag. Stehen, stehen und stehen. Irgendwann am Nachmittag wird mich die Müdigkeit überfallen. Vor dem Tor zum Stadion werden wir in zwei Reihen vom Tor aus die Treppe abwärts aufgestellt. Wir bilden ein Spalier. Vorne die Polizisten. Wir stehen jetzt bereit zum Proben. Wir wissen nicht, was im Führungsstab verhandelt wird. Wir sind Spielfiguren. Wir warten und wissen überhaupt nicht, worauf wir warten. Es geschieht nichts. Die Reihen werden umgestellt. Jeden Moment wird die Probe beginnen. Jedes Glied unseres Körpers steht bereit und der Moment zieht sich hin und wieder hin. Wie lang sich ein Augenblick hinziehen kann. Wir stehen starr und still wie tote Gegenstände. Wir werden in der Pose rettungslos versteinern und nichts wird uns jemals aus der Starre erwecken können. Grau klebrige Langeweile. Ich reiße mich

aus der Starre eines zuhandenen Dinges und drehe mich unbefugt um, um die Kostüme der mich umgebenden Komparsen zu betrachten. Ich mustere sie vom Scheitel bis zur Sohle. Alles Werkzeuge, Möbel, Instrumente. Die Angeblickten blicken nicht zurück.

Wieder wird nicht geprobt. Einige Polizisten und Passanten werden auf die andere Seite gestellt. Nachdem sie sich an ihren neuen Platz gestellt haben, gefrieren sie wieder in der Ödnis der angespannten Langweile. Techniker legen Kabel, schalten irgendwelche Apparate und Maschinen aus oder ein. Eine grandios verfettete Technikerin mit spiegelblank geschorenem Schädel, ihre Fettmassen in ein türkisfarbenes T-Shirt gequetscht und in grasgrüner Jogginghose fuhrwerkt herum. Eine dicke Hornbrille auf der Nase. Sie ist ein Frosch.

GESTERN JETZT UND IRGENDWANN

Volkmar Klundt

Dünn
Schicht um Schicht
Legt sich
Das Heute übers Gestern
Tag um Tag
Jetzt
Glatt und makellos
Und
Fährt man dann mit sanftem Druck darüber
Ganz zart nur
Spürt man
Tief
Die Wunde
Doch

MAX MANN
ZOLA
ERWACHEN

ZOLA – ERWACHEN
Erzählung

Max Mann

Vorwort

Lieber Leser,

das hier ist die Geschichte eines Mädchens namens Zola, das sich in einer Gesellschaft behaupten muss, die von den Besitzern regiert wird. Erst als Zola auf eine Plantage verkauft wird, um dort zu arbeiten, lernen sie und ihre Freundin Satya mehr über die Besitzer und geraten in neue

Formen der Abhängigkeit, die ihre Leben in eine gefährliche Richtung lenken.

Zola ist eine klassische Science-Fiction Erzählung, die wie die meisten Texte dieses Genres in Wahrheit den Blick auf unsere unmittelbare Erfahrungswelt und ihre Probleme richtet.

Die vorliegende Fassung wurde leicht überarbeitet und punktuell verändert.

Die komplette Trilogie um Zola – „Erwachen“; „Der Berg“; „Der Aufstand“ – ist bei Amazon als Kindle-eBook beziehungsweise als Taschenbuch erhältlich.

Für Anregungen oder Kritik bin ich stets dankbar. Also sende entsprechende Beiträge einfach an: max.mann.buch@gmail.com

Ich hoffe auf engagierte Beiträge von Fantasie-Liebhabern.

Euer
Max Mann

Neue Welt

Man nennt mich Zola, ich bin laut Daten 16 und auf dem Weg in ein neues Leben. Mein altes Leben war kein Leben, sondern eine Aneinanderreihung von miesen Tagen, in denen ich viel erlebt habe, das ich gerne wieder vergessen würde. Leider ist das Gedächtnis nicht so leicht zu kontrollieren wie ein Datenwürfel, also werden meine schlechten Träume mich mit großer Wahrscheinlichkeit auf alle Zeit begleiten.

Ich weiß nicht, wo ich geboren wurde oder wer meine Eltern sind, aber es gibt nichts zu klagen über Dinge und Menschen, die man nie gekannt hat und die man folglich nie vermissen wird.

Aufgewachsen bin ich am Rande einer kleinen Stadt, die nur schwerlich die Bezeichnung Stadt verdient. Es war ein Ungetüm, mehr ein stinkender Moloch mit grauen Gebäuden, die den Himmel auf schmale Schlitze zwischen dem allmächtigen Beton reduzierten. Die Stadt hieß Zabre, in der Provinz Oldekka, einer Region, in der viel Industrie angesiedelt ist. Schornsteine pumpen ihren gelben Rauch in den Himmel

und manchmal ist die Luft so trüb, dass die Sonne ihren Glanz verliert. Die meisten von uns aber blicken ohnehin nicht nach oben. Wir leben, um zu arbeiten und wer dazu nicht mehr in der Lage ist, dem drohen die Biofabriken, über deren eigentlichen Zweck nur Gerüchte existieren. Manche erzählen, dort würde an Menschen experimentiert, man teste Gentherapien, Nahrungsersatzstoffe und Medikamente. Es kümmert niemanden, solange nur ein paar arme Schweine dabei draufgehen. Im Allgemeinen ist jeder darauf bedacht, sich selbst irgendwie über Wasser zu halten und nicht zu viele Fragen zu stellen.

Wie für die meisten von uns war mein Zuhause ein Heim, in dem nur die überleben, welche sehr früh lernen, was es heißt, für sich selbst zu sorgen. Als letzte in der Essensschlange zu stehen, bedeutet hungrig zu Bett zu gehen. Schwäche zu zeigen, heißt für immer ein Opfer zu sein. Im Laufe der Jahre habe ich verstanden, dass es sich um eine Form der Auslese handelt. Wer hart genug ist, das Heim zu überstehen, besitzt eine reelle Chance, ein paar Jahre in einer Fabrik oder in den Kolonien als Ar-

beitskraft zu überleben. Keiner macht sich Hoffnung, alt zu werden. Jedem geht es nur um den nächsten Tag und die nächste Mahlzeit. Ein anderes Leben kann ich mir nicht vorstellen und nur die wundersamen Geschichten von Iwahla haben mich in seltenen Momenten mit Fantasien erfüllt, in denen ein besseres Dasein möglich scheint.

Wenn ich ehrlich bin, ist es Iwahlas Verdienst, dass ich das Heim überlebt habe. Sie war es, die mir ab und an ein Stück Brot zugesteckt hat und manchmal sogar etwas, bei dem es sich vielleicht um Fleisch gehandelt haben könnte. Von welchem Tier es stammte, wollte ich nie wissen, aber Fleisch ist Fleisch und gibt Kraft, also aß ich es und war dankbar dafür. So dankbar wie ein Mensch nur sein kann.

Iwahla arbeitete in der medizinischen Abteilung des Heims. In erster Linie war es ihr Job, dafür zu sorgen, dass sich keine ansteckenden Krankheiten ausbreiteten. Eine Epidemie in einem Heim war das Letzte, was die Führung gebrauchen konnte. Auch wenn wir wenig bedeuten in den Augen der Besitzer, so hat doch ein jeder einen gewissen materiellen Wert und kann einen

kleinen Gewinn erbringen, wenn er erwachsen wird und man ihn als Arbeitskraft verkauft.

Iwahla war für mich das, was vielleicht für andere eine Mutter ist. Sie nahm mich von Zeit zu Zeit in den Arm, tröstete mich und erzählte mir Geschichten, die aus alten Tagen stammen. Ich weiß bis heute nicht, was davon wahr ist und wahrscheinlich werde ich es niemals herausfinden. Ebenso wenig ist es mir möglich zu wissen, warum sie sich gerade meiner und Asam annahm, während sie zu den anderen Kindern kaum eine Bindung besaß. Ich verstehe, dass sie nicht allen helfen konnte und deshalb ihre Kraft und Ressourcen gezielt einsetzen musste. Warum aber Asam und mich?

Ich hoffe, dass sie in uns etwas sah, das sich mir irgendwann erschließen wird. Ich hoffe, wir waren es wert, gerettet zu werden.

In jeder Sekunde, in der mich die Erinnerungen an Zabre heimsuchen, entferne ich mich von diesem alten Leben. Ich weiß nicht, wie schnell ich bin. Was wissen wir Menschen schon darüber, mit welcher Geschwindigkeit eine solche Reise abläuft?

Wir liegen in unseren stählernen Schlafkabinen, träumen und denken und hoffen unentwegt auf ein besseres Leben. Ob wir es finden, weiß niemand. Zabre ist nun bereits so weit entfernt, dass ich es selbst mit einem Teleskop nicht mehr erblicken könnte. Um mich herum ist nur Finsternis. Ein kleines Licht, wie Iwahla es entzündete, um mir und Asam vorzulesen, was würde ich dafür nun geben?

Erwachen

Ein Schütteln und Vibrieren ist es, das mich weckt. Eben noch war ich im Traum bei Iwahla und Asam. Wir saßen in jenem engen Raum gegenüber den Essenssälen, wo jeder Bewohner des Heims in regelmäßigen Abständen untersucht wird.

Iwahla hat wieder einmal aus alten Tagen berichtet, Tagen, die auch ihr nur aus Geschichten vertraut sind, welche von Generation zu Generation getragen werden wie alte Kleidung. Auch wenn ich die Wahrheit nicht kenne, erscheint es mir logisch, dass diese alten Geschichten wenig

mit der Realität zu tun haben. Zu fantastisch mutet es an, was sie berichten.

„Unsere Vorfahren lebten in einer besseren Welt“, sagt Iwahla leise, „einer Welt, in der die Menschen frei waren und das Universum erforschten. Sie waren große Entdecker, furchtlos in ihrem Streben nach Wissen.“

„Und was ist mit den Besitzern?” wendet Asam ein.

Iwahla zuckt zusammen bei diesen Worten. Sie hält den Finger vor die Lippen und schüttelt den Kopf.

„Morgen, nicht heute. Lass uns jetzt zu Bett gehen und angenehme Träume erleben.”

So sprach Iwahla immer. Stets war es das Morgen, an dem sie versprach, von den Besitzern zu erzählen. Es ist nie gekommen, dieses Morgen, ebenso wenig erinnere ich mich an angenehme Träume. Nur der Hunger vor dem Einschlafen ist mir im Gedächtnis geblieben.

Und auch nun quält er mich. Zwar ist der Stoffwechsel während des Fluges auf ein Minimum reduziert, dennoch verbraucht mein Körper Energie und wo Ener-

gie verbraucht wird, muss gegessen werden.

Das ganze Schiff erzittert, als hätte die wütende Faust eines Riesen gegen die Außenhülle geschlagen. Dann vernehme ich hydraulisches Zischen und weiß, dass die Greifer einen Transporter an der Schleuse festhalten. Wenn es Baldain ist, von dem dieser Transporter stammt, werden sie bald kommen, um mich zu holen. Baldain ist der Ort, wo mich mein Schicksal erwartet.

Nahrung

Der Mann ist groß, trägt einen schwarzen Bart und hat stechende Augen, die mich an Wahnsinn denken lassen. Seine Kleidung ist die eines Aufgestiegenen, auch Auserwählte genannt. Das sind jene, welche sich das Vertrauen der Besitzer erschlichen haben und somit zu nichts anderem werden als Abschaum. Sie haben privilegierte Aufgaben, das heißt, sie schikanieren uns wie wütende Insekten. Mehr sind sie nicht in meinen Augen. Tollwütige Hunde, die sich selbst aufgegeben haben, um zu

überleben. Ich hoffe, niemals die Möglichkeit zu erhalten aufzusteigen. Wahrscheinlich würde ich mich für den Tod entscheiden, denn was ist ein Leben ohne jede Selbstachtung?

„Raus aus deinem Kuschelbett, meine Süße“, schreit er und gibt mir eine Ohrfeige, dass mein Gesicht brennt. Ich würde zurückschlagen, ungeachtet der Konsequenzen, aber die Medikamente, welche man mir für den Flug verabreicht hat, um meinen Stoffwechsel abzusenken, lähmen immer noch teilweise meine Muskeln. Es kostet mich alle Kraft, meinen Oberkörper aufzurichten und mich umzusehen. Das Zwielicht gibt wenig preis. Schlafkammern erfüllen den gesamten Raum, sind wie Waben an die Wände gebaut und über stählerne Treppen und Gänge miteinander verbunden. Die Schritte des Wächters hallen durch das Schiff, während er sich entfernt, um die nächste arme Seele aus dem künstlichen Schlaf zu wecken.

Eine halbe Stunde später sitze ich im Essenssaal. 20 Menschen schlingen ihren Hirwa herab, als sei es die letzte Mahlzeit, die sie in ihrem Leben zu sich nehmen wer-

den. Hirwa sättigt, ob es nahrhaft ist, wage ich in Zweifel zu ziehen, so verhungert wie die Mehrheit der Eigenen aussieht, die sich fast ausschließlich von diesem braunen Brei ernährt.

Keiner redet ein Wort, alle sind nur damit beschäftigt, so schnell wie möglich die größtmöglichen Mengen in sich hineinzuschaufeln.

Die Mahlzeit hat allein den Zweck, uns die notwendige Kraft zu geben, um die Reise auf die Oberfläche ohne Zusammenbruch zu bewältigen. Drei Wärter, allesamt Auserwählte, stehen vor dem einzigen Ausgang des Raums und unterhalten sich. Sie rauchen und grinsen obszön. Einer von ihnen ist der Bärtige, welcher mich auf so liebevolle Weise geweckt hat. In ihren Blicken lese ich Verachtung für uns. Wir sind nur Nutzvieh, das sie zu transportieren haben. Natürlich dürfen wir keinen Schaden nehmen, denn dazu sind sie ja da, Gewähr zu tragen, dass keine der Schlafkammern eine Fehlfunktion hat und am Ende einer Reise eine Mumie statt eines arbeitsfähigen Menschen darin liegt. Einen Ausfall verzeiht man ihnen vielleicht, wenn aber viele der in

ihrer Obhut Befindlichen nicht ihr anbestimmtes Ziel erreichen, werden sie zur Verantwortung gezogen. Es ist ein schmaler Grat zwischen buckeln nach oben und treten nach unten, auf dem die Auserwählten schreiten.

Mir gegenüber sitzt ein Mädchen in meinem Alter. Sie wirkt zerbrechlich, als könne sie keinen Sack Hirwa tragen, ohne darunter zu zerbrechen. Aber hübsch ist sie, ausgesprochen hübsch. Ihr glänzend blondes Haar fällt ihr in perfekten Locken über die Schultern. Die Augen sind von einem strahlenden Grün, wie ich es noch nie zuvor bei einem Menschen gesehen habe.

Wer hat dieses schwache Wesen auf ein interstellares Schiff gebracht, um es als Arbeitskraft in einer Kolonie einzusetzen? Es macht keinen Sinn, wenn man mich fragt. Ich gebe ihr keinen Monat auf Baldain. Sie wird mit großer Gewissheit nicht überleben. Das Dasein in den Kolonien, so hat Iwahla mir immer berichtet, sei härter als auf Oldekka, das ja im Zentrum der Republik liegt. In den meisten Kolonien wäre das Leben rückständig, es gebe nur Minen oder Plantagen, bestenfalls eine Fabrik, die Roh-

stoffe verarbeite, die dann auf Zardan oder Merka oder einem anderen Planeten des Zentrums weiterverarbeitet würden.

Ich kann mir kein Leben vorstellen, das härter wäre als das, welches hinter mir liegt. Es ist mir egal, was mich erwartet, denn es kann eigentlich nur besser werden. Zumindest will ich das glauben. Ich bin weder sanftmütig noch schwach und mein Überlebensinstinkt ist gut ausgeprägt. Alles in allem gebe ich mir eine reelle Chance auf ein paar erträgliche Jahre auf Baldain. Das Neue trägt immer eine gewisse Zuversicht in sich.

Was das blonde Mädchen auf der anderen Seite betrifft, bin ich weniger optimistisch. Sie hat keine Zukunft vor sich, soweit ich es einschätzen kann. Ihre Hand zittert, sobald sie den Löffel an den Mund führt. Ich müsste Mitleid mit ihr haben, leider ist das ein Luxus, den ich mir kaum leisten kann.

„Wo wirst du arbeiten?“, frage ich sie und wundere mich gleichzeitig, warum ich mit ihr spreche. Die Wächter blicken augenblicklich in meine Richtung. Die Übergabe an die Männer, welche den Transporter fliegen, steht unmittelbar bevor. Alles,

das jetzt noch den Abschluss des Geschäftes gefährdet, gilt es zu vermeiden. Oft genug hat man davon gehört, dass es nach den Schlafphasen, kurz vor dem Transport auf die Kolonien zu Aufständen gekommen ist. Als Arbeitskraft in die Peripherie verkauft zu werden, ist einem Todesurteil gleichzusetzen, deshalb ereignen sich oft Rebellionen auf Schiffen, die nach Xanti oder Szulan fliegen, den am weitesten entfernten Kolonien der Republik.

Baldain hat jedoch einen relativ guten Ruf, es ist unwahrscheinlich, dass der jämmerliche, auf Hirwa fixierte Haufen in diesem Saal einen Aufstand wagt. Die Wächter rauchen weiter, grinsen und reden mit ihren polternden Stimmen; gegen ein Gespräch scheinen sie für den Augenblick nichts zu haben.

„Ich komme nach Solum, eine …“

„Eine Plantage“, bringe ich ihren Satz zu Ende und lege meinen Löffel in den Blechnapf.

„Kennst du Solum?“, fragt sie erstaunt und der Schimmer in ihren Augen wächst.

Schweigend nicke ich, nehme den Löffel wieder zur Hand und schiebe mir einen

weiteren Klumpen braune Masse in den Mund. Der Hirwa schmeckt verschimmelt, es ist der mieseste Brei, den ich seit langem gegessen habe.

„Ich komme auch nach Solum“, antworte ich. Ihr Blick hellt sich weiter auf. Mich überkommt Angst, dass ihre Euphorie die Wächter misstrauisch macht. Jedes ungewöhnliche Verhalten wird von ihnen aufmerksam registriert und was wäre ungewöhnlicher als ein lächelndes Gesicht? Schon bewegt sich der Bärtige in unsere Richtung. Ein rothaariger Wächter, ein sehr junger Mann mit einer langen Narbe auf der linken Wange, folgt ihm. Ich sehe, dass er einen Paralysator in der Hand hält. Einige der anderen Sklaven werfen bereits böse Blicke in unsere Richtung. Sie schätzen es nicht, wenn jemand für Unruhe sorgt, so dass sie in einen Konflikt hineingezogen werden könnten.

„Das ist toll“, sagt das Mädchen, ihre Stimme überschlägt sich fast bei diesen Worten. „Wir kommen zusammen nach Solum.“

„Sei ruhig, die Wächter sind auf dem Weg“, ermahne ich sie und spüre, dass

mich Wut überkommt. Wie kann sie nur so naiv sein und darüber in Freude ausbrechen, dass wir beide nach Solum gebracht werden, eine Plantage, auf der wir die niedersten Arbeiten verrichten werden? Das schlimmste Schicksal ist es, in einer Mine zu arbeiten, danach aber kommt sofort der Einsatz auf einer Plantage. Kein Grund also für Freudensprünge.

„Na ihr Süßen, was gibt es denn hier zu quatschen?“, fährt uns der Bärtige an.

„Wisst ihr nicht, dass es sich nicht gehört, bei Tisch zu reden?“, ergänzt der Rothaarige spöttisch.

Ich esse weiter. Es ist besser, sich auf keinen Streit einzulassen, kein Widerwort zu geben, einfach zu dulden, wie ich es so oft getan habe.

„Tut uns leid“, antwortet das Mädchen und in diesem Moment weiß ich, dass es das Falsche ist. Es hört sich schwach an, wie sie spricht und Schwäche fordert die Meute heraus, sich auf ihr Opfer zu stürzen. Außerdem ist sie zu hübsch. Der Blick des Rothaarigen verrät sofort, was er am liebsten tun würde. Seine Hand zittert, in seinen Mundwinkel sehe ich ein hinterhältiges Zu-

cken. Die Augen des Bärtigen sind immer noch von unverhohlenem Wahnsinn erfüllt. Dann schießt die Hand des Jüngeren vor wie der Kopf einer Schlange und packt das Haar des blonden Mädchens.

„Es tut dir leid, was ist das denn? Erst gegen die Regeln verstoßen und dann einen auf leidtun machen?"

Sie hat ihren Kopf in den Nacken geworfen. Das Gesicht schmerzverzerrt versucht sie sich loszuwinden, was ihr kaum gelingen dürfte.

„Wir sollten sie mal mitnehmen und eine Lektion erteilen, zischt der Rothaarige. Seine Zähne schimmern gelb wie die eines Raubtieres.

Der andere sieht ihn unschlüssig an, als falle ihm das Denken schwer, als sei jede Entscheidung lästig und das ganze Schiff nichts weiter als ein Scheißhaufen, in den er aus Versehen getreten ist.

Es ist einer meiner Reflexe, ein Aufbegehren des Zorns in mir, der mich etwas sagen lässt: „In einer Stunde sind wir übergeben und was wird der Besitzer denken, wenn sie in schlechtem Zustand ist? Was

soll ich ihm sagen, wenn er mich fragt? Dass ihr sein Eigentum beschädigt habt?"

„Halts Maul, du kleine Schlampe", schreit der Rothaarige wie von Sinnen, aber immerhin hat er vor lauter Wut und Irritation über so viel Frechheit das Mädchen losgelassen.

„Schon gut, schon gut, war nur eine Frage."

„Willst du uns drohen, du Miststück?", fragt der Bärtige.

„Ich drohe keinem Hund", sage ich und weiß, dass ich zu weit gegangen bin. Alles geht nun sehr schnell. Der Rothaarige hebt seinen Paralysator, während ich meinen Hirwa-Teller packe und ihm gleich einem Diskus an den Kopf werfe. Der Teller trifft seine Stirn und er lässt den Paralysator augenblicklich fallen. Da bin ich schon auf dem Tisch, springe und ramme dem Barträger mein ausgestrecktes Bein in den Bauch. Zum ersten Mal weicht der Wahnsinn aus seinem Blick und macht ehrlichem Erstaunen Platz. Meine Faust trifft seine Nase, ein hässliches Knirschen erklingt und nur weil er zusammenbricht, bleiben ihm weitere Treffer im Gesicht erspart. Ich wer-

fe mich mit aller Wucht auf ihn, lege all meine Wut in meine Schläge. Nicht eben wenig. Ich weiß, es könnte das letzte Mal sein, dass ich aufbegehre, also soll es wenigstens richtig geschehen und all dem, was mir angetan wurde, entsprechen. So viel Zorn ist in mir und manchmal glaube ich, daran zu ersticken. Dann fährt ein Schlag durch meinen Körper. Ich zucke spastisch, erinnere mich an den Paralysator und Dunkelheit senkt sich herab wie ein dichter, sich erbarmender Vorhang, der das Ende verkündet.

Übergabe

Mein Kopf fühlt sich an, als sei er auf das Doppelte angewachsen. Die leiseste Bewegung bedeutet Schmerz. Selbst das Licht, gedämpft durch eine Art Vorhang, brennt sich in meinen armen Schädel. Ich bleibe einfach liegen, wäge ab, ob ich noch lebe und ob es sich um einen Zustand handelt, der andauern wird. Wenn mich die Wächter zum Krüppel geschlagen haben, werde ich nichts mehr essen, bis ich tot bin. Das Le-

ben ist hart genug, körperlich limitiert erscheint es mir unerträglich. Ich würde zwangsläufig zur Bettlerin und als solche langsam verhungern, denn Almosen sind weder auf den Planeten des Zentrums noch in der Provinz die Regel.

Der Tod allein ist die Regel und wenn es so sein soll, werde ich ihn mir erzwingen. Jetzt da ich Iwahla und Asam nicht mehr habe, wozu überhaupt noch weiterexistieren?

„Du bist OK, es ist nur der Paralysator, der dir Probleme bereitet. Und eine kleine Wunde am Hinterkopf, wo du hart aufgeschlagen bist."

Ich öffne die Lider, sofort flutet der Schmerz wieder durch meinen Kopf. Der kurze Blick aber hat genügt, um mir zu verraten, dass es das blonde Mädchen ist, welches zu mir spricht und mir dabei etwas Kühles auf die Stirn drückt.

„Was ist passiert?" will ich wissen.

„Sie haben dich in Ruhe gelassen. Der Große mit dem Bart war außer Gefecht und die anderen wollten das Geschäft abschließen und keinen Ärger bekommen. Der Rothaarige war ziemlich sauer, aber du hast

Glück gehabt, die anderen Wächter mochten ihn auch nicht, sie haben zu ihm gemeint, er soll das Maul halten und in die Schleuse gehen. Genau das hat er gemacht."

Ich kann nicht fassen, dass sie mich am Leben gelassen haben. Wollte ich im Geheimen ein anderes Ende? Habe ich sie provoziert, weil ich nicht weiterleben möchte? Einen Moment geistert die Frage durch mein Bewusstsein wie ein drohender Schatten, dann verneine ich sie. Ich will nicht sterben und für das, was ich auf dem Schiff gesagt und getan habe, ist meine Wut verantwortlich, Wut, die seit langem in mir schlummert.

Sterben aber will ich nicht, und was das Mädchen über meinen Zustand gesagt hat, macht mir Mut, dass sich alles zum Besseren wenden wird. Zwar habe ich mir meine Ankunft auf Baldain anders vorgestellt, aber ich bin immerhin noch in einem Stück und wenn die Schmerzen, welche der Paralysator verursacht, nachlassen, wird mir bestimmt alles in einem anderen Licht erscheinen. Mit diesem Gedanken verab-

schiede ich mich aus der Wachwelt und falle erneut in Ohnmacht.

Empfang

„Wenn wir dann so weit wären, würde ich gerne aufbrechen", sagt eine Stimme und ich öffne die Augen, den nächsten Schmerz erwartend, nichts aber passiert. Ich fühle mich gut, richtig gut. Nichts tut mir mehr weh, ich bin erholt, euphorisch geradezu, fühle mich stark und voller Tatendrang. Irgendetwas kann nicht richtig sein, wenn ich mich so energiegeladen fühle wie noch nie. Sind das die Nachwirkungen des Paralysators? Von derartigen Reaktionen auf elektrische Stöße ist mir nichts bekannt und ich habe bereits oft mit Leuten gesprochen, die von den Sicherheitskräften paralysiert worden sind. Niemand hat von sich anschließender Euphorie berichtet. Vielleicht handelt es sich um den normalen Überschwang, wenn einem überraschend ein neues Leben geschenkt wird. Ich muss über diesen Gedanken kichern und bin gleichzeitig erstaunt, wie sich dieses Ki-

chern anhört. Es muss lange her sein, dass ich das letzte Mal gelacht habe, so fremd klingt es. Ich probiere es gleich noch mal, pruste vor Lachen und finde es geradezu köstlich.

„Was hat sie?“, fragt jemand neben mir und als ich mich umsehe, ist das Mädchen wieder da.

„Nakonia ist eine starke Droge. Es nimmt Schmerz, macht euphorisch, stärkt zugleich phasenweise die Wahrnehmung. Insbesondere bei jenen, die es zum ersten Mal probieren.“

Die zweite Stimme gehört zu einem kahlköpfigen Mann. Auch seine Kleidung lässt darauf schließen, dass er ein Aufgestiegener ist. Im Moment ist mir das jedoch herzlich egal. Er trägt einen eng anliegenden Anzug aus schwarz-braunem Amino, der seinen Bauch betont. Sein Gesicht ist hübsch, die Nase wohlgeformt und der Mund lächelt milde. Als er einen Schritt nach vorne macht, blicke ich in zwei freundlich braune Augen. Wenn Augen wirklich der Spiegel der Seele sind, wie Iwahla immer behauptet hat, so habe ich einen reinen Menschen vor mir. „Einen rei-

nen Menschen", flüstere ich unhörbar und dann lache ich erneut. Als ob es so etwas geben würde, als ob nicht alle Menschen verdorben und egoistisch wären, allein darauf aus, ihren niederen Instinkten zu folgen, zu überleben, als seien sie Insekten, die sich unter feuchten Steine verkriechen, von Unrat leben.

Ich sehe sie förmlich kriechen, ja tatsächlich, große Insekten, die sich an den Wänden entlang bewegen und plötzlich fährt mir der Schreck in die Glieder. Zitternd deute ich mit dem Finger auf die mir gegenüberliegende Wand.

„Dort, die Schabe!"

„Was hat sie denn nun?", fragt das Mädchen. Am Rande meiner Wahrnehmung bemerke ich die Sorge in ihrer Stimme.

„Halluzinationen. Auch das ein Effekt der Droge. Meist sind es angenehme Bilder, aber manchmal schiebt sich eine schlechte Vision dazwischen. Es kommt immer auf den Zustand desjenigen an. Ist man ohnehin in schlechter Stimmung, kann es schlimmer sein", erklärt der Mann in dem eng anliegenden Amino-Anzug, der vermeintlich reine Mensch.

Ich betrachte ihn und das Mädchen, sehe wieder zur Wand und schon ist das Insekt verschwunden.

„Was ist los mit mir? Was soll das mit der Droge?"

„Wir haben dir eine kleine Spritze mit Nakonia verabreicht, um dich ein wenig zu stabilisieren, aber anscheinend war die Dosis zu stark für dich, deshalb die Stimmungsschwankungen und das eine oder andere Trugbild", sagt der Glatzkopf und lächelt dabei, als sei das alles ein großer Spaß. Unmöglich ist es mir, ihm böse zu sein. Sie haben mir Drogen gegeben, während ich schlief. In Ordnung. Ich fühle mich ja besser als jemals zuvor, also warum nicht?

„Starkes Zeug. Fühlt sich aber wirklich sehr, sehr gut an. Fantastisch geradezu", erwidere ich und grinse die Decke an. Mein ganzer Körper ist warm und es scheint, als liefe in langsamen Wellen ein Kribbeln durch meinen Körper, bis zu meinem Bauch und tiefer, viel tiefer.

Das Mädchen sieht mich sorgenvoll an, aber ich erwidere ein breites Lächeln. Dann richte ich mich auf und weil mir noch ein

bisschen schwindelig ist, packe ich ihren Arm und halte mich daran fest. Sie stützt mich, packt nach meiner Schulter und ihre Berührung verstärkt die Wellen, welche durch meinen Körper wandern.

„Wir müssen jetzt wirklich gehen, meine Liebe", sagt der Mann und hilft mir beim Aufstehen.

„Meine Liebe? So hat mich ja noch nie jemand genannt."

Er betrachtet mich fragend, spöttisch, verzieht die Augenbrauen.

„Dann wird es ja wohl einmal Zeit dafür. Ich für meinen Teil pflege gute Umgangsformen. Dor Amasole, unser Besitzer, legt Wert auf eine gesittete Sprache, daran solltest du dich gewöhnen."

Immer noch sind meine Beine wacklig, also lege ich meinen Arm um die Schulter des Mädchens, damit ich nicht plötzlich umkippe. Unter normalen Umständen sind mir Berührungen zuwider, aber was ist schon normal heute? Hoffentlich ist sie stark genug, um mir ein bisschen Halt zu geben. Sie ist nur unwesentlich weiblicher geformt als ich, alles in allem also ausgesprochen dünn.

„Wie heißt ihr beiden überhaupt? Das würde ich schon gerne wissen, bevor ich einfach so mit euch mitgehe. Wo soll das sonst noch hinführen?"

„Mit absoluter Gewissheit nach Solum, jener Plantage, wo du in Zukunft arbeiten wirst, meine Liebe."

„Was bitte?"

„Auf die Plantage wird es uns führen. Dort fahren wir jetzt hin und wir liegen schlecht in der Zeit. Draußen steht der Tegger, ein sehr geländegängiges Fahrzeug, das bei unseren schlechten Verbindungsstraßen unabdinglich ist. Und was die Namen betrifft: Ich bin Harlat Misour, erster Verwalter der Plantage."

„Mein Name ist Satya", fügt das Mädchen leise hinzu.

„Satya", wiederhole ich und betone jede Silbe. Dann erinnere ich mich allzu genau an das, was auf dem Schiff passiert ist und kann mir einen kleinen Kommentar nicht verkneifen. „Deinetwegen hat der ganze Ärger angefangen, aber ich bin dir nicht böse", füge ich schnell hinzu, „denn es fühlt sich wirklich ausgezeichnet an, diese Nako-irgendwas und deshalb sehe ich darüber

einmal hinweg, was war. Schwamm drüber, alles in Ordnung."

„Bitte, ein wenig Ruhe jetzt", ermahnt mich Harlat. „Wir sind in der Distriktsverwaltung, hier werden alle neuen Eigenen registriert und es empfiehlt sich, auch unter diesen Umständen einen gewissen Umgangston zu wahren. Die Verwaltung schätzt kein renitentes Verhalten. Du hast bei deiner Ankunft schon für genug Aufsehen gesorgt. Es ist gut möglich, dass für die Verletzungen der Wachleute eine Strafe verhängt wird, welche unser Besitzer zu zahlen hat, wenn er so gnädig ist."

Ich stelle mir vor, wie ein Besitzer eine Strafe entrichtet, weil ich zwei Wächter verprügelt habe, und es ist gewiss nicht lustig, dennoch muss ich lachen.

Harlat schüttelt missbilligend den Kopf. Ich beherrsche mich, auch wenn mir der Sinn nach weiteren Späßen steht. Wer hätte gedacht, was ein bisschen Chemie alles anzurichten vermag?

Wir verlassen den engen Raum, in welchem ich wieder zu Bewusstsein gekommen bin und treten in einen Gang, dessen Boden ein Stahlgitter ist, das Einblicke in

die darunterliegende Etage ermöglicht. Menschen laufen ziellos durcheinander. Das ganze erinnert an einen Ameisenhaufen. Container werden von Laderobotern zu Rampen gebracht. Der ganze Raum ist erfüllt von einem Chaos aus Lärm und Rufen. Über eine wackelige Treppe steigen wir hinab. Unter normalen Umständen mag ich keine Menschenmengen, denn große Mengen sind gefährlich. Heute aber finde ich Gefallen an diesem wirren Treiben; es passt zu meinem gegenwärtigen Geisteszustand.

Ein Wächter betrachtet mich misstrauisch, als wir unten angekommen sind. Angesichts der Vorfälle auf dem Schiff verkneife ich mir weitere Provokationen und lächele ihm freundlich, vielleicht zu freundlich, zu. Irritiert wendet er sich ab. Allem Anschein nach verleiht mir diese Nakonia-Droge ganz neue Fähigkeiten, die, richtig eingesetzt, sehr nützlich sein können. Unter den Personen in der Halle befinden sich auch Besitzer, aber sie tragen die üblichen Bio-Anzüge mit den schwarzen Kapuzen und Masken, die weder Gesicht noch Geschlecht verraten. Düstere Gestalten sind es, die sich gleichmütig durch die Menge

bewegen, als kümmere es sie nicht, was um sie herum geschieht. Sie wirken wie schwarze, Unheil verkündende Vögel, die zwischen bedeutungslosen Insekten umherstolzieren und jeden Moment Tod und Verderben bringen können. Ich schreibe es der Droge zu, dass ich mich bei ihrem Anblick mehr fürchte als für gewöhnlich. Satya scheint es kaum anders zu gehen, ihre warme Hand hält die meine, als habe sie Angst, in einen Abgrund zu stürzen.

Harlat Misour aber führt uns zielsicher an Menschen und Besitzern vorbei zu einer Reihe von gläsernen Büros neben dem Hauptausgang, einem großen Tor, das durch Körperscanner und ein Schutzfeld gesichert ist. Niemand kann diese Halle verlassen, der nicht zuvor registriert wurde. Ohne zu zögern, betritt Harlat ein Büro in der Mitte und winkt uns, damit wir ihm folgen. Satya geht voran. Sie hat meine Hand losgelassen und ich fühle mich in diesem Moment ein wenig verloren. Es ist sicherlich nur die Droge, die meine Wahrnehmung so verändert und mich anders reagieren lässt als für gewöhnlich. Unter normalen Umständen würde ich es kaum

zulassen, dass jemand meine Hand hält. Aber es ist mein erster Tag auf Baldain, ich bin high wie ein Klebeschnüffler in der Gosse von Oldekka und habe das Gefühl, als läge ich bei Sonnenschein auf dem Dach unseres Heims. Einmal nur war es mir vergönnt, dort mit Iwahla und Asam eine knappe halbe Stunde zu entspannen. Es war schön, für kurze Zeit den engen Gassen und Straßen Oldekkas, den grauen Räumen des Heims zu entkommen. Und an diesem speziellen Tag schien auch noch eine leicht ins Violette schimmernde Sonne vom sonst so dunstigen Firmament. Dieser eine Frühlingstag vor drei Jahren hat für alle Zeiten einen besonderen Platz in meinem Gedächtnis.

„Das sind die beiden letzten Eigenen, welche nach Solum gehen. Die Kleine, welche bewusstlos war und deswegen erst behandelt werden musste, und eine Hauseigene“, verkündet Harlat und seine Stimme hört sich jetzt sehr streng an.

Der Beamte, ein Aufgestiegener wie alle Beamten, ist dick wie ein aufgeblasener Reifen, der kurz davor steht zu platzen. Sein Hemd ist verschwitzt und fleckig. Flackern-

de kleine Augen richten sich auf Satya und mich, dann fährt seine unförmige Hand über den Monitor, wischt Daten beiseite und öffnet Verzeichnisse, bis ein dreidimensionales Hologramm von Satya vor dem Tisch schwebt.

„Dorthin stellen“, befiehlt er und deutet auf einen roten Kreis vor dem Schreibtisch.

Satya blickt über ihre Schulter, sieht mich kurz an, als würde sie fragen, ob es gefährlich ist, sich in diesen Kreis zu stellen und mit dem Hologramm zu verschmelzen. Aufmunternd nicke ich ihr zu und die Droge macht es mir leicht, dabei zu lächeln.

„Na los!“, ruft der Beamte, sein Doppelkinn beginnt zu wackeln. Er wedelt ungeduldig mit der Hand, worauf Satya mit kleinen Schritten ihre Position einnimmt. Das Hologramm schmiegt sich um sie, wird eins mit ihren Konturen. Dann leuchtet es auf, grünlicher Schimmer hüllt Satya ein und sie gibt einen kurzen Schmerzenslaut von sich, als habe man ihr eine Spritze gegeben. Auch wenn es unheimlich ist und ich weiß, dass sie in diesem Moment leichte Schmerzen hat, kann ich nicht anders, als das grüne Schimmern um ihren Körper schön zu

finden. Es ist, als hätte sie eine Aureole aus Licht, als sei sie ein Engel, der sich unter den Lebenden zeigt, um ihnen Hoffnung zu machen.

„Fertig“, verkündet die Stimme des Beamten. „Registriert. Die Daten haben sie bereits erhalten. Alles, was sie wissen müssen sowie die Ortungsparameter, falls ihnen das Vögelchen mal aus ihrem Käfig entwischt.“ Harlat nickt gleichgültig, während der Dicke an seiner Zigarre zieht und dann mein Hologramm aktiviert.

„So, jetzt die kleine Schlägerin“, sagt er und betrachtet mich wie ein ihm unbekanntes Tier, dessen Gefährlichkeit er nicht abzuschätzen vermag. Ich trete ohne Bedenken in den roten Kreis, Nakonia sei Dank. Das leichte Brennen, welches gleich meinen Körper erfüllen wird, ist gegenwärtig für mich bedeutungslos.

„Da haben Sie sich keinen Gefallen getan, das Mädchen zu kaufen“, sagt der Beamte zu Harlat, der lediglich mit den Schultern zuckt. Der Dicke aber plappert einfach weiter, als kümmere es ihn nicht, wer ihm zuhört.

„Sie hat einem Wächter Nase und mehrere Rippen gebrochen, wenn es stimmt, was der Kapitän des Schiffes erzählt. Ich frage mich, wie Sie das hinbekommen hat, mit ihren 50 Kilogramm einen doppelt so schweren Gegner derart zuzurichten."

„Kräftiger, als sie aussieht, würde ich meinen und die Arbeit auf den Plantagen erfordert Personal, das überlebensfähig ist, wie Sie wissen", antwortet Harlat kühl.

Das grüne Leuchten lässt mich aus seinem Bann. Es hat fast gar nicht wehgetan und ich bedanke mich einmal mehr bei jener Spritze, die Harlat mir verabreicht hat.

„50 überflüssige Kilo machen keinen Kämpfer und 100 noch überflüssigere Kilo …", sage ich in Richtung des Beamten, da aber ist Harlat bereits bei mir und packt mich grob am Arm.

„Ich denke, wir haben dann alles", redet er mir dazwischen. „Danke, dass Sie so flexibel waren."

Der Beamte sitzt stumm auf seinem Platz, starrt Harlat und mich an, als ziehe er in Erwägung, Wächter herbeizurufen. Dann macht sich ein Grinsen in seinen Mundwin-

keln breit. Er nimmt seine Zigarre, zieht daran und lehnt sich zurück.

„Die macht ihnen noch Ärger, da verwette ich jeden Centhino drauf, den ich jemals verdient habe. Das ist eine kleine Bestie, die sie da haben, Misour, und Bestien warten nur darauf, über einen herzufallen."

„Danke für die Warnung, werter Spito. Ich werde es meinem Besitzer ausrichten. Sie entschuldigen uns."

Harlat lässt mich nicht mehr los, zieht mich förmlich aus dem Büro, während ich dem Beamten ein letztes Mal zuwinke. Die Tür schlägt hinter uns zu und mit großen Schritten nähern wir uns dem Portal. Ich bin gespannt auf Baldain. Es ist das erste Mal, dass ich eine fremde Welt betrete, eine Welt, von der ich bis jetzt fast nichts weiß, außer dass sie eine Unendlichkeit von meinem alten Leben entfernt ist.

Fahrt

Der Tegger entpuppt sich als gigantisches Stahlungetüm, ein Panzer auf ballonförmigen Rädern. Die Sitze sind an den

Wänden montiert, acht auf jeder Seite. Fünf Eigene sitzen im Rumpf des Fahrzeugs. Satya und ich haben auf der einen Seite Platz genommen, drei Männer auf der anderen. Einer starrt unentwegt in unsere Richtung, als seien wir Steaks, die nur darauf warten würden, gegessen zu werden. Für den Augenblick besänftigt mich das Nakonia, sonst würde ich ihm deutlich machen, dass ich es nicht leiden kann, auf diese Weise angeglotzt zu werden.

So aber kümmert es mich nur wenig, denn die Welt ist lediglich ein trüber Fluss, der unaufhörlich und leise an mir vorbei plätschert. Baldain offenbart sich allein in winzigen Ausschnitten; nur drei kleine, runde Fenster, kaum größer als ein Kopf zeigen, was dort draußen ist. Da die Scheiben gewölbt sind und aus Duraglas bestehen, sehe ich nicht mehr als grüne Blätter und Äste. Aber auch diese Eindrücke genügen, um mich zu beeindrucken. Ich stamme von Zabre und Zabre, das heißt grauer Stein, Dunkelheit und Gestank. Baldain hingegen ist ein einziger Dschungel, die Luft ist feucht und heiß, eine warme, wabernde Suppe, die auch die Klimaanlage des Teg-

gers kaum zu kühlen vermag. Harlat hat uns eindringlich ermahnt, ausreichend zu trinken. Wahrscheinlich geht es ihm darum, die ihm Anvertrauten in guter Verfassung abzuliefern. Dehydrierte Arbeitskräfte funktionieren nicht einwandfrei.

Brav trinke ich also mein Wasser. Es ist kühl, erfrischend und hat keinen metallischen Beigeschmack, wie ich es von Zabre gewöhnt bin. Auch die enorme Wärme empfinde ich als angenehm, selbst wenn mir der Schweiß in Strömen läuft.

Harlat kommt aus der Fahrerkabine, wo er neben einem gewissen Tar Amon sitzt, der den Tegger steuert. Tar ist eindeutig kein Aufgestiegener, sondern ein ganz normaler Eigener um die 50, mit tiefen Falten und kurzgeschorenem, eisgrauem Haar. Er redet nicht viel, wirkt nervös und betrachtet unaufhörlich die Monitore, welche rund um sein Cockpit herum montiert sind. Es ist, als fürchte er eine unbekannte Gefahr. Nicht minder nervös ist der junge Wächter, der seinen Namen nicht genannt hat und unbeweglich auf seinem Sessel sitzt, den Kopf hin und her bewegend wie ein Vogel auf der Jagd.

„Eine Stunde noch, dann sind wir da", informiert uns Harlat, in den Rumpf tretend.

Dann fügt er hinzu, wir sollen auf unseren Sitzen bleiben, weil die Fahrt ein wenig unbequem werden könnte. Dabei grinst er vorsichtig, sieht aber alles andere als amüsiert aus. Sowohl ihm als auch Tar und dem Wächter, dessen Namen ich nicht kenne, ist anzumerken, dass irgendetwas nicht stimmt. Bei unserem Aufbruch waren die Männer relativ gut gelaunt, kaum hatten wir aber die Stadtgrenze überschritten und den Dschungel erreicht, schwand diese gute Laune und wich einer kaum zu übersehenden Nervosität. Mit jeder Minute nimmt diese Spannung zu und überträgt sich auf die Eigenen.

Satya fährt sich in einem fort durch ihr langes Haar und streicht sich eine widerspenstige Locke aus dem Gesicht, während die nächste Haarsträhne ihr bereits in die Stirn rutscht. Ihre Wangen sind gerötet, was an der Hitze oder der Angst liegen mag, die sich wie stechendes Gas im Innenraum des Fahrzeugs ausbreitet.

Immer noch hält mich die Droge in ihrem Bann und vergrößert meinen Abstand zu den Dingen, die um mich herum geschehen. Mir ist, als betrachte ich alles aus der Ferne, interessiert, aber ohne wirklich daran teilzuhaben. Es mag geschehen, was geschehen soll. Wieso sollte ich mich ereifern oder gar fürchten? Mein Leben lang habe ich von Tag zu Tag gelebt und bin dabei der Hölle, in welcher ich aufwuchs, entgangen. Zwei Kräfte sind es, die mich beherrschen: Zorn und Gelassenheit. Beide wechseln einander ab, je nach Situation. Ich spare meine Kraft, wenn ich nicht unmittelbar bedroht bin, reizt man mich aber oder drängt mich in die Ecke, wehre ich mich mit allen mir zur Verfügung stehenden Mitteln.

Im Heim auf Oldekka gab es ein Mädchen namens Fatira, das alle anderen tyrannisierte. Ein halbes Dutzend Kinder war ihr untertan.

Unwillig erinnere ich mich, wie Fatira und ihre Gang mich eines Tages im Schlafraum stellten, um mir Brot abzunehmen, das mir Iwahla gegeben hatte. Sie zogen den Kreis immer enger, lachten mich aus und beschimpften mich. Fatira trat mir

schließlich entgegen, mit einem Stuhlbein bewaffnet, und schrie, ich solle das Brot herausrücken, sonst werde sie mir jeden Zahn einzeln rausbrechen. Ich wusste von anderen, dass es sich um keine leere Drohung handelt. Als sie sich mir auf Armeslänge angenähert hatte, hielt ich das Brot hoch, sah, wie ihr Blick der dargebotenen Nahrung folgte und sich die Hand, welche das Stuhlbein hielt, entspannte. Ich nahm ihr die Waffe in einer schnellen Bewegung ab, schlug ihr seitlich gegen den Kopf, sodass sie augenblicklich bewusstlos wurde und hart zu Boden ging. Dann hielt ich den nun blutbeschmierten Stock hoch, drohte den anderen und fauchte dabei wie ein wildes Tier. Sie wichen zurück und ich machte mich daran, Fatiras Gebiss zu bearbeiten. Einen ihrer Schneidezähne trug ich fortan an einem Lederband um meinen Hals. Nie wieder wurde ich angegriffen.

Ich bin nicht stolz darauf, was das Leben aus mir gemacht hat. Manchmal träume ich davon, eine andere zu sein. Manchmal, nur manchmal, schäme ich mich meiner Taten. Aber hatte ich eine Wahl?

„Hast du das gesehen?", fragt mich Satya plötzlich. Sie deutet mit dem Arm auf die Luken über den Köpfen der Männer auf der anderen Seite. Der, der uns auf so widerliche Weise angesehen hat, hebt als erster den Kopf und versucht das Ziel ihres ausgestreckten Arms zu erkennen.

„Was? Was ist da?", will er wissen. Die anderen reagieren beinahe panisch. Ihre Hände zittern, sie stehen auf, starren aus den kleinen Fenstern in die grüne Welt außerhalb des Teggers.

„Was hast du gesehen?", frage ich Satya. Auch wenn meine Wahrnehmung gedämpft ist, bin ich nicht völlig unempfänglich für die Angst der anderen. Bevor sie antworten kann, fährt ein Ruck durch den Tegger. Das Fahrzeug schlingert, trotz seiner enormen Größe, etwas wird überrollt und schlägt von unten gegen das Metall. Plötzlich sind die Bäume noch näher, Äste und Blätter streichen über die Außenwand. Dicke Stämme brechen wie Strohhalme, als der Tegger sie rammt. Dann stoppen wir. Die Männer sind umgefallen und über den Boden gepurzelt, liegen einfach dort und rühren sich sekundenlang nicht. Einer blutet

auf der Stirn, wo er sich den Kopf gestoßen hat. Es ist, soweit ich es sehe, eine harmlose Platzwunde, die sich leicht kleben lässt.

Harlat schreit von vorne, wir sollten uns festhalten. Das aber muss er mir nicht sagen. Ich habe mich an meinem Sitz festgekrallt und halte mit einer Hand Satya, die beinahe auch aus ihrem Sessel geschleudert worden wäre.

Für einen Moment ist nur noch der Motor des Teggers zu vernehmen, das schwere, polternde Dröhnen eines Verbrennungsmotors, wie er auf Zabre kaum noch verwendet wird.

Dann höre ich es zum ersten Mal in meinem Leben und werde es wohl nie wieder vergessen. Es ist mehr als ein Geräusch, mehr als ein schrilles, ohrenzerfetzendes Kreischen. Dieser wilde Schrei bohrt sich in das Bewusstsein, erreicht jene Stelle in meinem Gehirn, wo uralte Ängste entstehen, berührt unmittelbar den Kern des Fühlens, als dringe ein spitzer Gegenstand in meinen Schädel ein.

Die Männer krümmen sich zusammen, schlingen die Arme um ihre Köpfe, ziehen

die Beine an. Sie sehen aus wie verzweifelte Kinder, die Schutz suchen.

Satya hält sich die Ohren zu und sieht mich an, das schöne Gesicht zu einer Grimasse der Furcht verzogen. Ich weiß nicht, warum ich meine Ohren nicht verschließe. Der Reflex, mein Gehör zu schützen, ist da, zugleich aber will ich dem Schmerz widerstehen und was immer geschieht, ich bin nicht bereit, mich der Angst zu ergeben. Harlat und der Wächter sitzen regungslos im Cockpit. Tar Amon hält seine Hand über einen großen roten Knopf. Sie zittert vor Anspannung, und ich frage mich, warum er nicht einfach darauf drückt, wenn es uns retten kann. Ich weiß nicht, wozu dieser Knopf dient, aber es ist offensichtlich, dass es sich um eine Art Notfallmechanismus handelt.

„Ein Tier“, sagt Satya in den Moment der Stille hinein, „grün wie der Dschungel. Nur die Augen …“. Die Männer auf dem Boden richten sich vorsichtig auf und sehen sie an.

„Was für Augen?”, sagt der Große mit dem widerwärtigen Blick.

Satya schüttelt zunächst, den Kopf, als weigere sie sich, daran erinnert zu werden.

Dann aber öffnen sich ihre Lippen, formen ein Wort: „Schreckliche …"

Da geschieht es. Es ist beim Cockpit, schlägt seine Zähne dagegen, kratzt über das Glas und sofort durchziehen erste Sprünge die gepanzerte Scheibe. Mit Wucht schlägt Tar auf den Schalter, worauf ein Glühen die Hülle des Fahrzeugs leuchten lässt. Funken und Blitze blenden mich, mit zusammengekniffenen Augen sehe ich, dass das Wesen, das nur aus Klauen und Zähnen zu bestehen scheint, zurückweicht. Der Dschungel gerät in Bewegung, Bäume werden zur Seite geschleudert und federn in ihre ursprüngliche Position, dann erinnert nichts mehr an den Angriff, außer geknickten Ästen und wirbelnden Blättern, als habe ein Sturm den Wald heimgesucht und sei von einem auf den anderen Moment verstummt.

Tar sinkt in seinen Sitz, immer noch zittert seine Hand. Als erster hat Harlat seine Fassung wiedergewonnen.

„Los jetzt, weg hier", befiehlt er Tar. „Wir sollten möglichst viel Abstand zwischen uns und den Wazza bringen, bevor er es sich anders überlegt und zurückkommt."

Dann wendet er sich uns zu. „Auf die Sitze los. Verarztet werdet ihr später, jetzt ist keine Zeit dafür."

Die Eigenen beeilen sich, wieder auf ihre Sessel zurückzuklettern. Ihre Hände umklammern die Griffe, welche an der Metallwand verschraubt sind. Der mit der Platzwunde sieht fürchterlich aus, als sei sein Schädel gespalten. Ein kontinuierlicher Strom aus Blut läuft ihm über die Stirn, die Nase entlang und tropft von dort auf seine Beine. Seine Hose ist bereits von roten Flecken durchtränkt. Trotzdem beschwert er sich nicht oder kommt auf die Idee, ein Mediset zu verlangen. Der Angriff war ein eindringlicher Hinweis darauf, dass es sich empfiehlt, den Anordnungen Folge zu leisten.

„Und noch einmal", hebt Harlat an und ein flüchtiges Lächeln zeigt sich um seine Augen, „ein ganz herzliches Willkommen auf Baldain."

Solum

Ich muss eine ganze Weile eingenickt sein, denn als mich Satya an der Schulter berührt und mir sagt, wir seien auf Solum, bin ich für einen Moment völlig orientierungslos. In meinen Träumen war ich in meiner Schlafkabine im künstlichen Schlaf, dann auf Zabre, sprach mit Asam über die Zukunft, war zugleich zwischen den Sternen, überall und nirgends. Schließlich der Angriff, Zähne und Klauen, die Waffen des Tieres, mit denen es seine Opfer zerreißt.

„Wo?“, sage ich völlig verwirrt und mit belegter Stimme.

„Solum“, wiederholt Satya. Ich betrachte sie, als sei sie ein Licht, das mir den Weg aus der Dunkelheit weist.

„Satya?“, frage ich, weil alles, was an diesem Tag geschehen ist, wie eine Täuschung erscheint, wie ein langer Traum, der sich nahtlos mit dem Erwachen verbindet.

Sie nickt und freut sich, dass ich ihren Namen noch weiß.

„Wie fühlst du dich?“, fragt sie besorgt.

Die Frage ist berechtigt. Die Euphorie, mit welcher mich das Nakonia erfüllt hat, ist völlig verschwunden, hat quälender Leere Platz gemacht. Alles scheint verändert, weder Freude noch Zuversicht existieren länger. Mein Körper funktioniert, keine Schmerzen plagen mich, wo aber ist all die Sorglosigkeit hin, die ich noch verspürt habe, bevor mich der Schlaf überkam? Jetzt vermisse ich Iwahla, die mich in die Arme nimmt, Asam, der einen Spaß macht und mich zum Lachen bringt. Sie sind so weit weg und es ist unwahrscheinlich, ihnen jemals wieder zu begegnen. Die Besitzer haben mir das einzige genommen, das meinem alten Leben einen Sinn gegeben hat. Wie unsinnig es ist, dass wir alle einzeln existieren, jeder um seine eigene kleine Existenz kämpft, egoistisch ist und am Ende doch nicht alleine überleben kann. Ich wünschte mir, niemals Iwahla und Asam geliebt zu haben, denn dann würde ich jetzt nicht diesen Schmerz empfinden.

Satya streichelt mir tröstend über die Wange, ähnlich jener Berührung, mit der Iwahla mich in schlimmen Momenten zu beruhigen pflegte. Ich drehe mich weg.

„Es geht schon“, sage ich. „Muss nur erst einmal zu mir kommen.“

Harlat und der Wächter treten zu uns.

„So, wir sind auf Solum, eurem neuen Zuhause.“ Er sieht von einem zum anderen, als prüfe er ein letztes Mal unsere Eignung für die Plantage und das, was uns erwartet.

„Sosio, Markat, Bend und Zola werden gleich von Nimraha Zsolt, unserem zweiten Verwalter in Empfang genommen und zu den Unterkünften der Ernte-Arbeiter gebracht, Satya kommt mit mir. Gibt es noch Fragen?“

Ich betrachte die anderen. Der Verwundete wurde, während ich schlief, versorgt. Ein grüner Strich zieht sich über die Stirn, dort, wo zuvor die Platzwunde war. Nur noch ein wenig getrocknetes Blut klebt in seinen Haaren. Der Kleber wird die Wunde verschließen und eine Infektion verhindern. Wenn er Glück hat, bleibt nur eine kleine, weiße Narbe, die sich in ein paar Wochen kaum noch erkennen lässt.

Keiner hat Fragen, keiner nickt, niemand besitzt den Mut, etwas zu sagen. Ich bin verwirrt, dass Satya nicht mit uns geht. Andererseits war mir von Anfang an be-

wusst, wie wenig sie für harte Arbeit geeignet ist. Wahrscheinlich wird sie direkt für die Besitzer arbeiten, vielleicht als Dienerin oder sogar in der Verwaltung. Iwahla hat mir erzählt, eine solche Arbeit besitze durchaus Vorteile, zumindest wenn es einem gelänge, das Wohlwollen der Eigenen zu erlangen und aufzusteigen. Wehe aber man missfällt ihnen und ihr Zorn richtet sich auf einen.

„Gut, dann los, wenn es nichts mehr zu klären gibt“, sagt Harlat, marschiert durch die Kabine und gibt an der Kontrolleinheit im hinteren Bereich des Teggers eine Folge von Befehlen ein, worauf sich die Heckluke zischend öffnet. Wärme schlägt uns entgegen, als sei dort draußen ein Feuer in Gang. Ich dachte bis eben, die Hitze im Tegger wäre bereits immens, nun aber wird mir bewusst, dass das Innere des Fahrzeugs geradezu kühl war, bis die Luke geöffnet wurde. Baldain ist ein einziger Glutofen.

Harlat klettert als erster hinab. Der Wächter signalisiert uns, indem er mit seiner Waffe auf den Ausstieg deutet, auch auszusteigen. Die Männer folgen Harlat, dann ich, als letzte steigt Satya die Leiter

hinunter. Vor dem Tegger erwartet uns ein Mann mit spitzem Bart und stechenden Augen unter dunklen Augenbrauen. Er trägt einen Anzug aus einem Material, das ich nicht kenne, einen Gürtel mit einem Paralysator an der Seite und einen völlig unpassenden Hut mit breiter Krempe.

Um ihn herum stehen drei Wachroboter, wie sie in Zabre auf den Straßen patrouillieren. Dort heißen sie Bewahrer, ob sie hier den gleichen Namen tragen, ist mir nicht bekannt. Ihre Körper sind Menschen nachgebildet, Rumpf und Gliedmaßen aber nicht mehr als schmutziges Metall, ölig und voller Schweißnähte. Statt eines Auges haben sie ein rotes Sensorfeld, das ihren gesamten Kopf umspannt. Sie sehen nicht sehr detailliert, haben aber ein 360° Sichtfeld und können auch im Infrarotbereich Dinge und Menschen wahrnehmen. Sie tragen keine Waffen, ihre Kraft alleine ist einschüchternd genug. Kein Besitzer vertraut nur auf menschliche Wächter. Die Wachroboter sind ihm unmittelbar untertan. Unmöglich wäre es ihnen, einen Besitzer anzugreifen und sollte es zu einem Aufstand der Menschen kommen, so sind es die Ro-

boter, welche die Besitzer bis zum letzten verteidigen. Auf Xanti ist es vor einigen Jahren in einer Mine zu einer Rebellion gekommen, die traurige Berühmtheit erlangte. Zwar gelang es den Menschen einen Besitzer zu überwältigen, dann aber schritten die Roboter ein. Es gab keine Überlebenden, außer drei Besitzern, die in Schutzräumen davonkamen. Die Roboter töteten alle Arbeiter, ausnahmslos und ohne Rücksicht darauf, ob es sich um Frauen, Verletzte oder Rebellen handelte. Die Besitzer verzichteten darauf, den Robotern Einhalt zu gebieten, selbst als die Aufständischen kapitulierten. Es war der einzige Aufstand in den letzten Jahren und ich bezweifele, dass es so bald wieder einen geben wird.

„Vier Neue für dich“, sagte Harlat zu dem Mann, bei dem es sich um den zweiten Verwalter handeln muss. Ich glaube zu spüren, dass Harlat und Nimraha keine Freundschaft verbindet. Weder reichen sie sich die Hände, noch sehen sie sich in die Augen.

Nimraha nickt, aber es sieht mehr nach einem nervösen Zucken aus. Dann schaut er durch uns hindurch und beginnt seinen Monolog. Die Worte sind abgehackt und

arhythmisch. Alles an diesem Mann ist mir unsympathisch, wobei es keine Rolle spielt, dass er ein Auserwählter ist.

„Als Erstes bekommt ihr diese Schilder', sagt Zsolt und hält ein biegsames Stück Plastik hoch. „Sie enthalten eure Namen, einen Code für eure Daten und euer Statussymbol: den roten Kreis für Erntearbeiter. Ihr tragt sie immer gut sichtbar auf eurer Kleidung, in Brusthöhe am besten. Was die Wächter mit Menschen machen, die sie nicht scannen können, muss ich euch nicht erklären. Sosio nach vorne!" Nimraha sieht uns an. Seine Augen funkeln wie gesplittertes Glas, das die Zeit abgeschliffen hat.

Sosio gehorcht und tritt vor. Es ist der Mann mit dem widerwärtigen Blick. Jetzt aber ist jede spöttische Neugier aus seinem Gesicht verschwunden und er wirkt geradezu lächerlich unterwürfig.

Nimraha drückt ihm ein kleines Schild auf die Brust, dann verfährt er mit den beiden anderen Männern ebenso. Als ich an der Reihe bin, zögert er einen Augenblick. Seine Augen fixieren mich um Sekundenbruchteile länger als zuvor die Männer. Der Verwalter wird große Macht über mich

ausüben und aus eben diesem Grund lässt sein Blick mich erschauern. Es ist, als bohre sich kalter Strahl in meinen Magen und mache es mir unmöglich zu atmen. Als er mir das Schild an die Brust heftet, zittern meine Arme und Beine wie der Leib eines gefangenen Tiers, eines Vogels in einer sich schließenden Faust.

„Wir schauen uns jetzt eure Quartiere an“, sagt er und wendet sich ab. Erleichtert atme ich aus. Die Bewahrer schwärmen aus, gruppieren sich um uns und der zweite Verwalter geht voran in Richtung einiger kugelförmiger Bauten, die zwischen zwei riesigen Hallen liegen. Willenlos folgen wir. Mir bleibt nur ein letzter Blick zurück. Verloren und klein steht Satya zwischen Harlat und dem Menschenwächter und wirkt dabei, als wäre sie den Tränen nah. Es gibt keine Verabschiedung, kein Zurückgehen, keine letzte Umarmung. Nicht in unserer Welt. Die Schritte der Bewahrer schlurfen über den Boden und wirbeln Staub auf, ihre Hydraulik zischt bei jeder ihrer Bewegungen. Ich wende mich ab. Mehr als ein kurzer Blick über die Schulter bleibt uns nicht. Wozu auch? Was man nicht kennt, kann

man nicht vermissen. Was man nie besaß, kann einem nicht genommen werden. Ich bin Zola, ich bin alleine. Das ist alles, was ich weiß und alles, was ich wissen muss.

Anpassung

Schort ist alt in meinen Augen, gewiss schon über 40, dafür in ausgezeichneter Verfassung, sieht man davon ab, dass ihm ein Arm fehlt. Er muss sich sehr nützlich gemacht haben, wenn der Besitzer ihn trotz dieses Defizits nicht an eine Biofabrik verkauft. Nach meiner ersten Woche auf Solum verstehe ich, warum Schort noch lebt und für die Plantage von Nutzen ist. Er ist der Obmann meiner Unterkunft, kann mit Menschen umgehen, weiß, ihnen Hoffnung zu geben, sie zugleich anzutreiben und unter Kontrolle zu halten. Schort hat einen Blick dafür, wo Spannungen lauern, wer nicht mit wem kann und welche Konflikte daraus erwachsen könnten.

Nach drei Tagen war ihm bewusst, dass Sosio, der mit mir auf die Plantage genommen ist, nur darauf wartete, einen Streit

mit einem der anderen vom Zaun zu brechen. Sosios erstes Opfer war Markat, ein schüchterner Typ von vielleicht dreißig Jahren. Markat hat abstehende Ohren, was Grund genug für Sosio war, permanent Witze zu reißen. Warum er Antennen statt Ohren habe und ob seine Mutter eine hässliche Fledermaus sei? Ob das nicht ein Problem wäre, größere Ohren zu haben als die meisten Frauen Brüste? Von solcher Geschmacklosigkeit waren Sosios Späße und Markat besaß weder genug Verstand noch Spontaneität, um angemessen zu reagieren, also kam, was kommen musste: Markat wurde von Tag zu Tag gereizter, sobald Sosio ihn wieder verhöhnte und es kündigte sich an, dass die Situation schon bald eskalieren würde.

In der ersten Woche werden Erntearbeiter nur im Sicherheitsring der Plantage, nicht aber auf den Feldern eingesetzt. Sie lernen die Maschinen kennen und erfahren, welche Abläufe es zu beachten gibt. Am vierten Tag waren Sosio, Markat, Bend und ich bei einer der Verarbeitungshallen damit beschäftigt, große Pellets aus frisch geerntetem Nakonia von einer der Erntemaschi-

nen auf einen Transporter zu verladen. Solche Aufgaben sind normalerweise die Sache von Verladerobotern, da aber drei der Maschinen defekt oder in der Wartung waren, kamen wir zum Einsatz. Vielleicht handelte es sich auch nur um eine kleine Schikane des zweiten Verwalters. Es war heiß, um die 40°, und die Sonne verbrannte meine durch die Wochen in der Schlafkabine gebleichte Haut. Den anderen ging es nicht besser. Der Schweiß lief ihnen in Strömen und wir alle sahen aus, als würden wir jeden Moment bewusstlos werden. Die Männer trugen zwei Pellets, ich nahm immer nur einen und es mutet wie ein Wunder an, dass ich es schaffte durchzuhalten. Meine Hände waren voller Schwielen, ich hatte Blasen an den Füßen und überall im Gesicht Stiche von Insekten, deren Namen ich nicht einmal kannte. Unausgesprochene Wut lag in der Luft. Nimraha Zsolt war gegen Morgen vorbeigekommen, hatte uns bei einer Trinkpause überrascht und eben in dem Moment, als Markat trank, den Wasserbeutel mit dem Paralysator beschossen. Das Resultat muss sehr unangenehm für Markat gewesen sein. Auch wenn der Paralysator

auf die niedrigste Stufe gestellt war, bekam er einen Schlag im Gesicht, sodass er eine Weile nicht sprechen konnte. Nimraha verkündete, er werde uns faules Gesindel in eine der Gruben schmeißen lassen, wenn wir, statt zu arbeiten, dumm herumstünden und Pausen einlegten.

Niemand gab ein Widerwort. Zwei Bewahrer standen hinter dem Verwalter und selbst ich bin nicht lebensmüde genug, mich mit jemandem anzulegen, der von diesen Maschinenungeheuern beschützt wird.

Wir machten uns sofort wieder daran, die Pellets dem Laderaum der Erntemaschine zu entnehmen und eine Weile sprach niemand ein Wort (Markat war ohnehin ruhiggestellt). Dann aber, als Nimraha und die Bewahrer verschwunden waren, begann Sosio wieder seine Späße zu machen, über die keiner der Übrigen lachen wollte, insbesondere nicht Markat. Warum seine Ohren so elektrisch leuchten würden, wollte Sosio wissen und imitierte das Zischen des Paralysators. Markat verlor nur für einen Moment die Kontrolle. Er ließ das Pellet, welches er gerade in der Hand hielt, fallen und

gab Sosio einen Stoß, dass dieser stolperte und vornüberfiel. Markat war wider Erwarten so schlau zu wissen, dass es zu einem Kampf kommen würde und sein Vorteil darin bestand, noch auf den Beinen zu sein. Also stürmte er auf Sosio zu, um ihm offensichtlich einen Tritt zu verpassen, bevor dieser sich wieder erheben konnte. Da aber war wie aus dem Nichts Schort zur Stelle, der die beiden von Anfang an im Auge gehabt hatte.

„Sofort aufhören", schrie er und Markat hielt tatsächlich mitten in der Bewegung inne, stand über Sosio und schien mit sich selbst zu kämpfen.

„Du gehst zu Unterkunft 2 und meldest dich beim Obmann", befahl Schort Sosio. Seine Stimme war streng und dennoch völlig gelassen, als bestände auch nicht die geringste Gefahr, dass die Situation weiter außer Kontrolle geriet. Schort war zur rechten Zeit am rechten Ort gewesen, um zu verhindern, dass Markat eine große Dummheit beging und Sosio ernsthaft verletzte. Für so ein Vergehen hätte man ihn später zur Verantwortung gezogen.

Sosio fluchte, spuckte aus und warf seinem Gegner einen bösen Blick zu, dann aber trottete er wie befohlen davon und der Spuk war vorbei.

Sosio ist seitdem in der anderen Unterkunft untergebracht und ich bin froh, dass wir ihn los sind. Zwar gibt es noch genug Psychopathen in meinem Quartier, aber alles in allem denke ich, dass es sich dort aushalten lässt, solange Schort so aufmerksam bleibt, wie er ist.

Heute, am Abend des siebten Tages, gibt es ein kleines Fest. Es ist so weit alles vorbereitet. Wir werden besser essen als in der ersten Woche und es wird laut Gerüchten Nakonia geben. Die alteingesessenen Erntearbeiter sind schon ganz aufgeregt deswegen. Ihre Augen leuchten und sie lechzen danach, sich die Bäuche vollzuschlagen und den Geist auszuschalten. Ein wenig ahne ich, woher ihre Vorfreude kommt, denn auch ich habe ja bereits von dieser Droge gekostet. Wegen Nakonia existiert diese Plantage, also bin ich deswegen hier und wäre es da nicht ungerecht, wenn ich nicht auch davon etwas abbekommen würde? Auf der anderen Seite, wer kümmert sich

schon um Gerechtigkeit? Gerechtigkeit gibt es ja nur für Besitzer, nicht für Eigene, nicht für Erntearbeiter, die den roten Kreis tragen und in der Sonne schuften, bis sie stinken.

Fest

Ich habe nicht viele Feste in meinem Leben erlebt. Geburtstagsfeiern sind hinfällig, wenn in den persönlichen Daten lediglich das Jahr der Geburt vermerkt ist. Die einzige Feier, welche alljährlich im Heim stattfand, war der Tag des Friedens. Es mutet zynisch an, dass jener Tag, der für die Menschen den Beginn ihres Martyriums bedeutet, ein Feiertag ist. Ich weiß nichts über die Geschichte, außer dem, das sie uns erzählen. Unsere Vorfahren seien als Invasoren gekommen, hätten die äußeren Planeten heimgesucht und die Welten der Besitzer mit Krieg überzogen. So heißt es in den offiziellen Geschichtsstunden, aber die Informationen sind spärlich und lückenhaft, sodass selbst die Dümmsten kapieren, wie wenig das alles mit der Wirklichkeit in Ein-

klang stehen kann. Unsere Vorfahren heimtückische Invasoren, die den Besitzern gefährlich geworden sind, ihnen ihre Welten streitig machten? Wer bitte schön soll das glauben? Ich jedenfalls nicht und den Tag der Freiheit sollten sie umbenennen in Tag des Endes. Im Heim saßen wir an diesem Tag im Speisesaal beisammen und mussten uns alte Holofilme ansehen, in denen Bixil Harnet, glorreicher General, die feindlichen Invasoren in der Schlacht von Szulan schlägt und dann dem gedemütigten Feind versöhnlich die Hand reicht. Die Menschen seien zu jener Zeit dem Untergang geweiht gewesen, ihre Gesellschaft innerlich zersetzt und gespalten. Die Besitzer aber gaben ihnen eine neue Heimat. Eine Heimat, um ihren Fortbestand zu sichern und Welten der Kooperation zu schaffen.

An diesen Satz erinnere ich mich sehr genau und ich weiß noch heute, dass ich mich fast übergeben hätte bei diesen Worten. Sklaverei war also Kooperation. Ein Leben ohne Hoffnung gaben sie uns, nichts anderes. Und wenn es wirklich so ist, dass die Menschen einen Krieg gegen die Besitzer verloren haben, dann wäre es nach

meinem Verständnis besser gewesen, in Würde unterzugehen, als ganze Generationen der Unfreiheit auszuliefern.

Mich aber hat niemand gefragt, wer ich sein möchte, noch welches Leben ich mir wünsche. Wir müssen es so nehmen, wie es ist, hat Iwahla immer gesagt, und ich weiß, dass sie nicht ganz Unrecht hatte, doch irgendetwas hält mich davon ab, ihre Ansicht zu teilen, auch wenn ich darin eine gewisse Weisheit zu erkennen glaube.

Heute ist kein Fest des Friedens und darüber bin ich froh. Der Anlass ist auch nicht, dass neue Eigene gekommen sind, wie ich zuerst dachte, als Schort verkündete, am Ende der Woche fände ein Fest statt. Es handelt sich um eine Art Dankesfest, das der Besitzer dieser Plantage, der Besitzer all dessen, was ich meine neue Heimat nenne, in regelmäßigen Abständen ausrichtet.

Vor den Quartieren sind drei Essensausgaben aufgebaut. Es gibt einen Hirwa, der mit irgendetwas sehr Nahrhaftem und durchaus Wohlschmeckendem angereichert ist. Außerdem ein rotes Gemüse namens Rada, das nur auf Baldain wächst, und eine süße braune Wurzel, Moniog genannt. Ein

paar Männer und Frauen machen Musik, indem sie auf Blechtöpfe trommeln und selbstgebaute Zupfinstrumente spielen. Ich bin nicht verwöhnt, wenn es um Feste geht, auch kann ich nicht beurteilen, ob die Musik gut oder schlecht ist, ich weiß nur, dass mich der fröhliche Rhythmus berührt und zugleich schwermütig stimmt. Die Musik und der fremde Sternenhimmel dort oben geben mir das Gefühl, es könnte alles anders sein, ein Leben voller Glück wäre möglich. Als mich dann auch noch einer der Erntearbeiter, ein junger Typ von vielleicht 20 Jahren, aus Quartier 2 ansieht, wird es mir zu viel. Ich wende mich ab und gehe zum Feuer hinter der Ausgabe für das Rada. Äste knacken und Funken stieben empor. Es ist das erste Mal, dass ich an einem Lagerfeuer stehe und es fasziniert mich. Mir scheint es, als erinnere sich etwas in mir an eine ferne Vergangenheit. Das Feuer spricht zu mir, aber ich habe seine Sprache vergessen.

„Es hat auch gute Seiten, das Leben hier“, sagt eine vertraute Stimme. Es ist Schort, der plötzlich neben mir steht, einen Becher in der Hand haltend und, wie ich,

ins Feuer starrend. Ich weiß nicht, was ich sagen soll. Er ist Obmann und auch wenn er mir durchaus nett vorkommt, habe ich keine Ahnung, ob ich ihm wirklich vertrauen kann. Vielleicht spioniert er nur im Auftrag des zweiten Verwalters, will herausfinden, wer aufbegehren könnte.

„Das Feuer ist schön“, sage ich. Diese Aussage scheint mir harmlos genug.

Eine Weile schweigt Schort, schaut einfach in die Flammen und vermittelt den Eindruck, als habe er mich und alle anderen vergessen.

Dann nimmt er einen Schluck aus seinem Becher und schüttelt den Kopf.

„Nicht nur das Feuer“, sagt er, „es ist mehr. Nicht diese beschissene Plantage und ganz bestimmt nicht unser aus dem Maul stinkender zweiter Verwalter. Nein, es ist etwas anderes.“

Wieder verstummt er und zieht sich in seine Gedanken zurück.

„Was meinen sie?“, frage ich endlich, als ich das Schweigen nicht mehr aushalte.

Er sieht mich an und ich erschrecke darüber, denn er betrachtet mich nicht, wie ich es gewohnt bin, oberflächlich und hastig.

Sein Blick ist forschend und Anteil nehmend zugleich. Ich fühle mich, als würde da jemand bis auf den Grund meines Denkens blicken und Dinge sehen, die ich bislang niemand verraten habe.

„Manchmal kommt es mir vor, als wäre es von Bedeutung, dass ich hier bin."

„Bedeutung?", wiederhole ich, als sei mir dieses Wort unbekannt.

Schort lacht von Herzen. „Bedeutung, genau. Du hast es verstanden. Ist schon merkwürdig, wenn so ein alter Krüppel wie ich etwas von Bedeutung faselt, was?"

Schnell schüttele ich den Kopf, weil ich befürchte, ihn beleidigt zu haben.

„Schon OK", beschwichtigt er, „schon OK. Ist schwer, sich vorzustellen, dass ein Menschenleben Bedeutung hat. Auf Zabre hatte ich dieses Gefühl nie, hier aber ist es anders."

„Sie kommen von Zabre?"

Schort nickt. „Ist zwar schon eine Ewigkeit her, aber ja, ich bin von Zabre."

„Ich auch", rufe ich, unverhältnismäßig fröhlich, wie mir im nächsten Moment scheint. Hurra, ich komme von Zabre, einem der am meisten stinkenden Planeten

dieses Quadranten. Schort aber sieht das wohl anders und hält es durchaus für eine positive Begebenheit, wenn sich zwei Menschen von diesem fernen Planeten treffen.

„Darauf trinken wir. Nimm dir eine Tasse und ich gebe dir einen Schluck ab."

Ich habe nicht den Hauch einer Ahnung, was Schort in seinem Becher hat und ob ich überhaupt davon kosten möchte, aber es ist wohl ein Gebot der Höflichkeit, sein Angebot anzunehmen, also gehe ich zur Rada-Ausgabe, wo neben den Tellern einige Tassen stehen, und bediene mich.

Schort teilt brüderlich mit mir. Mein Becher ist halb voll, als er endlich aufhört einzugießen. Wir stoßen an und ich nehme einen Schluck. Sofort glaube ich, mein Mund würde brennen, in Flammen stehen und der Rachen gleich mit.

„Was ist das?", huste ich hervor. Der Obmann grinst bis über beide Ohren.

Früher nannte man es Rum, hier nennt es sich Incender. Es wird aus einer Pflanze hergestellt, die unsere Vorfahren mitgebracht haben. Zumindest hat man mir das erzählt. Ich mag es lieber als Nakonia. Es verschafft dir einen guten, einfachen

Rausch und vielleicht ein paar Kopfschmerzen, aber du verwandelst dich nicht in einen lebenden Toten."

„So wie Nakonia es tut?" Ich sehe ihn fragend an und merke, dass er nichts sagen will, weil der zweite Verwalter auf der anderen Seite des Feuers aufgetaucht ist und zu uns herüberschaut.

Schnell wechsle ich das Thema. „Was ist Ihnen …?" Ich zögere und betrachte seinen Stumpf.

„Mein Arm?"

„Ja."

„Ein Wazza auf den Feldern."

„Wazza?"

„Ich habe gehört, euch ist einer auf der Fahrt nach Solum begegnet."

„Das stimmt. Da war ein riesiges Tier, das fast die Scheibe des Cockpits zertrümmert hätte."

„Genau das ist schon oft passiert. Deswegen hat jeder Tegger einen Notmechanismus, der die Karosserie unter Strom setzt. Früher war dieser Mechanismus automatisch, aber diese Viecher sind schlau. Sie warfen Beutetiere gegen den Tegger, der Stromstoß wurde ausgelöst und dann

war nicht mehr genug Energie da, um den richtigen Angriff abzuwehren. Es gab ein paar Verluste, menschliche natürlich, bevor klar war, was schieflief. Mittlerweile haben wir es aber wieder im Griff. Nur ein Tegger samt Besatzung ist im letzten Jahr verloren gegangen."

„Gut zu wissen. Sehr beruhigend, wirklich."

„Dir wird schon nichts passieren und wenn doch, dann sieh zu, dass dir ein Arm zum Trinken bleibt. Prost."

Wir stoßen an, auch wenn ich nur matt über Schorts makabren Spaß lächeln kann. Mein Hals brennt von seinem Incender, aber eine angenehme Wärme erfüllt gleichzeitig mein Inneres.

„Übrigens, auf Baldain glaubt man, wer den Angriff eines Wazzers überlebt, ist fortan gesegnet und bringt allen in seiner Umgebung Glück."

„Das sagt man?"

„Ja, so ist es. Kannst du ruhig glauben. Ich bin sozusagen die gute Fee aus dem Märchen, auch wenn ich nicht so aussehe wie die gute Fee."

„Ach wirklich?“ Ein erstes Lächeln macht sich in meinem Gesicht breit.

„Genau drei Wünsche erfülle ich, nur verlang nicht von mir, dass ich in die Hände klatsche.“

Jetzt hat Schort es geschafft, ich kichere fröhlich und von Herzen wie seit langem nicht mehr. Nur Asam hat es bis zu diesem Zeitpunkt geschafft, mich so aufzuheitern und mir das Gefühl von Sorglosigkeit zu geben. Schort lacht mit mir und es ist ein herzliches Lachen, wie ich es ihm kaum zugetraut hätte. Dann aber verstummt er abrupt, während die Männer und Frauen um uns herum von Unruhe ergriffen werden. Zunächst sind es nur Lichter, die vor dem Herrenhaus entzündet werden. Ich sehe Wächter, fackeltragende Gestalten, welche gleich Geistern aus der Dunkelheit treten. Hinter ihnen, sie überragend wie ein Riese aus einer von Iwahlas Geschichten, marschiert ein Secubot, nichts anderes als eine gigantische Kampfmaschine, die den Wächtern als strategische Unterstützung dient. Dann erst registriere ich ihn, denn er ist wie jeder seiner Art in einen schwarzen lederartigen Bio-Anzug gekleidet. Die Kapuze

hat er entgegen den Gewohnheiten zurückgeschlagen, allein die Maske verwehrt jeden Blick auf sein Gesicht. Die Augen bedeckt ein schmales, das Licht reflektierendes Visier, dort, wo der Mund ist, sind vertikale Schlitze, die ein goldenes Netz aus Metall überzieht. Die Wächter und der Secubot bilden einen perfekten Halbkreis um den Besitzer und gehen im Gleichschritt mit ihm, als seien sie synchronisiert. Als Letzte sehe ich die kleine Gestalt neben ihm, ein Fremdkörper in diesem Bild, etwas, das so ganz und gar nicht dazugehören mag. Sie ist in einen weißen Umhang gehüllt, trägt braune Sandalen, die nur aus zwei Riemen bestehen, welche über ihren Fußrücken laufen und sich an ihren Fesseln miteinander verbinden. Der Umhang verhindert, dass ich ihr Gesicht erkennen kann, die blonden Locken aber, welche darunter hervorschauen, genügen, um zu wissen, dass es sich um Satya handelt. Als ich mich vorsichtig umsehe, glaube ich zu bemerken, dass sich die Blicke der Erntearbeiter auf sie richten. Unter den Eigenen gibt es gewiss auch schöne Frauen, aber sie reichen bei Weitem nicht an Satya heran, die kaum wie ein Wesen

aus Fleisch und Blut anmutet, in ihrem weißen Umhang und ihrer alles überstrahlenden Schönheit. Ihr Umhang hat einen hohen Schlitz, der viel Bein enthüllt. Matt schimmert das Licht der Flammen darauf.

Während Satya und die Wächter sowie der Secubot stehen bleiben, tritt der Besitzer näher an die staunende Menge der Eigenen.

Langsam, bedächtig, einschüchternd, wie ein Tier vor dem Sprung, dreht er den Kopf und betrachtet das Fest. Feuer, Arbeiter, die Essensstände, staunende Gesichter spiegeln sich in seiner Maske und es entsteht der Eindruck, als sehe er alles, sei allgegenwärtig. Dann nickt er kurz, was ihn merkwürdig menschlich erscheinen lässt.

Endlich beginnt er mit seiner Rede, die Stimme ein elektronisch verstärktes, tiefes Dröhnen.

„Ihr habt gut gearbeitet. Die Ernte des letzten Monats ist gut, es gibt kaum Verluste. Alle haben ihren Zweck erfüllt. Ich bin zufrieden. Solum ist nun die zweitgrößte Plantage für Nakonia auf Baldain. Wenn alle achtsam bleiben, jeder gehorsam dient, die Regeln befolgt und Frieden hält, wird So-

lum bald die ertragreichste Plantage sein, die es je auf diesem Planeten gab.“ Er legt eine Pause ein, sieht wieder in die Menge, welche in völligem Schweigen versunken ist. Nur das Prasseln und Knacken des Feuers sind noch zu vernehmen. Dann spricht er die Worte, auf die alle gewartet haben.

„Ihr habt eine Belohnung verdient.“ Und während die Menge zu jubeln beginnt, winkt der Besitzer einem der menschlichen Wächter, welcher sich sogleich in Bewegung setzt, ein metallisches Kästchen tragend. Er reicht es an dem zweiten Verwalter und sofort nähern sich die Arbeiter ihm, bilden einen Kreis und rufen wild durcheinander. Das ganze erinnert an eine Meute wilder Hunde, die sich auf ihr Opfer stürzt. Nur die beiden Bewahrer, welche den Verwalter nun flankieren, verhindern, dass sie ihm das Kästchen einfach aus den Händen reißen und den Inhalt unter sich aufteilen.

„Ist das Nakonia?“, frage ich Schort, der unbewegt neben mir steht.

Er nickt. „Ja, ist es und schau dir nur an, was es aus ihnen macht.“

Eine Hundemeute mehr nicht, denke ich und schweige. Es nimmt ihnen das letzte

bisschen Würde, das sie vielleicht noch besitzen könnten.

Irgendwie gelingt es Nimraha, die Eigenen in einer Schlange antreten zu lassen. Jeder bekommt ein Tütchen und verzieht sich damit in eine dunkle Ecke. Kleine Röhrchen mit einer schaufelartigen Erweiterung werden hervorgezogen und in die Tütchen gesteckt. Dann halten die Männer und Frauen die andere Seite der Röhrchen an die Nase und atmen ein. Sofort entspannen sich die verhärmten Gesichter.

Meine Aufmerksamkeit aber ist auf den Besitzer gerichtet, der jetzt mit dem Verwalter und einem der Menschenwächter spricht, während die zierliche Gestalt in dem weißen Umhang sich umsieht, als suche sie etwas. Sie hat die Kapuze ein wenig zurückgezogen, um besser sehen zu können, und nun besteht kein Zweifel mehr, dass es sich um Satya handelt.

„Was ist mit der Frau?“, frage ich Schort.

„Wieso mit der Frau?“

„Sie ist mit mir angekommen, eine Eigene, und jetzt trägt sie Kleider, als sei sie aufgestiegen.“

Er grinst. „So würde ich das nicht nennen. Aufgestiegen ist sie gewiss nicht und ihre Chance darauf, dürften auch eher gering sein."

„Warum ist sie hier und was soll diese Kleidung?"

„Du bist sehr jung, Zola, sonst wüsstest du warum."

In diesem Moment hat Satya mich erblickt. Sie lächelt und hebt ganz leicht die Hand. Vorsichtig erwidere ich die Geste und spüre den Wunsch, einfach zu ihr zu gehen und mit ihr zu reden, aber es gibt da eine unsichtbare Barriere, die mich abhält.

„Was heißt das jetzt?", frage ich erneut.

„Das heißt, dass unser Besitzer großes Gefallen an deiner Freundin gefunden hat und so wie sie aussieht, kann man das verstehen, würde ich meinen."

Mir fährt ein Stich durch den Körper, so unvorstellbar ist das, was ich zwischen Schorts Worten herauszulesen glaube.

„Aber, er ist doch ein Besitzer?"

„Das mag wohl so sein, aber das heißt noch lange nicht, dass sie so völlig anders wären wie wir Menschen."

Verständnislos, als spräche er plötzlich eine fremde Sprache, sehe ich ihn an. Schort lächelt. „Das wirst du schon noch herausfinden, glaub mir. Wir sind alle aus Fleisch und Blut gemacht, und die Unterschiede, welche wir zu sehen glauben, existieren vielleicht nur in unseren Köpfen."

Der Obmann trinkt einen Schluck aus seinem Becher, während ich über seine Worte nachdenke. Der Besitzer, dieser schwarze Schatten mit der Maske, hat nichts Menschliches an sich. Angst erfüllt mich bei seinem Anblick und die Vorstellung, dass er in irgendeiner Beziehung mit Satya steht, ist mir unerträglich und lässt mich erzittern. Jetzt plötzlich wünsche ich mir eine Prise Nakonia, um ein wenig der Sicherheit und des Glücks zu spüren, die ich nach meiner Ankunft auf dieser sonderbaren Welt empfunden habe. Die Gestalten mit den leeren Augen um mich herum, welche auf dem Boden kauern oder in dunklen Ecken liegen, zeigen mir jedoch eindringlich, wie falsch diese Entscheidung wäre. Der Besitzer wendet sich ab, sieht Satya an und sie folgt ihm wie ein Schoßhündchen. Wieder wirft sie mir im Weggehen einen

Blick zu, der mich an unsere Ankunft erinnert. Das ist die Art, wie wir leben, unfrei und ohne Anrecht auf ein Wort des Abschieds.

Kopfweh

Als ich aus unruhigem Schlaf erwache, fallen mir als erstes Schorts Worte wieder ein: „Ein ehrlicher Rausch, aber es verwandelt dich nicht in einen lebenden Toten."

So sicher bin ich mir in diesem Punkt nicht. Kopfweh beschreibt nur im Ansatz, wie ich mich fühle. Es ist, als hätte man mich unter die Reifen des Teggers gelegt und mir den Kopf zwischen Gummi und Erdreich eingeklemmt. Mir ist schlecht und mein Mund schmeckt nach Erbrochenem und Eisen, wofür es leider gute Gründe gibt. Einmal musste ich mich heute Nacht übergeben, schaffte es aber gerade noch in die nach Urin und Schlimmeren stinkende Toilette, wo ich mich dem Loch anvertraute, das in die Kloake führt.

In dem Raum nebenan war allem Anschein nach etwas in Gange. Ich habe keine Ahnung, was genau dort geschah, wer mit

wem und überhaupt, die an Tiere erinnernden menschlichen Laute aber verrieten mir genug. Ich glaubte, einen Mann zu hören und fragte mich, wie es ihm gelungen war, in den Schlafraum der Frauen zu gelangen. Normalerweise steht ein Wächter zwischen den unterschiedlichen Bereichen und sorgt dafür, dass es keine nächtlichen Besuche gibt. An diesem Abend aber wurden die Regeln wohl ein bisschen lascher gehandhabt, wahrscheinlich wegen des Festes.

Nakonia enthemmt und erotisiert, hat mir Schort erklärt, bevor ich zu Bett ging. Er hatte recht. Das nächtliche Rendezvous auf den Toiletten war nicht der einzige Beleg für die Richtigkeit dieser Aussage. Nach meiner Verabschiedung von Schort begegnete ich auf dem Weg zu meiner Unterkunft dem Typen, der mich bereits am Lagerfeuer angesehen hatte, als sei ich sein auserwähltes Ziel für diesen Abend. Sein muskulöser, nackter Oberkörper glänzte imposant, das dümmliche Grinsen und der schmale Oberlippenbart aber waren Grund genug, auf ein Gespräch zu verzichten. Als er mir die Hand auf die Schulter legte, mich festhielt und vorschlug, wir sollten doch

gleich hinter das Quartier gehen, trat ich ihm kurz zwischen die Beine und marschierte weiter. Hinter mir war nur noch ein Röcheln zu hören. Ich verzichtete in diesem Fall ohne Bedauern auf einen letzten Blick über die Schulter.

Ein lebender Toter, genauso fühle ich mich, auch wenn ich vom Nakonia die Finger gelassen habe. Die Sonne scheint bereits durch die runden Fenster und gleich wird die schrille Wecksirene erklingen, dann bleiben uns noch 15 Minuten, bis wir in der Kantine anzutreten haben. Der zweite Verwalter und seine Männer werden die Anwesenheit kontrollieren und die Einsatzpläne für heute mitteilen. Eine Schale Hirwa und schon beginnt unser Dienst. Wie ich diesen Arbeitstag überstehen soll, weiß ich nicht, aber ich werde kaum verschont werden, wenn ich nicht gerade behaupte, ich sei gelähmt. Selbst das würde mich wahrscheinlich nicht retten.

Um eine Chance zu haben, beschließe ich, nicht auf die Sirene zu warten, sondern direkt zu den Hygieneräumen zu gehen und eine kalte Dusche zu nehmen. Eiskaltes

Wasser ist das Einzige, das mir noch helfen kann.

Tatsächlich kommt mein Kreislauf in Schwung, als der kalte Strahl meine Haut berührt. Das Wasser kommt aus einer Zisterne, die tief im Erdreich liegt, weshalb es immer kühl ist und nach feuchtem Felsen und Mineralien riecht.

Nachdem der erste Kälteschock überwunden ist, fühlt es sich fantastisch an, wie das Wasser über mich strömt, meine Haut sich leicht rötet und alles zu kribbeln beginnt.

Langsam, ganz langsam kehrt das Leben in meine Arme und Beine zurück. Selbst die Übelkeit nimmt ab, mein Magen verzichtet darauf, sich in regelmäßigen Abständen zu verkrampfen und fast kann ich mir wieder vorstellen, Nahrung zu mir zu nehmen.

Ich habe ein wenig Seife dabei, nicht mehr als ein daumengroßes Stück, das mir eine Frau namens Sura gegeben hat, weil ich ihr in den ersten Tagen etwas von meinem Hirwa überlassen habe. Mein Appetit war nicht besonders groß nach der Ankunft, deswegen meine Großzügigkeit.

Jetzt aber genieße ich den Luxus, meine Haare mit Seife zu waschen und denke an Iwahla, die immer sagte, ich hätte sehr schönes Haar, es glänze wie eine Nacht ohne Wolken. Ich habe mich nie sehr darum gekümmert. Mein Aussehen hatte wenig Relevanz für mein Überleben. Und ich habe sehr früh gelernt, dass alles, was einen aus der Masse herausstechen lässt, Gefahr bedeutet. Gleichgültig, ob es sich um ein Defizit handelt oder Schönheit. Satya lebt im Herrenhaus, aber ist ihr Leben dadurch besser oder ist sie gerade durch ihre neue Stellung bedroht? Die Fragen vom Abend zuvor suchen mich erneut heim. Kann es sein, dass sie die Geliebte des Besitzers geworden ist? Besitzer und Eigene, wie ist das möglich? Es schüttelt mich erneut bei dieser Vorstellung.

Ich trete zur Seite und sofort erfasst der Sensor, dass ich nicht mehr unter der Dusche stehe und stellt das Wasser ab. Gerade will ich zum Trockner gehen, um mich in den heißen Luftstrom zu stellen, der einem in Sekundenschnelle jeden Tropfen vom Leib bläst, als ich den Mann im Eingang der Waschräume bemerke. Nimraha, der zweite

Verwalter. Wie lange er bereits dort steht und mich auf seine widerliche Weise angrinst, kann ich nur vermuten.

Den Impuls, meine Scham und Brüste zu bedecken, ignorierend, setze ich den Gang zum Trockner fort, als ob nichts wäre. Die erste Regel, die ich im Heim gelernt habe, ist, dass man seine Angst nicht zeigen darf, denn Menschen sind in diesem Punkt wie Tiere, die einen gerade dann attackieren, wenn sie Furcht wittern. Sobald der Verwalter meine Angst bemerkt, bin ich verloren, weil das Einzige, das jetzt noch zwischen uns steht, seine Ahnungslosigkeit darüber ist, wie viel Widerstand ich ihm entgegensetzen kann. Es war mein Fehler, alleine in die Waschräume zu gehen. Auch wenn ich kein Freund der Gemeinschaft bin, muss ich eingestehen, dass sie einen gewissen Schutz bietet.

Als mich die heiße Luft einhüllt und das Dröhnen der Maschine den Raum ausfüllt, fühle ich mich für den Moment gerettet, als könne ein wenig Warmluft den Verwalter aufhalten oder mich vor seinen Blicken abschirmen. Beiläufig behalte ich ihn im Auge, wie er da regungslos steht und mich

still betrachtet. Wenn ihm das gefällt, soll er eben weiter starren, bis es ihm zu langweilig wird, sage ich mir und beschließe, unter dem Trockner zu bleiben, selbst wenn mir die heiße Luft Haare und Haut versengt.

Plötzlich schaltet sich das Gerät ab. Ein kaputter Sensor?

Nimraha winkt mir mit einem kleinen Gerät zu und ich begreife, dass er eine Kontrolleinheit hat, mit der sich alle Anlagen des Quartiers steuern lassen. Die Unterhaltungen der anderen Erntearbeiter haben mir bereits verraten, dass der Verwalter auf Knopfdruck Sicherheitsfelder aktivieren kann, die uns in unseren Räumen einschließen. Außerdem gibt es das Gerücht, es seien automatische Schussanlagen auf den Dächern installiert, die ebenfalls der Verwalter in Gang setzen kann, wenn ein Aufstand droht. Es ist naheliegend, dass Nimraha alle elektrischen Einrichtungen in den Quartieren kontrolliert, auch wenn mir nicht richtig einleuchtet, warum im Falle einer Rebellion der Trockner eine Gefahr darstellen könnte.

„Trocken?" ruft er mir zu und kommt näher. Ich nicke und schicke mich an, an ihm vorbeizugehen, um meine Unterwäsche zu holen, die in einem Regal neben dem Eingang liegt.

„Nackt und gewaschen gefällst du mir besser", sagt er, ich aber gehe einfach an ihm vorbei, weil ich weiß, dass jedes Wort falsch sein könnte. Nicht stehen bleiben, nicht nach hinten schauen, immer nur weiter, das ist die einzige Lösung. Wenn er seinen Arm ausfährt und mich festhält, bin ich mit meiner Weisheit am Ende und die Situation wird in die eine oder andere Richtung eskalieren.

Schon aber habe ich ihn passiert. Wahrscheinlich hat er damit gerechnet, ich würde stehen bleiben und mich auf ein Gespräch einlassen, nur weil seine Göttlichkeit das Wort an mich richtet. Weit gefehlt. Ich packe meine Kleider und schlüpfe eilig in meine schmutzige Unterwäsche. Nicht mehr nackt fühle ich mich gleich ein wenig wohler.

„Die kleine Wildkatze spricht nicht mit jedem, oder wie?" ruft er mir zu und neben

Ärger vernehme ich deutlich die Verunsicherung in seiner Stimme.

„Muss zur Einteilung", verkünde ich und dann verlasse ich die Waschräume, lasse einen ziemlich wütenden Verwalter zurück, der jetzt mit seinem kleinen Kontrollgerät spielen kann, statt mit mir.

Auch wenn nichts passiert ist und ich ihm gerade noch aus der Falle geschlüpft bin, weiß ich, dass meine Situation von nun an nicht besser wird. Ein verärgerter Verwalter ist keine gute Basis für meine glorreiche Zukunft auf Solum.

Einsatz

Zum Frühstück gibt es ausnahmsweise süßen Hirwa, so wie die letzten 16 Jahre. Der Essenssaal ist eine kahle Halle, an deren Decke die dicken Rohre eines Belüftungssystems verlaufen, das die heiße Luft von oben mit der heißen Luft von unten vermischt.

10 Tischgruppen stehen in Reih und Glied im Raum verteilt, an jeder können um die 10 Personen Platz nehmen. Lediglich

etwas mehr als die Hälfte der verfügbaren Plätze ist besetzt. Die Wächter essen nicht mit den Erntearbeitern, die Aufgestiegenen nicht mit den einfachen Wächtern und der Besitzer sowieso mit keinem von uns. Auf Hierarchie wird sehr viel Wert gelegt und wie sollten die Wächter auch ihre Autorität ausüben können, wenn sie zuvor mit uns niederem Volk an einem Tisch gesessen haben? Männer und Frauen jedoch vermischen sich nach Belieben. Es gibt keine Stammplätze und keine Regeln, wo wir zu sitzen haben. Das ist so ziemlich die einzige Freiheit, derer wir uns während der Mahlzeiten erfreuen. Ansonsten kriegt jeder, der sich in der Essensschlange einreiht, seine Schüssel auf den Stahltresen geknallt und ist gut beraten, sofort Platz zu machen, damit ihm niemand von hinten die Faust in die Rippen rammt.

Im Wesentlichen unterscheidet sich dieser Essenssaal nur wenig vom Speisesaal in meinem Heim, allein die Gesichter sind älter und weniger blass.

Ich sitze Sura und zwei anderen Frauen gegenüber, neben mir haben Markat und Bend Platz genommen, die beiden Eigenen,

welche mit mir und Satya angekommen sind. Nur Sosio sitzt zwei Tische weiter bei einigen Leuten aus seinem neuen Quartier. Bend und Markat sind ganz in Ordnung, sieht man davon ab, dass Bend wahrscheinlich so dumm ist wie ein Sack Hirwa mit einem Loch, aus dem unaufhörlich Körner herauslaufen. Bei Bend sind es leider keine Hirwa-Körner, sondern dumme Fragen oder Späße, die nicht lustig sind. Immerhin aber ist sein Humor weder zynisch noch darauf ausgerichtet, andere zu kränken. Also droht keine Gefahr, dass es neue Streitereien gibt wie in der ersten Woche zwischen Markat und Sosio.

Markat hingegen ist im Vergleich mit Bend wortkarg und zurückhaltend, weshalb ich mir über ihn kaum ein Urteil bilden kann. Zwar wirkt auch er nicht so, als hätte er mehr Grips als ein abgestorbener Baumstumpf, aber ich mag mich täuschen. Iwahla sagte immer, wenn es um verborgene Qualitäten ging, leise Vögel flögen schnell.

Heute aber sind alle Eigenen im Essenssaal leise oder schweigen gleich ganz und dennoch ist das kein Hinweis auf geheime Stärken. Die geröteten Gesichter sprechen

eine eindeutige Sprache, sind von Alkohol und Nakonia gezeichnet. Alle haben Augenringe, wobei Bends so dunkel sind, als hätte er zwei Veilchen von einer Prügelei. Markats Ohren wirken noch größer als sonst, aber ich bin klug genug, keinen dummen Kommentar darüber verlauten zu lassen. Sura und die anderen beiden Frauen machen keinen besseren Eindruck als die Männer. Die Frau rechts von Sura nickt von Zeit zu Zeit ein, wobei ihr der Löffel aus der Hand rutscht und der Kopf abrupt nach unten ruckt. Es ist ein schwer gezeichneter Haufen, welcher das kärgliche Mahl zu sich nimmt und schon bald bei fast 40 Grad im Schatten arbeiten wird.

Die Sirene erschallt und sofort erheben sich alle wie gut dressierte Tiere, gehen zur Rückgabe für das Geschirr und verlassen den Saal, um auf dem staubigen Platz vor dem Gebäude anzutreten, wo jeden Morgen der Tageseinsatz bekannt gegeben wird. Außerdem erfahren wir dort, welche Mengen wir zu erbringen haben. Trupp eins a fünf t bedeutet dann, dass der Erntetrupp mit der Bezeichnung 1a, fünf Tonnen Nakonia Rohmaterial zu sammeln hat, bevor die

Schicht zu Ende ist. Sollte das Ziel bereits vorzeitig erreicht werden, so haben die entsprechenden Männer und Frauen ein wenig mehr Freizeit. Meist aber werden die Ziele nicht innerhalb der vorgegebenen Zeit erfüllt, weshalb die Erntearbeiter länger auf den Feldern bleiben und erst bei einbrechender Dunkelheit zurückkommen. Spätestens wenn die Sonne sich dem Horizont nähert und die Schatten der Bäume lang werden, müssen sich alle Eigenen in den gesicherten Bereich der Plantage begeben. Ein Elektroschutzfeld mit zwei Linien umgibt Solum und verhindert, dass ein Wazza oder ein anderes Ungetüm uns heimsucht. Gleichzeitig machen die Elektrofelder jede Flucht undenkbar. Sie sperren uns ein und die wilden Tiere aus. Daraus ergibt sich die Frage, bin ich auf der richtigen Seite des Zauns? Die Antwort ist leicht.

Ich geselle mich zu den anderen meines Quartiers, stehe müde da und sofort prügelt die Sonne mit ihren erbarmungslosen Strahlen auf mich ein, sodass mir der Schweiß über die Stirn läuft. Jedes Quartier tritt gesondert an, also entstehen fünf mehr oder weniger geordnete Haufen, die ver-

streut in der Hitze darauf warten, instruiert zu werden. In der Regel sind es die Obmänner, welche die Einsatzpläne verkünden, heute aber tritt Nimraha mit Schort zusammen an uns heran. Der Obmann pfeift laut und alle heben ihre Köpfe und schauen ihn aus müden Augen an.

„Leute, reißt euch am Riemen, ihr seht ja aus, als hättet ihr heute Nacht eine Extraschicht eingelegt. Es wird ein harter Tag für euch, aber da müsst ihr durch. Also, fangen wir an."

Schnell sind die Aufgaben verteilt. Fünf Eigene, vor allem Männer, werden mit einer der Erntemaschinen hinaus auf die Felder fahren, die übrigen sind für Wartungsaufgaben eingeteilt. Auch ich gehöre zu denen, die innerhalb des Sicherheitsfeldes arbeiten werden, was nicht überraschend ist, denn alle Neuen bleiben für die ersten Wochen in diesem Bereich, solange sie noch nichts über die Gefahren wissen, welche Baldain bereithält. Schort hat angedeutet, dass ich am Ende der zweiten oder dritten Woche einen Tag lang alles lernen werde, was ich wissen muss, um auf den Feldern zu arbeiten und – wenn mir das Glück gnädig ist –

zu überleben. Für den Moment aber werde ich entweder die Mechanik eines Teggers fetten oder Maschinen in der Aufarbeitungshalle reinigen.

„Die Kleine geht mit dem Erntetrupp", meldet sich Nimraha zu Wort. Schort sieht ihn an, als hätte er nicht richtig verstanden.

„Was?"

„Sie geht mit den anderen zum Ernten auf die Felder."

„Das geht nicht!" Schort schüttelt energisch den Kopf. „Sie hat das Sicherheitstraining noch nicht absolviert. Sie weiß nichts über Baldain und die Felder. Wie soll sie da außerhalb des gesicherten Bereichs arbeiten. Das ist …"

Der zweite Verwalter unterbricht ihn, indem er zunächst den Arm hebt und mit der Hand eine unmissverständlich herrische Geste macht. Dann bedeutet er dem Obmann, näherzukommen, damit er ihn in die Mangel nehmen kann.

„Schort, du teilst die Eigenen ein und kümmerst dich um dein Quartier und das machst du gut. Eine andere Aufgabe aber gibt es nicht für dich." Er betrachtet Schorts Armstumpf, den ein zugeknotetes Hemd

bedeckt. „Du solltest wissen, was deine Aufgaben sind und dass es nicht viele Alternativen für einen wie dich auf Solum gibt."

Schweigend stehen sich die Männer gegenüber. Schorts Kieferknochen mahlen, als habe er etwas Hartes im Mund, das er mit aller Kraft zu zerkleinern versucht.

„Ich kann dafür keine Verantwortung übernehmen", spuckt er endlich hervor.

Der Verwalter schlägt ihm kameradschaftlich auf die Schulter und grinst, als sei der Morgen eine reine Freude. „Du musst gar nichts übernehmen, schreib deine Pläne, tu, was ich dir sage und alles wird gut."

Nimraha wirft mir einen letzten Blick zu, dann macht er kehrt und geht davon.

Schort zuckt mit den Schultern und sieht mich an, als müsse er sich bei mir entschuldigen.

„Zola, du musst auf die Felder", sagt er kurz und missmutig. Mir bleibt nichts anderes, als zu nicken, in mir aber spüre ich eine unbestimmte Angst. Ich erinnere mich an den Wazza, sehe vor meinem geistigen Auge, wie er das Cockpit des Teggers atta-

ckiert und weiß, dass dieser Tag nicht so verläuft, wie ich es mir erhofft hatte.

Auf den Feldern

10 Minuten bis zu den Feldern, 10 Minuten, in denen mich Tar Amon, den Schort dazu beordert hat, aufklären kann. Er wirkt wenig erbaut, kaut auf einer Wurzel und sieht mich missmutig an.

„Wir sind auf den Feldern voneinander abhängig“, sagt er und es hört sich wie eine Drohung an. „Jeder muss auf jeden aufpassen. Hast du mich verstanden?“

Seine Worte erinnern mich unangenehm an den Unterricht im Heim, den ich gehasst habe. Bücher sind die besseren Lehrer für mich, sie sehen einen nicht vorwurfsvoll an oder stellen unnötige Fragen.

Ich nicke stumpf. Was soll ich auch sonst tun? Mir ist klar, dass die Arbeit gefährlich ist und jeder für jeden da sein muss.

„Die Blüten wachsen nur in den Kronen von Banlo-Bäumen und die sind um die 20 Meter hoch. Das heißt, wir müssen da rauf,

die Blüten entfernen, möglichst ohne dass die Pflanze zu Schaden kommt und einer von uns herunterfällt. Das hört sich einfacher an, als es ist. 20 Meter über dem Boden auf einer schwankenden Plattform macht man sich leicht ins Höschen."

Tar Amon spuckt einen braunen Sud auf den Boden, die Reste der Wurzel, und lässt seine Worte wirken, indem er eine Weile schweigt. Der Motor des Teggers dröhnt, als würde er jeden Moment ersterben, während wir uns über unwegsames Gelände bewegen. Die Straße zu den nördlichen Feldern ist in miserablem Zustand, deutlich schlechter als der Weg in die Distrikthauptstadt, in der ich angekommen bin.

„Die meisten Verletzten haben wir, weil sich die Arbeiter mit den Macheten in Arm oder Hand hacken. Das geht schneller, als du gucken kannst. Deshalb wirst du heute noch nicht auf der Plattform arbeiten, auch wenn der Zweite sich das so wünschen würde. Du musst den guten Nimraha ganz schön verärgert haben, wenn er dich unvorbereitet auf die Felder schickt."

„Bin mir keiner Schuld bewusst", antworte ich betont beiläufig.

Prüfend sieht mich Tar Amon an, dann zuckt er mit den Schultern, als habe er kein Interesse, dieses Rätsel zu lösen.

„Nicht mein Problem, was da zwischen euch passiert. Musst du wissen, ob du Zwist mit dem zweiten Verwalter brauchst oder nicht."

Mein erster Impuls ist es, ihm zu erklären, dass ich unschuldig daran bin, wenn es den Verwalter frustriert, mir beim Duschen zuzuschauen, aber ich verzichte auf diese Rechtfertigung. Tar Amon ist ein Mann und es erscheint mir unklug, ihm die Situation von heute Morgen vor Augen zu führen. Soll er denken, was er will. Das Einzige, das im Augenblick eine Rolle spielt, ist, dass er mich über alles aufklärt, was ich auf den Feldern zu tun habe.

„Was wird meine Aufgabe sein?", frage ich, um das Thema zu wechseln.

„Deine Aufgabe?"

Ich nicke vorsichtig, irritiert von seiner Frage.

„Deine Aufgabe ist es, den anderen nicht im Weg rumzustehen, würde ich meinen."

„Ich bin kein Kind. Ich werde nicht im Weg stehen oder irgendjemand zur Last fal-

len. Wenn ich dort draußen auf den Feldern bin, würde ich gerne eine Aufgabe übernehmen. Ich kann gut auf mich aufpassen.“

Der Tegger macht einen kleinen Sprung, als habe ein Baumstumpf oder kleiner Fels die Straße blockiert. Tar Amon ist überrumpelt, reagiert nicht schnell genug und schlägt mit dem Kopf gegen das Metall der Kabine.

„Verdammte Scheiße, kann der nicht ordentlich fahren?“, ruft er zornig.

Ich grinse und deute auf die Griffe rechts und links des Sitzes, an denen ich mich gut festgehalten habe.

Er reibt sich den rasierten Schädel mit den grauen Stoppelhaaren, funkelt mich verärgert an und lächelt endlich.

„OK, verstanden, du kriegst eine Aufgabe. Eine, die für dich nicht gefährlich sein sollte, aber trotzdem immens wichtig ist. Du wirst den Posten besetzen und Bescheid geben, wenn ein Wazza oder ein Riseg auftaucht.“

„Ein Riseg?“

„Genau, ein Riseg. Du hast noch nie von diesen miesen Viechern gehört?“

Vorsichtig schüttele ich den Kopf und schäme mich meiner Unwissenheit.

„Meine Güte, was für ein Küken er uns da ins Nest gelegt hat."

Mit dem Küken bin wohl ich gemeint und er ist dann folgerichtig Nimraha, der zweite Verwalter. Als Küken hat mich noch niemand bezeichnet. Ich erinnere mich an den ersten Verwalter, der mich mit „meine Liebe" angesprochen hat, als ich aus meinem Nakonia-Rausch erwachte. Die Leute auf Baldain sprechen sonderbar, anders, als ich es von Zabre gewöhnt bin. Dort wäre niemand auf den Gedanken gekommen, mich ein Küken oder auch nur Hühnchen zu nennen. Schlange, Ratte, Drache, das bin ich gewohnt, aber Küken!

„Ein Riseg", erklärt Tar Amon weiter, „ist eine Flugechse, zehn Meter Spannweite, Krallen scharf wie Messer und einen Schnabel, mit dem er einen Mann in zwei Teile filetieren kann, wenn er will. Und er will immer. Diese Viecher sind zehnmal gefährlicher als Wazzas. Sie kommen aus der Luft, greifen immer so an, dass die Sonne hinter ihnen ist und das Opfer blendet. Du siehst sie sehr spät und manchmal zu spät.

Wir haben fünf Erntearbeiter im letzten Jahr verloren. Vier sind von Risegs geschnappt worden, einer ist am Biss einer Schlange gestorben, von der wir nicht einmal die Art kennen. Nach einer Minute war der Mann tot."

Ich schlucke und spüre, wie die Angst mir kalt in die Glieder kriecht. Dort soll ich also arbeiten? Reicht denn nicht dieses Ungeheuer, das ich auf dem Weg nach Solum sehen musste? Dann erinnere ich mich an die Rede des Besitzers und plötzlich kommen mir seine Worte unendlich zynisch vor. Es hätte keine Ausfälle gegeben, hat er gesagt. Fünf tote Erntearbeiter in einem Jahr sind also keine Ausfälle, nur kalkulierte Verluste. Ich wette, er kennt weder ihre Namen noch ihre Gesichter. Sie sind gestorben, damit Menschen auf den Planeten des Zentrums sich mit Nakonia betäuben können, um ihre erbärmlichen Leben zu vergessen. Niemand wird sich an sie erinnern, es sind ja nur Eigene, die während der Ernte auf den Feldern gestorben sind, belanglose Namen, die der dicke Beamte in der Distriktverwaltung aus seinem Compu-

ter gelöscht hat, als seien sie nie existent gewesen.

Plötzlich weiß ich, ich darf nicht zulassen, dass mir das Gleiche geschieht. Ich will nicht einfach so sterben, als hätte ich nie gelebt.

Tar Amon fährt sich mit der Hand über die Augen, als könne er auf diese Weise schlechte Erinnerungen wegwischen. Dann nickt er mir aufmunternd zu.

„Gut, du wirst einen der Posten besetzen und die Augen aufhalten. Da kann dir nicht viel passieren, aber ich garantiere dir, wenn du nicht hundertprozentig bei der Sache bist, kann das fatal für uns alle sein. Hast du mich verstanden?“

Auch wenn mir die Frage zuwider ist, ich Tar Amon am liebsten sagen würde, dass er sich seine drohenden Fragen sonst wohin stecken soll, nicke ich artig, wie ein dressiertes Tier, denn das bin ich ja. Ein Tier, das darum kämpft zu überleben. Und wenn ich schon kämpfe, dann bis zum Ende, denn nichts ist mir mehr zuwider als jene fade Gleichgültigkeit, die ein Opfer auszeichnet, das darauf wartet, geschlachtet zu werden. Gleichgültigkeit ist tödlich.

Hochsitz

Das Feld ist unübersichtlich und riesig. Reihe um Reihe wachsen die Banlo-Bäume in die Höhe, nackt und kahl sind ihre Stämme, ihre Kronen aber bestehen aus saftig grünen, ausladenden Fächern voller spitzer Blätter. Die Äste schwanken im Wind, sodass die Schatten der Baumkronen wie Insekten erscheinen, die sich träge über den Boden bewegen. Zwischen den Baumreihen sind breite Wege, auf denen die Erntefahrzeuge sehr langsam entlangfahren, um die Bäume nicht zu beschädigen. Baum für Baum wird abgeerntet, was je nach Anzahl der Blüten an die 10 Minuten dauern kann. Der Ernter – nichts anderes als ein modifizierter Tegger – rollt unter den Baum, die Plattform mit dem Erntearbeiter wird hochgefahren, bis sie kurz unterhalb der Krone stoppt, und der Eigene beginnt mit einer Machete die Blüten der Nakoniapflanzen abzutrennen, deren Ranken sich um die Äste des Banlos winden wie Schlangen. Die Blüten wirft er in eine trichterförmige Vorrichtung, die an die Plattform

montiert ist, von wo sie in eine Presse abgesaugt werden, die sich auf dem Dach des Teggers befindet. Am Ende entnehmen zwei Eigene die gepressten Pellets und bringen sie in den Laderaum im hinteren Bereich des Fahrzeugs. So läuft der Ernteprozess, Stunde um Stunde vibriert die Presse, schiebt sich der Tegger wie ein behäbiges Tier zwischen den Baumreihen entlang, hacken die Arbeiter mit ihren scharfen Messern die tellergroßen violetten Blüten von der Mutterpflanze. Ab und an wird laut Tar Amon einer der Arbeiter ohnmächtig und sackt zusammen, als hätte man Fäden durchtrennt, an denen er aufgehängt scheint wie eine Puppe. Dann bringt man ihn in das Innere des Teggers, gibt ihm eine Infusion mit isotonischer Lösung und unter Umständen einigen Milligramm Nakonia. Allerdings sind die Mengen der Droge, welche die Medisets enthalten, beschränkt, und jeder Fahrer trägt die Verantwortung, dass Nakonia nicht ungerechtfertigt verabreicht wird. In der Vergangenheit, so berichtet Tar Amon, hätten einige der Fahrer mit dem Nakonia aus den Medisets gedealt, bis der Verwalter ihnen auf die Schliche ge-

kommen sei. Die Strafen waren drakonisch und seitdem kommt keiner mehr auf den Gedanken, das Nakonia aus dem Set zu missbrauchen.

Auch wenn wir auf einer Plantage sind, ist Nakonia ein knappes Gut, denn nur verarbeitet lässt es sich konsumieren und entfaltet seine berauschende Wirkung. So leicht ist es folglich nicht, sich eine Dosis der Droge zu erschleichen. Soweit ich es in den wenigen Tagen, die ich hier bin, mitbekommen habe, sind die Medisets und die großzügigen Gaben des Besitzers die einzigen Quellen, aus denen sich Nakonia beziehen lässt.

„Das hier ist dein Hochsitz." Tar Amon deutet auf ein ca. dreißig Meter hohes Stahlgerüst, auf dem in schwindelerregender Höhe eine kleine runde Kabine montiert ist. Ohne sich umzusehen, steigt er hinauf. Ich zögere einen kleinen Moment, denn Höhe macht mir Angst. Die Vorstellung, die dünne Leiter zu erklimmen, ängstigt mich, also tue ich das Notwendige: Ich denke nicht nach und sehe nicht nach unten.

Als ich mich endlich über den Rand der Kabine ziehe, atme ich aus und bleibe einen Moment auf dem Rücken liegen.

„Los jetzt Küken, wir haben nicht den ganzen Tag Zeit." Kopfschüttelnd erhebe ich mich.

„Zola, einfach Zola, reicht mir", merke ich entschieden an. Tar Amon verzieht die Augenbrauen, dann aber zuckt er akzeptierend mit den Schultern und scheint verstanden zu haben.

„Gut, Zola. Du nimmst diesen Posten hier", er weist auf einen Stuhl aus Stahl mit kreisrunden Löchern in Lehne und Sitz. Davor befindet sich ein Kontrollpult mit vier Monitoren.

„Das hier sind Kontrollmonitore, die dir das Feld aus verschiedenen Perspektiven zeigen. Das da sind die Kameras auf der Plattform des Teggers." Er deutet auf einen der Monitore, der im Moment nichts weiter zeigt als das Dach eines Erntefahrzeugs und einen kleinen Ausschnitt des Weges vor dem Fahrzeug. „Daneben sind die festinstallierten Kameras. Sie schalten sich automatisch ein, wenn die Bewegungsmelder oder das Tiefenradar etwas empfangen. Du

kannst davon ausgehen, dass du ständig Meldungen bekommst, weil immer irgendwo ein Vogelschwarm unterwegs ist. Im Endeffekt sitzt du hier, um dann zu entscheiden, ob es tatsächlich eine Bedrohung gibt oder nicht. Du wirst sehen, der Job ist stressig, weil du permanent konzentriert bleiben musst. Davon hängen Menschenleben ab."

Ich bin 16 Jahre alt und wenn ich könnte, würde ich Tar Amon sagen, dass ich keine Verantwortung für das Leben von Menschen übernehmen möchte, aber ich weiß, dass das nicht geht und jeder von uns das zu tun hat, was ihm aufgetragen wird. Also sehe ich ihn ernst an und nicke, um zu zeigen, dass ich die Bedeutung der Aufgabe verstanden habe. Gleichzeitig spüre ich ein unangenehmes Gefühl im Magen, bei dem es sich um eine Form von Angst handelt, Angst zu versagen und die Konsequenzen nicht tragen zu können. Keiner soll auf den Feldern sterben, solange ich in diesem Glaskasten sitze und schwitze.

Ein Kopf schiebt sich durch die Zugangsluke und ich traue meinen Augen nicht: So-

sio ist es, der die Leiter hinaufklettert und nun den Hochsitz betritt.

„Soll mich hier melden und den Posten besetzen."

Tar Amon sagt nichts, sein Gesicht aber spricht Bände. Plötzlich schüttelt er den Kopf, ballt die Faust und schlägt auf das Metall der Konsole, worauf einer der Monitore zu flimmern beginnt.

„Das kann nicht sein. Wer zum Teufel hat dich hier rauf geschickt?"

Sosio zögert, zuckt mit den Schultern und sieht aus, als hätte er ein schlechtes Gewissen.

„Mein Obmann und der hat gemeint, der Verwalter hat gesagt, ich solle den Posten besetzen."

„Nimraha?"

Sosio bestätigt die Frage, indem er kurz nickt. Tar Amon beginnt sich am Kinn zu kratzen, wendet sich ab und spricht zu sich selber. Ich verstehe fast nichts, nur dass er versucht, sich zu beruhigen. Als er sich wieder uns zuwendet, sieht er von mir zu Sosio, atmet aus und entlässt seinen Ärger in die schwülwarme Luft.

„Setz dich hierher, du bist für deinen Ernter verantwortlich. Ich erkläre euch alles und empfehle dir, deinen Hintern nicht von diesem Stuhl zu heben. Bleib hier sitzen, lass die Monitore nicht aus den Augen und sorg dafür, dass wir alle heute Abend wieder gesund nachhause kommen."

Sosio tut wie ihm befohlen und setzt sich auf seinen Sessel. Sofort beginnt Tar Amon mit den entsprechenden Erläuterungen, die er jetzt an uns beide richtet.

„Jeder von euch ist für 180 Grad zuständig. Zola überwacht die nordöstliche Richtung, wo unser Team Sektor blau aberntet. Blau, weil dieser Teil mit blauen Wimpeln markiert ist, die überall an den Bäumen hängen."

Tar Amon deutet auf einen Punkt jenseits der von außen gegen die starken Sonnenstrahlen verspiegelten Scheibe und ich sehe an den Banlos in der Nähe kleine hellblaue Stofffetzen.

„Der andere Sektor in südlicher Richtung, die rote Zone, ist dein Gebiet."

Tar Amon wartet, bis er sich sicher ist, dass Sosio begriffen hat, wofür er Verantwortung trägt. Träge schiebt dieser den

Kopf vor und betrachtet den Tegger, der wie ein stahlgrauer Fleck zwischen den Bäumen wartet.

„Sobald ihr eine Bedrohung identifiziert habt, löst ihr das akustische Signal aus und gebt die Peilung an die Besatzungen der Tegger weiter. Der Alarm wird hier ausgelöst.“ Tar Amon zeigt auf einen roten Knopf in der Mitte der Konsole, der mich an jene Vorrichtung erinnert, mit der die Außenhülle eines Teggers bei Gefahr unter Strom gesetzt werden kann.

„Wir machen mal einen Probealarm“, verkündet er und beugt sich zu einem Mikrophon unmittelbar neben dem Alarmknopf.

„Probealarm Sektor blau, wiederhole Probealarm Sektor blau.“

Schon geht es los. Tar Amon hämmert mit aller Kraft auf den roten Schalter, worauf ein Mark und Bein durchdringender Alarmton erklingt, der anschwillt und wieder abnimmt. Der Sirenenton wiederholt sich in kurzen Intervallen. Dann berührt er ein Symbol auf dem Bildschirm, das einen stark vereinfachten Ernter zeigt. Ein neues Menü öffnet sich, rechts Kameraausschnitte

und zugehörige Peilungen, links wieder das Tegger-Symbol.

„Nehmen wir an, ihr habt eine Peilung auf dieser Kamera, 80 Grad Nordost, dann einfach das Icon berühren, halten und in den Tegger verschieben. Sofort weiß der Fahrer alles Notwendige und kümmert sich um sein Team."

„Ok", sage ich, während Sosio sich mit dem Daumennagel die Zahnzwischenräume poliert, was vermutlich seine Weise ist, Verstehen kundzutun.

Damit ist unsere Instruktion beendet, Tar Amon räuspert sich, macht eine erneute Durchsage, in der er die Übung als beendet erklärt und allen mitteilt, dass es jetzt an die Ernte geht. Die Tegger in den beiden Zonen setzen sich in Bewegung, während Tar Amon die Stahltreppe hinunterklettert. Wie lange wir hier sitzen werden, was wir tun sollen, wenn wir müssen, darüber hat er kein Wort verlauten lassen. Da es in der Kabine trotz Ventilator, der unaufhörlich die dicke, warme Luft verrührt, als wäre es eine Suppe, über dreißig Grad hat, werde ich kaum die nicht vorhandenen Hygieneräume aufsuchen müssen.

Die ersten 10 Minuten passiert gar nichts. Sosio sitzt auf seinem Platz, die Monitore zeigen die gleichen belanglosen Bilder: Tegger, Eigene, Bäume. Immerhin hält Sosio die Klappe, wenn auch seine Gegenwart hinter meinem Rücken ausreicht, mich nervös zu machen. Der Ventilator summt, das Dröhnen der Hydraulik, welche die Ernteplattform nach oben bewegt, erklingt, dann schalten sich in gewissen Abständen die Pressen ein und jedes Mal hört es sich an, als würden Knochen zerschmettert und zu Pulver zermalmt.

Dann habe ich meinen ersten Vogelschwarm auf den Monitoren, ein Piepen erklingt, sofort ist meine Hand über dem Alarmknopf, da aber sehe ich, dass es nur ca. 20 große Vögel sind, lange schwarzviolette Schwanzfedern, kräftige gelbe Schnäbel, definitiv keine Bedrohung. Folglich entspanne ich mich und sinke in meinen Stuhl zurück. Gleich darauf erhält Sosio eine Peilung, flucht ein paar Mal und beschwert sich, dass da ja gar nichts wäre und was dieser scheiß Computer für einen Mist machen würde.

Ich versuche ihn zu ignorieren und ein paar Minuten hat es den Anschein, als würde diese Strategie aufgehen. Dann aber spricht er mich an.

„Du stehst also auf Einarmige?"

Ich schweige, denn Reden hat mich schon zu oft in Probleme gebracht und mit manchen Menschen empfiehlt es sich, erst gar nicht in Kontakt zu treten. Sosio aber lässt nicht locker.

„Sprichst nicht mit jedem, was? Ich hab dich was gefragt."

„Konzentrier dich auf deine Monitore und lass mich in Ruhe."

Ich weiß nicht, ob es richtig ist, ihn an seine Pflichten zu erinnern, aber sein Gequassel ist mir schon in den ersten Tagen auf die Nerven gefallen. Ich bin mir sicher, Sosio und ich sitzen hier, weil der zweite Verwalter es so wollte. Zwei Frischlinge im Kontrollturm, das kann doch eigentlich nur Probleme bereiten, vor allem wenn einer von beiden ein verdammter Idiot ist. So wird Nimraha es sich überlegt haben. Er will mich oder uns in Schwierigkeiten bringen und das lässt sich nur verhindern, wenn wir hundertprozentig aufpassen. Ei-

gentlich müsste das auch Sosio klar sein, falls er nicht genauso dämlich ist, wie ich mutmaße.

„So, du gibst hier die Anweisungen, oder wie?“

„Ich gebe keine Anweisungen, aber ich weiß, dass wir ganz genau aufpassen müssen, wenn wir nicht einen Riesenärger bekommen wollen. Denk doch mal nach, man!“

„Hey, hey, Kleine. Du musst mir nicht sagen, dass ich aufpassen soll, nur weil du denkst, dass dich dein Obmann behütet. Mit dem werde ich noch fertig, wenn du mir einen Arm auf den Rücken bindest.“

Ich schüttele den Kopf und schweige. Es ist wie ich mir dachte, mit Sosio lässt sich nicht reden. Er ist ein verdammter Schwachkopf.

„Gefällt dir das, wenn ich mir den Arm auf den Rücken binde, oder was?“

Seine Stimme ist näher, ich fahre herum und sehe, dass er hinter mir steht. Die Kabine ist eng, es gibt keine Ausweichmöglichkeiten und sofort verspannt sich mein Körper.

„Setz dich wieder hin und lass mich in Ruhe“, schreie ich ihn an und hoffe, genug Nachdruck in meiner Stimme zu haben.

„Ach, komm schon, wir haben ein paar Minuten, ich brauche auch nur eine Hand.“

Er ist nur noch einen halben Meter entfernt und baut sich vor mir auf. Schnell stehe ich aus dem Stuhl auf und sehe mich um. An Flucht ist nicht zu denken, dreimal drei Meter, mehr steht mir nicht zum Rückzug zur Verfügung. Ich bin wie eine Ratte in einer Sackgasse eingesperrt und die Katze ist auch schon da.

„Los jetzt“, sagt er und packt mich an den Haaren, zieht mich herunter. Verzweifelt werfe ich den Stuhl um und lande damit einen Glückstreffer: Die schwere Metallkante schlägt mit Wucht gegen Sosios Kniescheibe. Während er aufschreit, mich loslässt und sich zu seinem Knie beugt, trete ich mit dem Fuß gegen sein Kinn. Das Heim war eine gute Schule, wenn es darum ging, einen zu lehren, wie man seinen Gegner effektiv verletzt. Asam war ebenso bewandert im Austeilen wie ich. Wir haben uns gegenseitig manches beigebracht und davon profitiere ich nun. Sosio kippt nach

hinten weg, schlägt auf den Boden und bleibt fürs Erste bewusstlos liegen. Mein Herz hämmert gegen meinen Brustkorb, als hätte ich einen Sprint hinter mir. Und während ich Sosio noch betrachte, wie er sich auf dem Boden krümmt, und überlege, was ich jetzt tun soll, sehe ich den Alarm auf einem seiner Monitore. Es ist ein Schatten vor der Sonne, umhüllt von gleißendem Licht. Bruchteile von Sekunden vergehen, bevor ich verstehe, was dort passiert.

Ein Riseg in Sektor rot.

Der Computer hat die Bedrohung erkannt und wartet auf Bestätigung. Die Flügel sind so lang wie ein Tegger, der Schnabel ein spitz zulaufendes Messer mit scharfen Zähnen, die seitlich herausragen. Schnell wie ein Atmosphärengleiter nähert sich die Flugechse jenem Baum, der gerade abgeerntet wird. Ich will die zwei Schritte zu Sosios Konsole machen, als mich plötzlich eine Hand festhält. Sosio ist nicht besinnungslos, nur mitgenommen, angezählt, aber noch bei Bewusstsein.

„Lass los“, schreie ich und weiß, er wird es nicht tun. Blut läuft ihm aus dem Mund, sein Blick ist irr, von unbändiger Wut er-

füllt. Mit meinem zweiten Bein trete ich zu, falle dabei, bin aber Augenblicke später wieder frei. Ich springe auf, schlage den Alarmknopf und weiß, dass es zu spät ist.

Der Riseg hat den Ernter fast erreicht. Ich habe verloren. Ich wünsche mir, es wäre ein Alptraum, ich würde im nächsten Moment erwachen und wissen, dass all das gar nicht passiert ist, aber es gibt kein Erwachen.

Gericht

Ich sehe die Bilder dieses Tages immer und immer wieder. Wenn ich kurz einnicke, dann ist es, als blickte ich im Traum auf den Kontrollmonitor, ohnmächtig, unfähig, etwas zu unternehmen. Die Sirene erschallt, ein Blinklicht auf dem Tegger deutet die sich schnell nähernde Gefahr an. Da aber ist der Riseg bereits an der Ernteplattform, breitet seine Flügel aus und umfängt den Arbeiter in seinem schwankenden hydraulischen Nest. Ich sehe, wie der Mann ein einziges Mal mit der Machete nach der Flugechse schlägt, schon aber hackt die Echse

auf ihn ein und zerschmettert mit dem Schnabel seinen Schädel. Dann packt sie den bewegungslosen Körper und trägt ihn durch die Lüfte davon wie eine Puppe, das bloße Abbild eines Menschen. Keine Minute hat all das gedauert und immer noch blinkt das Licht auf dem Tegger und die Sirene verkündet – nun nutzlos –, dass etwas nicht stimmt.

An diesem Punkt erwache ich meistens, starr vor Schreck und Fassungslosigkeit. Es war nur ein Traum, aber er hat die Wirklichkeit gezeigt und wie oft ich auch aus dem Schlaf hochschrecke, das Furchtbare wird immer wieder real sein.

„Du bist in Schwierigkeiten", sagt Schort und sieht mich ernst an. „Ich habe keine Ahnung, wie das alles passieren konnte, aber die Männer sind wütend auf dich, der Verwalter ist wütend auf dich und was der Besitzer dazu sagt, kannst du dir an fünf Fingern ausrechnen."

Wenn es mir nicht so elend ginge und ich mich nicht selber immer und immer wieder zur Verantwortung ziehen würde, dann wäre meine Antwort an Schort, dass es den Besitzer doch ohnehin nicht küm-

mert, weil ein Eigener ein akzeptabler Verlust ist, nicht mehr.

So aber liege ich einfach da, zusammengerollt und hilflos wie ein Baby.

„Willst du mir nicht wenigstens erklären, was passiert ist und wie du und dieser Sosio so versagen konntet?"

Ich ziehe die Beine an den Körper, schließe die Augen, aber selbst dann sehe ich den Monitor vor mir, sehe den Riseg, wie er den kleinen Körper des Mannes anhebt, dessen Kopf so absurd nach hinten gebogen ist.

„Verdammt, da ist jemand gestorben, also sprich mit mir!", schreit Schort endlich und es ist gut, dass er es tut, denn jetzt spüre auch ich Wut in mir und richte mich auf, um ihm alles zu sagen.

„Dieser Idiot, ich habe ihm gesagt, er soll den Monitor im Auge behalten und mich in Ruhe lassen, aber er hat mich …" Ich verliere den Faden, weiß nicht, wie ich es Schort erzählen soll. Wie die Abläufe waren, kann ich selbst kaum noch sagen. Lediglich wie er nach meinen Haaren packt, mich nach vorne zieht und ich gegen den Stuhl trete, ist mir präzise im Gedächtnis

geblieben. Was aber Sosio gesagt hat, welche Beleidigungen er gegen Schort ausgestoßen hat, all das sind nur noch schemenhafte Erinnerungen.

„Was hat er? Nun sag schon", drängt Schort.

„Er hat mich gepackt, an den Haaren und dann war es alles schon zu spät. Ich habe ja noch versucht, die Besatzung zu warnen, aber er hat mich am Bein gehalten und dann…dann…"

Der Rest ertrinkt in Tränen. Bewegungslos steht Schort da, sieht auf mich herab und legt mir schließlich die Hand auf die Wange.

„Hör auf Kleines, hör auf, komm schon", bittet er mich. „Ich bin nicht so gut im Trösten und ich kann dich leider auch nicht richtig in die Arme nehmen." Er grinst bemüht, aber ich weiß, dass ihm nicht zum Lachen zumute ist. Alles, was ich im Moment hinbekomme, ist ein Heulen und dann umarme ich ihn, während er mir über den Kopf streicht.

Was ist nur aus mir geworden in den paar Tagen auf diesem verfluchten Planeten?

Am Abend halten sie Gericht. Es ist keine große Sache, kein Prozess wie in Oldekka, wo das Distriktgericht ein riesiger Klotz aus Beton ist, dessen vergitterte Fenster aussehen wie Kanalisationsdeckel. Einmal waren wir mit ein paar Kindern aus dem Heim zu Lernzwecken – wie man uns mitteilte – in diesem Gebäude und haben dem Verfahren gegen einen Dieb beigewohnt. Die ganze Inszenierung dauerte ca. 10 Minuten. Es wurde ein Überwachungsvideo gezeigt, auf dem der Dieb – ein Typ um die 20, mehr Junge, als Mann – recht gut zu erkennen war. Er hatte Lebensmittel geklaut und so wie er aussah, bestand sein Motiv darin, nicht verhungern zu wollen. Der Richter, ein Aufgestiegener wie alle Richter, hielt das Ganze für eine schändliche Tat, der Rat der Besitzer, welchem das letzte Wort obliegt, stimmte per Liveschaltung via Monitor aus der Stadtverwaltung zu und dann brachten die Wächter den Mann in den Urteilsblock im selben Gebäude. Wir liefen hinterher, Hand in Hand hinter den Wächtern, um auch die Verurteilung mitzuerleben. Der Mann wurde auf einen Stuhl geschnallt und sobald sein Kopf in einem

Gestänge fixiert war, erklang das Urteil von Band. Sekunden später, so schnell, dass mein Auge nicht zu folgen vermochte, trennte eine im Stuhl verborgenes Klinge den Kopf ab. Der Mann saß dort und sah uns sekundenlang an, als sein Kopf bereits nicht mehr an seinem Rumpf war und nur die sich langsam anhebende Halterung ihn aufrecht hielt. Auch von diesen Bildern, von den erschrockenen Augen des Mannes, dem bleich werdenden Gesicht, habe ich oft geträumt. Ich dachte immer, das Leben hätte mich bereits so hart gemacht, dass mich nichts mehr schrecken kann. Das war überheblich und ein Irrtum.

Sosio sitzt neben mir, zwei Wächter flankieren uns. Der Ausgang wird von zwei Bewahrern gesichert, welche regungslos neben den runden Säulen verharren. Die Männer und Frauen der beiden betroffenen Quartiere haben hinter uns Platz genommen, ihre Unterhaltungen bilden ein Hintergrundrauschen, das hasserfüllt klingt. Harlat leitet das Gericht, er ist als erster Verwalter der verantwortliche Richter, was nicht heißt, dass er zu entscheiden hat. Am Ende ist es der Besitzer, dem das Urteil ob-

liegt. Wo dieser sich aufhält oder wann er seine Zustimmung oder Ablehnung verkünden wird, weiß ich nicht. Niemand außer Schort hat mit mir gesprochen. Ich weiß, ich müsste stark sein, um mein Leben kämpfen, die Schuld von mir weisen, aber ich fühle mich so schwach und elend, als hätte ich Fieber.

Meine Stirn ist heiß, meine Glieder zittern, die Muskeln schmerzen erbärmlich. Ich frage mich, ob das die Aufregung ist, welche von meinem Körper Besitz ergriffen hat.

Harlat bringt die Eigenen zur Ruhe, indem er aufsteht und die Arme ausbreitet. Das Rauschen in meinem Rücken lässt nach, die Stimmen verstummen eine nach der anderen. Sosio sitzt nicht minder angeschlagen als ich auf der abgeschabten Bank. Ich kann nicht anders, als wütend auf ihn zu sein. Er hat das alles verschuldet und wir beide werden dafür bezahlen, daran hege ich nicht den geringsten Zweifel.

Wenn die Abläufe denen in Oldekka ähneln, wird es nicht lange dauern, bis unser Urteil verkündet ist. In ein paar Minuten wird alles vorbei sein und irgendwie ist

dieser Gedanke, so schrecklich er sein mag, beruhigend. Zabre rühmt sich seines gerechten und effizienten Justizsystems. Warum sollte es auf Baldain anders sein? Jeder Planet meint, der beste zu sein und am Ende sind sie doch alle gleich, große Kugeln, auf deren Schimmelschicht die Menschen sich gegenseitig das Leben schwer machen.

Die Stille im Saal ist umfassend, als Harlat mit seinem Vortrag beginnt, die Augen starr auf das Pad vor sich gerichtet.

„Zur Verhandlung kommt der Fall 4, des Jahres 672, 5. Monat, 13. Tag, Baldain, Solum, infolgedessen der Eigene CJ 256 getötet wurde. Des Weiteren sind starke Schäden an der Ernteplattform eines Teggers entstanden. Verantwortlich für die verspätete Signalgebung und die daraus folgenden Verluste sind laut Aussagen des verantwortlichen Obmanns die Eigenen ZA 467 sowie SO 470. Die Schuldfrage soll im Nachfolgenden unwiderruflich geklärt werden. Das Urteil wird sofort vollstreckt. Berufung und Widerspruch sind nach Beschluss des Obersten Gerichts der Republik nicht zulässig."

So sieht die Sache also aus. Die einzige Frage, welche sich mir noch stellt, ist, ob sie mich zum Tode verurteilen werden, weil wir nicht rechtzeitig Alarm ausgelöst haben. Die Frage nach Gerechtigkeit ist irrelevant, entscheidend wird sein, was ihr kleiner Katalog an Maßnahmen vorsieht. Jede Aktion fordert eine Reaktion, es ist eine einfache Zuordnung, die sich nicht um Verhältnismäßigkeit schert. Wenn sie auf Zabre einen jungen Mann für den Diebstahl von ein paar Tuben angereichertes Protein und einen Sack Hirwa hinrichten, wie wird dann wohl die Strafe für mein Verbrechen ausfallen?

Ich habe keine Zweifel daran, dass das Urteil und die Konsequenzen über alle Maßen furchtbar sein werden. Wenn ich nur nicht so schwach wäre und das Zittern endlich ein Ende hätte, vielleicht würde es mir gelingen, irgendwie zu flüchten. Ich müsste einem der Wachleute die Waffe abnehmen, den Wächtern entkommen, indem ich ihre Sichtfelder zerstöre. Weiter als bis zum Sicherheitszaun könnte ich aber selbst dann nicht gelangen. Es ist ein wahnwitziges Un-

terfangen und völlig aussichtslos, so sehr ich mir auch das Gehirn darüber zerbreche.

„Die Sichtung der Beweise hat die Entscheidung des Gerichts leicht gemacht", sagt Harlat. Nichts erinnert in diesem Moment mehr an den Mann, der mich in der Distriktverwaltung in Empfang genommen hat. Ob er gerade an den Beamten denkt, der ihn vor mir gewarnt hat?

„Folgende Aufzeichnung dokumentiert, wer die entstandenen Schäden zu verantworten hat." Er berührt sein Pad und ein Holofilm wird vor dem Tribunal abgespielt. Ich sehe mich, dann Sosio, wie wir in der Kabine des Hochstandes sitzen und auf unsere Monitore starren. Eine Überwachungskamera, die irgendwo in einer der Ecken montiert war, ohne dass ich sie bemerkt habe. Auch wenn es naheliegend ist, die Kabine zu überwachen, habe ich bis eben nicht daran gedacht. Der Sosio im Film beginnt zu fluchen, weil der Computer ihm einen Vogelschwarm als potenzielle Bedrohung gemeldet hat. Ich werfe ihm lediglich einen kurzen Blick über die Schulter zu, wende mich dann aber wieder den Monito-

ren zu. Dann erklingt neuerlich Sosios Stimme.

„Du stehst also auf Einarmige?", sagt er und wartet auf eine Reaktion. Ich aber schweige.

Während ich die Bilder betrachte, erinnere ich mich Stück für Stück. Ich weiß, gleich wird er meine Haare packen, an mir ziehen, mir Gewalt antun wollen und ich werde mich wehren. Dann wird das Schreckliche geschehen. Es ist wie in meinem Traum, nur dreidimensional, groß, mächtig und auf alle Zeit dokumentiert.

Der Film endet, als ich den Alarm auslöse. Harlat stoppt die Aufzeichnung und schaut uns an. Sein Schweigen scheint unendlich lange zu dauern. Ich habe keine Ahnung, was passieren wird, ob die Bilder der Überwachungskamera meine Unschuld belegen oder sie mir vorwerfen werden, dass ich den Verantwortlichen niedergeschlagen habe. Alles ist möglich. Als das Schweigen mich vollends zu erdrücken scheint, beginnt er das Urteil zu fällen.

„Die Beweise zeigen, dass es der Angriff des Eigenen SO 470 war, der die reguläre und verantwortungsvolle Überwachung un-

terbunden hat. Eigene ZA 467 hat versucht, den Alarm auszulösen, wurde aber dabei von SO 470 behindert, das hat die nachfolgenden Schäden bedingt. Ich erkläre SO 470 für alleinig schuldig. Er soll außerhalb des Sicherheitszaunes fixiert werden, bis der Tod eintritt. ZA 467 ist von allen Vorwürfen freigesprochen."

Es ist, als ließe eine riesige Hand, die mich eben noch gefangen hielt, von mir ab. Ich sacke zusammen und weiß nicht, ob ich die Kraft habe aufzustehen. Plötzlich ist Sosio aufgesprungen und schreit.

„Diese Schlampe ist schuld, sie hat nicht mit mir gesprochen, sie hat mich niedergeschlagen. Sie gehört verurteilt." Und dann schlägt er auf mich ein, bevor sie ihn daran hindern können. Der erste Schlag trifft meinen Kopf, dass sich alles zu drehen beginnt. Da aber feuert einer der Wächter mit dem Paralysator auf ihn und endlich lässt er von mir ab.

Verschwommen nehme ich wahr, was danach passiert. Eine Tür an der Rückwand des Saales öffnet sich zischend, eine schwarze Gestalt tritt heraus, begleitet von

Wächtern und einer kleinen weißen Erscheinung.

„Satya", flüstere ich und betrachte fasziniert, wie der Besitzer und sie das Podium betreten, auf dem das Tribunal getagt hat. Der Besitzer wirkt groß, trägt seinen Umhang mit Kapuze, sodass seine Maske nur zum Teil zu erkennen ist. Als der Tumult, welchen Sosios Ausbruch, bedingt hat, sich legt, nickt er leise.

„Ich bestätige das Urteil des Gerichts und verfüge die sofortige Vollstreckung", verkündet er beiläufig und wendet sich ab. Dann packen mich zwei Arme und heben mich an. Meine Beine knicken weg, das Licht wird trübe und schmierig, als betrachte ich die Welt in einem schmutzigen See, dessen Oberfläche von Wellen zerfurcht wird.

„Du hast Fieber", sagt eine vertraute Stimme. Es ist Schort. Dann bringen sie mich fort und ich kann nicht anders, als es geschehen zu lassen.

Krankenstation

„Du hast Dongo-Fieber“, sagt die Stimme durch den Vorhang aus Hitze und verschwommenen Bildern. Mir ist, als sei ich gefangen hinter dickem Glas, über das unaufhörlich Wasser strömt. Die Dinge vergrößern sich und werden wieder kleiner, und jedes Mal hat es den Anschein, als geschehe all dies direkt in meinem Kopf. Mein Schädel platzt beinahe, wenn eines der Gesichter, die über mir schweben wie Ballons, zu nahe kommt.

„Es wird alles wieder. Dongo-Fieber ist nicht tödlich, nicht für jemand, der jung und gesund ist.” Parallel zu den Worten legt sich etwas auf meine Stirn, kalt und erfrischend, als ich aber die Augen öffne, ist immer noch alles verschwommen. Ich möchte mich bewegen, meinen Körper aufrichten, doch ist es, als lasteten Gewichte auf mir, unendlich schwer, unüberwindlich.

„Bleib nur liegen. Du musst erst einmal gesund werden”, sagt die Stimme, dann wird das Wasser so strömend, dass es das

Licht ausschließt und mich im Dunkeln allein lässt.

Wie viel Zeit vergangen ist, als ich endlich die Augen öffne und wieder klar zu sehen vermag, weiß ich nicht. Ich fühle mich besser, nicht euphorisch wie nach meiner Ankunft auf Baldain, aber immerhin erholt, erfrischt und auf dem Weg der Besserung. Das erste Gesicht, das ich sehe, gehört Satya.

„Wird zur Gewohnheit", sage ich erschöpft, aber glücklich. „Oder bin ich noch am Träumen?"

Sie lacht herzlich, völlig gelöst, als sei alles in bester Ordnung." Nein, du träumst nicht mehr. Du hast fast zwei Tage geschlafen, gefiebert und ein paar Medikamente bekommen. Das hier ist die Krankenstation."

„Krankenstation? Ich wusste gar nicht, dass es hier sowas gibt."

„Direkt neben dem Herrenhaus, das kleine Gebäude mit den großen Fenstern."

Ich erinnere mich dunkel, dort ein Gebäude gesehen zu haben. Das Herrenhaus selber ist bereits unendlich weit von den Quartieren entfernt. Ein kleiner Garten mit

Brunnen und hohen Bäumen schränkt den Blick auf diesen Teil der Plantage ein. Die Eigenen leben in ihrem Bereich, der Besitzer in seinem. Wohin gehört Satya? Sie sieht erholt aus, ihr Gesicht wirkt fröhlicher und noch schöner, als ich es in Erinnerung habe.

„Du musst noch zwei Tage bleiben, dann bist du wieder gesund."

„Wer sagt das?"

„Wir haben einen Mediziner hier, keinen Arzt, aber einen Assistenten. Und außerdem besitzt die Krankenstation ein automatisches Diagnostiksystem und einen Operationsraum."

„Dann kann mir ja nichts mehr passieren, was?"

Sie zuckt mit den Schultern. „Sieht ganz so aus. Ich würde sagen, du hast Glück im Unglück gehabt. Erst diese Geschichte und dann gleich Dongo-Fieber. Aber das kriegt fast jeder hier, wenn er nicht eine Prophylaxe bekommt."

Der Prozess kommt mir in Erinnerung. Ich habe nicht mitbekommen, was unmittelbar im Anschluss passiert ist, weil das Fieber und Sosios Angriff meine Wahrneh-

mung eingeschränkt haben. „Was ist mit Sosio, dem Eigenen, der mit mir im Hochsitz war?“

Satya weicht ein wenig zurück, ihr Gesicht verzieht sich, als sei es ihr zuwider darüber zu sprechen.

„Was ist mit ihm?“

„Er ist außerhalb des Sicherheitsfeldes an einem Gerüst befestigt und lebt immer noch.“ Sie schüttelt den Kopf und reibt sich die Augen wie jemand, der gerade aufwacht. „Es ist schrecklich, du darfst dir das nicht anschauen. Die Vögel fressen an ihm, aber er will einfach nicht sterben. Zumindest schreit er nicht mehr. Ich mag gar nicht darüber sprechen.“

„Dort könnte ich jetzt auch hängen“, sage ich müde.

„Nein, gewiss nicht“, widerspricht sie, „du warst unschuldig. Du hast versucht, die Ernter zu warnen. Da gibt es gar nichts vorzuwerfen.“

„Das ist doch allen egal hier. Wenn ich ein bisschen Pech gehabt hätte, hätten sie mir vorgeworfen, dass ich Sosio niedergeschlagen habe, wenn auch in Notwehr. Un-

schuld kümmert die Besitzer nicht, nächstes Mal kann es mir an den Kragen gehen."

Vehement schüttelt sie den Kopf. „Du kennst nicht den Besitzer. So ist er nicht. Er will Gerechtigkeit, auch wenn er streng ist in allem."

„Aber du kennst ihn jetzt, was?"

Satya legt den Kopf schief, sieht mir kurz in die Augen und weicht dann meinem Blick aus. „Er ist nicht so, wie du denkst. Ich hatte auch ein falsches Bild, aber wir wissen nicht viel von Besitzern. Ich bin in einem Heim aufgewachsen und alles, was wir dort gedacht haben, war falsch. Die Wahrheit ist anders."

Jetzt wird es mir zu viel. Alle Kraft mobilisierend, richte ich mich in meinem Krankenbett auf.

„Wie bitte? Alles falsch?"

„Nicht alles vielleicht", korrigiert sie sich, „aber vieles."

„Ich bin auch in einem Heim aufgewachsen und ich weiß sehr genau, was ich dort erlebt habe. Ich erinnere mich an das Leben auf Zabre und ich weiß, wie sie hier mit uns umgehen. Ich bin in einem Quartier mit 20 anderen untergebracht, benutze die

stinkenden Hygieneräume und weiß, wie es sich anfühlt, eine Eigene zu sein. Weißt du es noch?“

Nun sieht sie mich an und das erste Mal überhaupt bemerke ich Ärger in ihrem Gesicht. Sie rümpft die Nase, verzieht die Lippen und schon bereue ich meine Worte.

„War nicht so gemeint.“

„Du hast ja keine Ahnung. Denkst du, ich bin jetzt weniger Eigene, nur weil ich ein Kleid anhabe und mit Parfüm versorgt werde? Meinst du, man muss in einem Quartier leben, um eingesperrt zu sein? So einfach ist das nicht, Zola.“

Die meiste Zeit in meinem Leben habe ich die Dinge genommen, wie sie sind, jetzt aber überkommt mich das Gefühl, dass ich nie wirklich etwas verstanden habe. Ich bin neugierig, wo meine Fehler sind und auch wenn mich Satyas Worte in Wut versetzt haben, spüre ich, dass sie recht haben könnte. Irgendetwas ist nicht so, wie es scheint. Immer noch ist es mir völlig unfassbar, was Satya mit dem Besitzer verbindet. Dann fällt mir das Gespräch mit Schort ein, der sagte, er habe das Gefühl, sein Leben auf Baldain sei von Bedeutung.

Alles ist merkwürdig und rätselhaft auf dieser Welt.

„Wieso trägst du diese Kleidung und was ist das für ein neues Leben, das du dort führst? Bist du eine Hauseigene? Du siehst nicht so aus."

Sie verneint, indem sie kurz den Kopf schüttelt. Dann setzt sie sich auf das Krankenbett und legt die Hand auf die Decke, streichelt darüber und sucht nach den richtigen Worten.

„Er ist der einzige Besitzer auf Solum, er ist einsam. Und er ist nicht das Monster, als das du ihn vielleicht siehst."

„Ich sehe nur einen Besitzer in einem Bioanzug, der sich hinter einer schwarzen Maske verbirgt. Ich weiß nichts über sie und es schauert mich bei dem Gedanken, dass du mit ihnen Umgang hast."

Sie steht auf und wendet sich ab. Dann sieht sie wieder aus dem Fenster und spricht mit einer Stimme, die weit entfernt erscheint.

„Zola, ich kann dir helfen, wenn du vernünftig bist und dich friedlich verhältst. Willst du nicht ein besseres Leben?"

Die Frage hört sich verlockend an, ich aber weiß, dass es nichts gibt, das nicht auf irgendeine Weise bezahlt werden muss. Wieso sollte ich ein besseres Leben bekommen und wieso überhaupt sollte mir jemand helfen wollen?

Manchmal muss man einfach vertrauen, sagt eine Stimme in meinem Kopf. Es sind nicht meine Worte, es ist Iwahla, die da in mir spricht. So lange ist es her, dass ich es beinahe vergessen hatte. Sie hat es zu mir gesagt, als ich einmal meinte, dass ich alle hassen würde und keine Freunde bräuchte. Es war an einem Wintertag, Eisblumen überzogen die Fenster und ich war auf dem Weg zum Innenhof von zwei Jungen verprügelt worden.

Iwahla nahm mich in die Arme und meinte, dass jeder jemand bräuchte und es ratsam wäre, ab und zu zu vertrauen. Zwei Tage später kam Asam ins Heim und wir wurden Freunde.

Ich saß auf dem Innenhof des Heims, allein in einer Röhre aus Beton, die den Kindern als Höhle diente, und weigerte mich herauszukommen. Manchmal muss man vertrauen. Das war es, was sie sagte und

dann streckte sie die Hand aus und ich nahm sie.

Ich möchte Satya vertrauen und ja, ich wünsche mir ein besseres Leben, auch wenn ich nicht weiß, wie es aussehen kann. Irgendetwas aber hält mich zurück, ihr zuzustimmen.

„Ich weiß nicht mehr, was ich will“, sage ich düster. „Leben in jedem Fall. Besser leben, ja.“

„Das wirst du, lass mich nur machen“, verspricht sie. „Ich muss jetzt weg, wir reden ein andermal weiter.“

Ich habe viele Fragen, weiß aber, dass jetzt nicht der Moment ist, um Antworten zu finden. Meine Arme zittern, das Gespräch hat mich erschöpft.

Ich nicke kurz und lege mich wieder hin, ziehe die dünne Decke hoch, bis zum Kinn. Die Zeit wird kommen, in der sich die Dinge klären. Ganz gewiss.

Genesung

Satya kommt nicht mehr an diesem Tag, stattdessen verkündet der medizinische As-

sistent, ein blonder junger Mann mit spitzem Kinn und breiten Schultern, ich sei genesen und könne wieder arbeiten.

Eine halbe Stunde später stehe ich vor dem Gebäude, halte ein paar Tabletten in der Hand und merke, wie schwach ich noch bin. Ich soll mich beim Obmann melden, hat man mir gesagt, also marschiere ich los, am Park vorbei in Richtung Verarbeitungshallen und Quartiere. Hinter mir liegt, lauernd wie ein gewaltiges, böses Tier, das jeden Moment zum Sprung ansetzen könnte, das Herrenhaus. Ich wage einen kurzen Blick über die Schulter und habe das Gefühl, als käme ein kalter Wind aus dieser Richtung, aber es werden nur die Nachwehen des Fiebers sein. Ein schwaches Frösteln meines vom Dongo ausgelaugten Körpers.

Dort also lebt Satya. Das Gespräch mit ihr hat gezeigt, dass es voreilig wäre, ihr neues Leben als privilegiert zu betrachten. Immer noch aber weiß ich zu wenig über sie, um mir ein Urteil zu bilden. Sie ist mir fremd, ich kenne sie ja nicht einmal zwei Wochen, und dennoch spüre ich eine bedenkliche Verbundenheit. Das ist so untypisch für mich, dass es mich selbst über-

rascht und verwirrt. Satya ist also auch in einem Heim aufgewachsen, wie zu erwarten war. Um das Band zwischen uns zu erklären, wie ich es zu fühlen glaube, reicht das jedoch nicht. Wir sind beide am selben Tag und mit dem gleichen Schiff auf diese Welt gekommen, haben eine ähnliche Herkunft und sind in etwa gleich alt, all das aber ist ja nur Oberfläche und gewiss kein Grund dafür, sie als Freundin zu akzeptieren. Die Vergangenheit hat mich misstrauisch gemacht, wenn es um Freundschaft geht. Natürlich hatte Iwahla recht, als sie mir sagte, ich solle von Zeit zu Zeit vertrauen, trotzdem ist es nach meinem Empfinden angebracht, eine gesunde Skepsis an den Tag zu legen und dagegen würde Iwahla als Allerletzte etwas sagen. Ich weiß genau, dass sie keinem der anderen Eigenen im Heim vertraut hat. Falls sie eine enge Freundin hatte, war es niemand, die mit ihr arbeitete. Freundschaften sind ein kostbares Gut in unserer Welt. Und sie machen einen verletzlich, wie mir nur allzu bewusst ist. Als ich Baldain verließ und in der Schlafkabine Platz nahm, habe ich tatsächlich gehofft, nie wieder zu erwachen. Ich

konnte mir nicht vorstellen, wie ich den Schmerz überwinden sollte, den die Trennung von Iwahla und Asam verursacht hatte. Immer noch tut es unendlich weh zu wissen, dass ich sie mit annähernder Sicherheit nie wieder sehen werde. Wenn ich zum Himmel blicke und es wäre mir möglich, Zabre zu sehen, es wäre ein Zabre aus der Vergangenheit, denn das Licht braucht Jahre, um bis hierher zu gelangen. Das heißt, ich würde mich selbst sehen, wie ich bei den Menschen bin, die ich liebe. Was aber ist dann die Realität? Iwahla und Asam, sie müssen jetzt bereits viel älter sein als bei meiner Abreise, selbst wenn sie noch leben. Das ist grausam und vernichtend. Umso länger ich darüber nachdenke, umso deutlicher wird mir, was für ein Fehler es ist, sich an einen anderen Menschen zu binden. Unendlich viele Kräfte können einen trennen: Zeit, Raum oder Mauern. Wie groß ist der Raum zwischen den Quartieren und dem Herrenhaus? Fünf Minuten muss ich vielleicht marschieren, in Wirklichkeit aber ist die Distanz viel größer.

Meine Zukunft ist diese Plantage. Weiß wie Kalkstein liegen die Quartiere vor mir

in der glitzernden Sonne. Ein paar Männer entladen einen der Tegger und tragen Pellets auf ein kleines Transportfahrzeug, das die Ernte in die Verarbeitungshalle bringen wird, wo als Erstes die Reinigung erfolgt. Das getrocknete Nakonia wird einer Vakuumdestillation unterworfen, denn die Stoffe, welche berauschend sind, haben einen ausgesprochen hohen Siedepunkt und lassen sich mittels atmosphärischer Destillation nicht vom Rest abtrennen. Ich finde solche Prozesse interessant, sie lassen sich erklären und folgen bestimmten Gesetzen, was man von Menschen und Besitzern nicht gerade sagen kann.

Als ich die Quartiere erreicht habe, bemerke ich ein paar Eigene, die unweit der Verarbeitungshalle stehen und in Richtung Sicherheitsfeld schauen, als sei dort etwas Interessantes im Gange.

Zwar muss ich mich so schnell wie möglich bei Schort melden, aber die Neugier zieht mich unwiderstehlich zu ihnen. Was zum Teufel gibt es hinter dem Sicherheitsfeld außer Pflanzen und Tieren, das so interessant wäre? Als mich weniger als hundert Meter von ihnen trennen, wird mir plötz-

lich klar, was sie so fasziniert. Wie konnte ich es vergessen?

Sosio hängt dort an seinem Gestell fixiert. Vielmehr das, was von ihm übrig ist. Baldains Natur hat begonnen, sich seiner sterblichen Überreste anzunehmen. Ich spüre, dass meine Knie wieder wacklig werden, mein leerer Magen zieht sich zusammen, säuerlich schmeckt es plötzlich in meinem Hals. Auf der Stelle wende ich mich ab, versuche meinen Atem zu beruhigen und kehre zu den Quartieren zurück. Gerade geht es mir ein wenig besser und dann bin ich so dumm, Sosios Leichnam – ich hoffe wahrhaftig, dass er bereits tot war – zu betrachten.

Ich hätte es sein können, sage ich mir immer und immer wieder.

„Aber ich bin es nicht", flüstere ich plötzlich in einem Anfall von Trotz. „Ich bin es nicht. Ich lebe und werde leben."

Felder

Von jetzt an fahre ich jeden Tag mit auf die Felder und auch wenn ich weiß, wie ge-

fährlich es dort ist, habe ich mich nie lebendiger gefühlt. Jeder Atemzug dieser Luft schmeckt wie Honig und gibt mir Kraft. Ja, ich habe Angst, dass etwas passiert, aber die Angst macht mich achtsam, sodass ich die Dinge mit anderen Augen wahrnehme. Mir ist, als sei ich ein Kind, überwältigt von all den neuen Eindrücken. Auch wenn die Felder kein natürlicher Dschungel sind, ist überall Leben. Insekten, Raupen, Schmetterlinge, Käfer gibt es in unendlicher Fülle und verschiedensten Formen. Handtellergroße blaue Falter bewegen sich wie Stofffetzen in den Kronen der Banlos. Daneben existieren winzige Vögel, die mit schnellen Bewegungen Mücken jagen und deren an den äußersten Spitzen der Äste befestigten Nester wie perfekte Kugeln aussehen.

Die Stämme der Banlos sind von kleinen Löchern gezeichnet, in denen sich längliche, grün schillernde Echsen verbergen, welche Vögel und Insekten jagen. Die Ernte-Arbeiter nennen sie Zwargas und fürchten sie aus Gründen, die ich nicht verstehe. Zwargas brächten Unglück, so die Meinung der Ernter, die ohnehin ein abergläubisches Völkchen zu sein scheinen.

Kein Zwarga hat mir bisher etwas zuleide getan. Diese Echsen sind harmlose Tierchen, die sehr gut beobachten und sich schnell in ihre Höhlen verkriechen, sobald sie eine Bedrohung bemerken.

Jeden Tag sehe ich etwas Neues, eine Blume, die mit haarigen Tentakeln Insekten fängt, einen Käfer, der Grashalme miteinander verbindet, als baue er einen Käfig, kleine mausartige Geschöpfe, die mich ansehen, als hätten sie niemals ein merkwürdigeres Wesen auf dieser Welt gesehen.

Am ersten Tag hatte ich Höhenangst. Jetzt ist das anders. Hoch über dem Boden in der Ernteplattform des Teggers, fühle ich mich am wohlsten, denn hier bin ich weit von allem entfernt, das mich sonst bedrückt. Die harten Blüten der Nakonia-Pflanzen abzutrennen, ist schwere Arbeit, dennoch genieße ich es, die Machete in der Hand zu halten, um mich nur Grün und Insekten.

Die Ernter auf der Plattform sind am stärksten gefährdet, wie der Zwischenfall an meinem ersten Tag mir eindringlich und auf erschreckende Weise gezeigt hat, folglich bin ich immer achtsam, suche den

Himmel ab und zucke bei jedem Schatten zusammen. Die Angst aber ist wie eine Droge, sie berauscht mich, weil jeder Moment mir das Gefühl gibt, es sei etwas Besonderes zu leben.

Das muss Schort gemeint haben, vermute ich, als er davon sprach, dass er glaubt, sein Leben hier hätte Bedeutung.

Angst hatte ich schon vorher, aber es war eine lähmende Angst, die mich in der Enge des Heims von Zeit zu Zeit überkam. Hier ist es anders.

Die Mehrheit der Ernter sind Männer. Sie sehen mich skeptisch an, als hätte ich nichts in ihren erlauchten Kreisen verloren. Es muss in der Verantwortung des zweiten Verwalters liegen, dass ich auf den Feldern arbeite. Aus welchen Gründen er mich hasst, weiß ich nicht, dass er es tut, steht außer Frage.

Was die anderen genau über mich denken, ist mir unklar. Wahrscheinlich ist ihr Machotum dafür verantwortlich, dass sie mich voller Misstrauen betrachten, vielleicht aber hat es auch etwas mit dem Tod von Sosio zu tun. Einige der Männer in seinem Quartier hatten sich laut Schort mit

ihm angefreundet und tragen es mir nach, dass er meinetwegen hingerichtet wurde. Das zumindest ist ihre Sicht der Dinge. Ich werde nicht mit ihnen darüber diskutieren, sondern meide jeden, der mit Sosio vertraut war. Einer von ihnen ist der Muskelprotz mit dem Schnauzer, der mich am Abend des Fests kennenlernen durfte.

Der Tritt in seine Weichteile hat unser Verhältnis nicht entscheidend verbessert.

Heute ist er im zweiten Team und wirft mir bei jeder Gelegenheit böse Blicke zu. Wie es mein Prinzip ist, ignoriere ich ihn, bin aber aufmerksam. Schort hat mich eindringlich gewarnt und gesagt, ich solle ihn und die Männer aus seinem Quartier im Auge behalten. Mit Tar Amon, der mein Team leitet, verstehe ich mich gut. Er ist mit Schort befreundet und die beiden scheinen mich ins Herz geschlossen zu haben, aus welchen Gründen auch immer. Tar Amon ist mürrisch und neigt zu kleineren Ausbrüchen. Wer nicht aufpasst, kann sich eine Ohrfeige oder einen Tritt von ihm einfangen. Er schreibt sich auf die Fahne, bisher relativ wenige Männer verloren zu haben. Schort war einmal sein Vorarbeiter.

Auch an jenem Tag, an dem Schort seinen Arm verloren hat. Irgendwie muss dieses Erlebnis die beiden zu Freunden gemacht haben. Gefahr schweißt zusammen. Allerdings steht mir nicht der Sinn danach, erst einen Arm verlieren zu müssen, bevor ich wahre Freunde finde. Der Schnauzbärtige heißt Nekras Dar und bildet sich etwas auf sein Aussehen ein, wie mir Sura verraten hat. Die Hälfte der weiblichen Eigenen in seinem Quartier hatte bereits was mit ihm. Allem Anschein nach versucht er jetzt, in neuen Gefilden zu wildern und ist mit Sicherheit nicht erfreut darüber, wie ich mein mangelndes Interesse kundgetan habe. Allerdings liegt mir auch wenig daran, auf seiner Liste zu stehen und als Material für seine schmutzigen Gespräche mit den anderen Männern herzuhalten. Iwahla hat mir immer gesagt, ich solle vorsichtig sein, wenn ich mich auf etwas einließe und überhaupt wäre ich dafür noch viel zu jung. Stets habe ich die Augen verdreht, wenn sie mit einer solchen Predigt anfing. Auch wenn ich nicht ohne Interesse bin, was diese Sache angeht, ist da irgendetwas, das mich trotz aller Neugier zurückhält. Und

falls ich meine Ansichten einmal ändere, dann bestimmt nicht wegen eines bärtigen Affen wie Nekras Dar.

Vorsichtig sehe ich zu ihm hinüber. Er schlägt auf die Nakonia-Blüten ein, als stelle er sich vor, es sei mein Hals. Und während er arbeitet und sich anstrengt, schimmert seine Zungenspitze wie ein kleines Tier zwischen seinen Lippen, was ihn noch lächerlicher aussehen lässt als ohnehin. Fast möchte ich lachen bei diesem Anblick, irgendetwas aber hält mich zurück.

Kein Zwarga lässt sich blicken. Unter normalen Umständen ist immer irgendwo eine dieser Echsen unterwegs, wobei ich immer noch nicht verstanden habe, wie sie sich auf der glatten Oberfläche der Stämme festzuhalten vermögen. Weder Zwarga noch einen der kleinen, flinken Vögel, die insektengleich um die Äste schwirren, kann ich ausmachen. Dann bemerke ich die Stille. Es ist, als halte der Dschungel außerhalb der Felder den Atem an. Kein Vogel ruft, kein mir unbekanntes Tier kreischt, es ist unheimlich ruhig.

Ohne nachzudenken, aktiviere ich den Kommunikator unterhalb meiner Plakette.

Das ist ungewöhnlich und darf nur in Notfällen geschehen, aber ich kann nicht anders, als meinem Instinkt zu gehorchen.

„Irgendwas stimmt nicht!“, sage ich und warte auf die Antwort des Obmanns oder des Fahrers.

Tar Amon meldet sich als erster. Auch wenn er immer besorgt wirkt, als würde im nächsten Moment die Welt untergehen, bin ich froh seine Stimme zu hören. Er ist zwar ruppig, aber kein bisschen arrogant und gibt einem deshalb nicht das Gefühl, ein Idiot zu sein. Außerdem achtet er auf seine Leute. Während die anderen bereits zwei Stunden vor der Dämmerung nervös werden und die Eigenen antreiben, damit die Erntevorgaben erfüllt werden, bleibt er ruhig. Manchmal singt er sogar und vergisst dabei, dass der Kommunikator an ist, dann hört man seine Stimme hoch in den Banlo-Bäumen, wie sie in merkwürdigen Rhythmen von Dingen berichtet, die ich nicht kenne. Selbst die Sprache, die er dabei benutzt, ist mir nicht nur in Bruchstücken vertraut. Es sei eine alte Menschensprache, die heute keiner mehr kennt, nur ein paar alte Lieder seien geblieben. Auf Szuslat ge-

be es noch einige Orte, an denen sie gesprochen würde, hat Tar Amon mir erklärt.

„Was stimmt nicht?“, will er nun wissen.

„Es ist so still“, antworte ich und hoffe, dass sich das nicht dumm anhört.

„Geht es vielleicht ein wenig genauer?“, meldet sich der Obmann dazwischen und ihm ist deutlich anzumerken, was er davon hält, wenn ein Erntearbeiter den Kommunikator benutzt, obwohl kein offensichtlicher Notfall besteht.

„Keine Vögel, kein Gekreische und keine Zwargas“, sage ich leise. Tar Amon hat den Tegger ausgeschaltet und jetzt, da der Verbrennungsmotor sein wütendes Brummen nicht mehr erklingen lässt, ist die Stille noch umfassender, bedrückend, als sei ich lebendig begraben.

„Brauchst du Vogelgezwitscher, um arbeiten zu können, oder wie?“, schreit der Obmann.

„Was ist mit dem Hochsitz?“, fragt Tar Amon ruhig.

Das Geschrei des Obmanns blende ich aus. Ich weiß, irgendetwas stimmt nicht. Meine Nackenhärchen richten sich auf, ich

spüre förmlich, dass etwas in der Luft liegt. Am Himmel ist nichts, kein Riseg, keine Vögel, dann aber betrachte ich den Rand des Feldes. Ein unförmiger Schatten ist dort, verborgen zwischen Bäumen mit breiten, fächerartigen Ästen, von denen Lianen herabhängen

Sie bilden einen dichten grünen Vorhang, hinter dem sich etwas bewegt.

„In Sektor rot“, flüstere ich und starre auf das Halbdunkel des Waldes.

„Sektor rot überprüfen“, fordert Tar Amon vehement.

„Was soll da sein?“, regt sich der Obmann auf. Seine Stimme aber hat jene Sicherheit von vorhin eingebüßt. Auch er muss die Stille bemerkt haben.

Bevor die Bestätigung vom Hochsitz kommt, löst Tar Amon Alarm aus. Warum er das tut, ob er mir geglaubt hat oder eines der Instrumente im Tegger die Bedrohung angezeigt hat, weiß ich nicht. Die schrille Sirene erschallt nun und befiehlt allen Erntern, sich so schnell wie möglich ins Innere des Teggers zu begeben. In diesem Augenblick sehe ich den Wazza zum ersten Mal. Er bricht zwischen den Bäumen her-

vor, Lianen und Äste hinter sich her ziehend wie zerrissene Ketten. Er muss fast 12 Meter messen, sein Schädel ist groß, hat eine längliche Schnauze und ein Horn in der Mitte des Kopfes. Der Rücken ist übersät von wulstigen Auswüchsen, die wie riesige Warzen aussehen. Er läuft auf vier Beinen, von denen die hinteren jedoch um einiges stärker sind und ihn mühelos nach vorne katapultieren.

Die Plattform beginnt sich in diesem Moment zu senken, ich aber weiß, es wird nicht schnell genug gehen. Unmöglich, das Innere des Teggers rechtzeitig zu erreichen. Es bleibt nur eine Möglichkeit. Ich packe den Ast über mir. Im letzten Moment ziehe ich mich an ihm empor und schneide mir dabei in die Hände an den scharfen Blättern der Nakonia auf. Der Schmerz kommt mit einigen Sekunden Verspätung, ein Brennen, das sich anfühlt, als hätte man mir Salz in die Wunde gerieben. Ich schreie nicht, klammere mich nur fest und hoffe, dass es nicht der Tag ist, an dem ich mein Leben auf den Feldern verliere.

Der Wazza steuert den Tegger in Sektor rot an. Genau das, was ich befürchtet hatte,

passiert dort. Bevor die Ernteplattform eingefahren ist, hat der Wazza das Gefährt erreicht. Nekras Dar schreit irgendetwas, das im markerschütternden Kreischen des Ungetüms unhörbar bleibt. Der Wazza wirft sich gegen den Tegger und Nekras springt ungelenk aus seinem Korb. Für den Moment rettet ihm eben dieser Sprung das Leben, denn ein Lichtbogen überzieht jetzt den Tegger. Der Fahrer muss die Abwehranlage aktiviert haben, die Außenhülle des Teggers steht unter Strom. Wäre Nekras nicht aus dem Korb geschleudert worden, hätte ihn der Stromschlag in einen großen verkohlten Klumpen verwandelt. Der Wazza wankt, weicht irritiert zurück, als verstehe er nicht, welche Kraft ihn in seine Schranken weist. Dann aber richtet er sich auf und greift den Tegger erneut an. Der nicht vollständig eingefahrene Erntekorb bricht wie ein trockener Grashalm. Der Tegger droht zu kippen, doch der Fahrer startet durch und flieht in Richtung Solum, ohne sich um das zu kümmern, was auf dem Feld passiert.

Unterdessen ist Nekras Dar wieder auf den Beinen oder zumindest auf einem Bein.

Er hat sich verletzt, humpelt in Richtung des zweiten Teggers in die blaue Zone und hat keine Chance, ihn rechtzeitig zu erreichen. Schon hat der Wazza ihn entdeckt und setzt seiner Beute nach. Das ist der Moment, in dem Tar Amon sich als sehr tapfer erweist, denn es gehört Mut dazu, sich einem Ungetüm wie diesem entgegenzustellen. Er steuert den Tegger auf Nekras Dar zu, und ich weiß, dass er die Hand über den roten Knopf hält, bereit den Stromstoß auszulösen. In einem engen Bogen umkurvt er Nekras und öffnet die hintere Luke. Jetzt sind die Insassen des Fahrzeugs ungeschützt. Der Wazza kann sein längliches Maul hineinschieben und einen nach dem anderen packen, als wären sie Insekten in einer Höhle, die keinen ausreichenden Schutz bietet. Einer der Ernter greift Nekras an der Hand und zieht ihn ins Innere. Die Luke schließt sich in eben jenem Moment, als der Wazza den Tegger erreicht und mit seiner Schnauze einen der Vollgummireifen attackiert. Der bekannte Lichtschimmer flammt auf, so dass ich für Sekundenbruchteile geblendet bin. Dann sehe ich, wie der Wazza zurückwankt, benommen und irri-

tiert. Dabei kommt er meinem Baum sehr nahe, streift ihn fast und hält plötzlich inne, als wittere er etwas. Ich halte die Luft an, spüre wie meine Hände brennen und da sehe ich den Tropfen – es ist nicht der erste –, der zu Boden fällt. Er riecht mich, riecht, dass ich verwundet bin. Langsam, ganz langsam verdreht er seinen Kopf und eines seiner roten Augen mit den unförmigen Pupillen sieht mich an. Irgendwann einmal habe ich mir vorgenommen, meinen letzten Gedanken auf dieser Welt Iwahla und Asam zu widmen. „Wo immer ihr jetzt seid“, sage ich leise, während sich der Wazza aufrichtet, um zum Sprung anzusetzen. Sein Schwanz hat gute vier bis fünf Meter, dennoch ist er fast 10 Meter groß, wenn er sich aufrichtet. Ich hatte mich verschätzt, was seine Länge betrifft. Er ist deutlich größer als gedacht. Mit einem Mal springt er ab und schnappt nach mir. Ich halte den Atem an, mein ganzer Körper ist so angespannt, dass es wehtut. Ich erwarte das Ende, rieche einen betäubenden Gestank nach verfaultem Fleisch, aber er verfehlt mich um ein bis zwei Meter. Wieder duckt er sich, sammelt alle Kraft, um erneut zu springen

und dieses Mal wird er mich zweifellos erreichen. Ich denke nicht mehr, atme nur aus und hoffe auf ein schnelles, gnädiges Ende.

Ein metallisches Knirschen reißt mich aus meiner Starre. Der Wazza zuckt zusammen, wird zur Seite geworfen und kreischt wütend auf. Ich sehe den Tegger, dessen vordere Panzerung stark beschädigt ist. Die Scheibe durchziehen tiefe Risse. Tar Amon hat das Ungetüm gerammt und am Sprung gehindert, das Fahrzeug aber ist jetzt bewegungslos, der Motor aus, ein Reifen zerfetzt, noch einmal wird ihm ein solches Manöver nicht gelingen. Im Gegenteil, nun ist der Tegger ein Nachteil für mich, denn der Wazza macht etwas, was ich ihm nicht unbedingt zugetraut hätte. Das Tier steigt auf den Ernter, der sich unter dem zusätzlichen Gewicht in den feuchten Boden drückt und knirscht, als würde er jeden Moment zerbersten.

Das war es dann.

Definitiv.

Jetzt wird er hoch genug springen können, um mich mit seinen Kiefern zu packen

wie ein winziges Beutetier. Beute, nichts anderes bin ich für ihn.

Wie ein Tier habe ich gelebt, jeder Tag war ein Kampf ums Überleben, und wie ein Tier werde ich auch sterben. Die Furcht aber soll mit mir ein Ende finden, denn sie gehört allein in diese Welt. Ich schließe nicht mehr die Augen, sondern betrachte den Wazza, wie er mich betrachtet und sich langsam streckt, als bestehe jetzt kein Grund zur Eile mehr. Wieder sieht mich eine seiner formlosen Pupillen an und ich meine einen Verstand in diesem monströsen Schädel zu erkennen. Die Zeit steht still, ich habe keine Angst mehr, denn mir ist, als wäre Iwahla bei mir. Ich werde wieder bei ihr sein und sie in die Arme nehmen. Alles um mich herum verliert an Bedeutung bei diesem Gedanken.

Plötzlich, ohne dass ich begreife, was geschieht, stürzt der Wazza, krümmt sich vor Schmerz auf dem Boden und mir scheint es, als würde ich aus einem Zwischenreich zurückkehren, das jenen vorbehalten ist, die leben müssen, obwohl sie bereits die Schatten gesehen haben. Ich höre dumpfe Explosionen, sehe, wie der Erdbo-

den rings um den Wazza aufgewirbelt wird und schwarzes Blut das Grün der Pflanzen färbt. Das Tier schreit ein letztes Mal zornig, dann flieht es, während aus dem Dunkel des Dschungels ein Secubot und vier Bewahrer treten. Mit mechanischer Gleichgültig nähern sie sich. Niemals hätte ich es für möglich gehalten, beim Anblick dieser Metallungetüme Freude zu verspüren und doch ist es so. Es hat den Anschein, als fänden wir Menschen nur im Schatten des Ungeheuren Platz für unsere unsinnig kleinen Leben.

Vorbehalte

Unnötig zu erwähnen, dass wir an diesem Tag die Erntevorgaben nicht erfüllten. Vierhundert Kilo Nakonia-Rohmaterial, zwei kaputte Tegger, einen Erntearbeiter mit kompliziertem Beinbruch, der wahrscheinlich nie mehr richtig laufen wird. Das sind die Ergebnisse dieser Ernte.

Am nächsten Tag sind Reparaturen angesagt. Die Arbeit auf den Feldern ruht nach diesen Ereignissen. Zunächst wird das

Gebiet rund um die betroffenen Zonen gesichert und Jagd auf den verletzten Wazza gemacht. Tar Amon hat mir erklärt, dass ein verletztes Tier noch gefährlich ist als ein gesundes, weil ein Wazza, der seiner normalen Beute nicht mehr nachstellen kann, wird in jedem Fall weiterhin die Tegger angreifen.

Der zweite Verwalter hat mich heute für die Verarbeitungshalle eingeteilt und dort gibt es genug für mich zu tun. Ich überwache ein Becken, in dem das zerkleinerte Nakonia vorgereinigt wird.

Ein Teil der Droge wird aus den Pflanzenstängeln extrahiert, der größere Teil aber ist in den Blüten enthalten, welche nach Reinigung der Vakuumdestillation unterworfen werden. Die Lösung im Becken stinkt ätzend und blubbert wie ein Sumpf. Von Zeit zu Zeit wird die ganze stinkende Mischung abgelassen und erneuert. Einmal pro Tag muss das Becken gereinigt werden. Das wird meine Hauptaufgabe für diesen Dienst sein. Im Moment aber köchelt alles friedlich vor sich hin und ich genieße eine kurze Erholungszeit. Meine Hände sind bandagiert, aber außer ein paar kleinen

Schnitten habe ich keine Schäden davongetragen. Allerdings musste ich über eine Stunde auf dem Banlo ausharren, bevor ein Ersatzfahrzeug mit Ernteplattform kam, um mich herunterzuholen. Meine Beine und Arme schmerzten furchtbar, weil ich mich so lange mit aller Kraft an einem Ast festgehalten hatte. Das Gefühl, noch am Leben zu sein, war und ist jedoch stärker als jeder Nakonia-Rausch. Meine brennend wunden Handflächen, der beißende Geruch in meiner Nase, all das kümmert mich kaum. Ich habe den Angriff eines Wazzas überlebt und was hat Schort gesagt? Wem das gelingt, der bringt Glück. Genauso fühle ich mich. Ich habe in Glück gebadet und eine weitere Runde auf dem Karussell des Lebens gewonnen.

Gegen Mittag kommt Schort zu mir und sieht mich an, als könne er nicht fassen, dass es mich immer noch gibt.

„Wir sind jetzt sozusagen Geschwister", sage ich euphorisch.

„Wieso das?", will er wissen und betrachtet mich voller Skepsis.

„Na ja, ich habe jetzt auch den Angriff eines Wazzas überlebt, bin also ein Glücksbringer so wie du."

Sein Lächeln währt nur kurz, dann nickt er verdrossen. „Im Grunde genommen schon, nur leider gibt es Schwierigkeiten."

Was er damit meint, verstehe ich nicht, aber sein Gesichtsausdruck verrät schlechte Neuigkeiten. Unter uns brodelt der Nakonia-Sud vor sich hin und die Dämpfe steigen empor, bis es uns in den Augen brennt.

„Die anderen sind nicht so gut auf dich zu sprechen, Sonnenschein."

„Welche anderen?", will ich wissen.

„Die Ernter aus Quartier 2, Freunde von Nekras Dar."

Ich schüttele den Kopf, als wäre mir das herzlich egal. „Nekras ist ein Idiot, der nur noch am Leben ist, weil ich den Wazza frühzeitig bemerkt habe. Es gibt keinen Grund, schlecht auf mich zu sprechen zu sein. Ich kann nichts dafür, dass sein Knochen wahrscheinlich nicht mehr richtig zusammenwachsen wird."

Schort zuckt mit den Schultern und betrachtet den Sud im Becken. „Du hast vielleicht Recht, aber das ändert gar nichts."

„Wieso geben sie mir die Schuld für etwas, das ich nicht zu verantworten habe? Ich verstehe das nicht."

„Das ist genau der Punkt."

Verständnislos betrachte ich den Obmann. „Was?"

„Sie verstehen nicht, wieso du den Wazza bemerkt hast. Und sie können nicht begreifen, wie du überleben konntest. Niemand hat sich bisher auf einem der Banlos festgeklammert und ist davongekommen."

„Hätte ich mich ihm vorwerfen sollen wie ein Stück Fleisch. Bin ich jetzt schuld, weil ich noch lebe?"

Schort sieht mir direkt in die Augen und schüttelt den Kopf. „Nein, bist du nicht, nicht für mich. Die meisten Eigenen aber denken anders. Sie sind abergläubisch und wenn jemand einen Wazza sieht, obwohl der Hochsitz und die ganze Technik ihn noch nicht wahrgenommen haben, glauben sie an Flüche, Hexen und was weiß ich. Die Menschen auf Baldain sind von Geistern und höheren Mächten geradezu besessen."

„Aber das hat nichts mit höheren Mächten zu tun, ich war doch nur achtsam, je-

dem wäre die Stille aufgefallen, jedem der Ohren hat und hört", protestiere ich.

„Nein, den meisten wäre rein gar nichts aufgefallen", widerspricht mir Schort. „Nakonia macht stumpf, schränkt mit der Zeit die Wahrnehmung ein. Ich habe dir gesagt, dass die Droge dich zu einem Zombie macht. Die Eigenen in Quartier 2 leben in ihrer eigenen Sphäre und du bist für sie unheimlich, nach allem, was passiert ist. Und alles Unheimliche ist definitiv eine Bedrohung."

„Und was soll ich jetzt tun?"

Schort schweigt, sieht mich mit leerem Blick an, als seien ihm die Ideen ausgegangen. „Aufpassen wäre mein Tipp."

„Aufpassen?"

Er nickt und zuckt mit den Schultern, als wisse er, wie schwammig und nutzlos dieser Vorschlag mir erscheinen muss.

„Wenn die Typen aus Quartier 2 mich fertigmachen wollen und außerdem der zweite Verwalter noch etwas gegen mich hat, wofür einiges spricht, kann ich gleich einpacken und in diese Suppe springen. Das geht wenigstens schnell."

Irgendwo in der Halle pfeift eine Maschine, worauf ein gelbes Licht am Destillationsturm zu blinken beginnt. Das bedeutet, dass der Produktionsprozess abgeschlossen ist, das Destillat wird nun stark gekühlt und dann chemisch weiterverarbeitet.

„Du bist die Letzte, die in diese Brühe springen würde oder sich sonst irgendetwas antun. Ich habe mir die Geschichte von Tar Amon sehr genau erzählen lassen, wie du dich an den Banlo geklammert hast, mit aller Kraft. Ich weiß ganz sicher, dass du hier nicht krepieren willst, also lass uns ein Auge auf die anderen werfen und wir finden eine Lösung. Vertrau mir."

Immer wieder läuft es auf Vertrauen hinaus. Erst Satya, dann Schort. Woher soll ich so viel Vertrauen nehmen? Das ist eine Kunst, die ich nie erlernt habe.

Manchmal musst du einfach vertrauen, sagt Iwahlas Stimme in meinem Kopf.

„Ok", antworte ich und beiße mir auf die Lippen.

„Ich rede mit Misour, vielleicht hat er eine Idee."

Harlat Misour, der erste Verwalter. Einer von den Guten, hoffe ich. Noch mehr Vertrauen in einer Welt, in der am Ende jeder sich selbst der Nächste ist. Für den Anfang werde ich nachts mit einem offenen Auge schlafen und auf mich vertrauen. Was den Rest betrifft, man wird sehen.

Isolation

Es fängt beim Morgen-Hirwa an. Sura blickt in ihre Schüssel, als untersuche sie den Inhalt auf unbekannte Zutaten. Markat kratzt sich am Ohr und starrt dumpf geradeaus. Bend sitzt schweigend daneben und vermittelt den Eindruck, von schwerer Krankheit genesen zu sein. Suras Freundin Mila betrachtet mich aus den Augenwinkeln, nur um schnell ins Leere zu schauen, sobald ich ihren Blick erwidere. Keiner sagt etwas. Seit ich mich zu ihnen gesetzt habe, herrscht eisiges Schweigen. Die Stille ist fast so bedrohlich wie auf den Feldern vor dem Angriff des Wazzas. Es fällt mir schwer, meinen Brei hinunterzuwürgen, dabei mag ich süßen Hirwa noch am liebs-

ten und kann es nicht leiden, wenn man mir mein Frühstück vermiest.

„Alles ok?", frage ich Sura, als ich das Schweigen nicht mehr ertrage.

Nur kurz hebt sie den Kopf und nickt, sagt jedoch kein Wort.

Stattdessen meldet sich Mila zu Wort. „Nichts ist ok", zischt sie über den Tisch und schiebt sich wieder den Löffel in den Mund.

„Was hast du gesagt?", frage ich, obwohl ich jedes Wort verstanden habe. Mein Puls beschleunigt.

„Nichts ist ok, gar nichts ist ok und vor allem nicht du."

„Spinnst du? Hab ich euch irgendwas getan? Was soll das?" Trotz Schorts Warnung bin ich erschrocken über diese Anfeindung.

Markat kaut unberührt weiter, die anderen halten inne, Mila aber gefällt sich in der Rolle der Wortführerin. „Wer mit dir zu tun hat, der ist doch so gut wie tot. Zwei Männer hast du auf dem Gewissen und das in nicht einmal drei Wochen."

„Haben sie dir irgendwas in den Hirwa getan, du blöde Bawa." Ich weiß nicht, ob

Mila Bawas kennt, aber es kümmert mich nicht. Es sind dumme, fette Tiere, die in der Kanalisation von Oldekka leben und furchtbar stinken, wenn man ihnen zu nahe kommt. Meine Worte erzielen in jedem Fall die gewünschte Reaktion.

„Halt deine Fresse, du bist eine verdammte …"

„Lass sie", befiehlt Markat. „Sie hat uns nichts getan und dieses ganze Gerede über Pech geht mir auf die Nerven."

Mila ist offensichtlich erstaunt, weil ihr Markat in den Rücken fällt. „Aber sie bringt doch Pech. Schau dir doch nur Nekras Dar an und dann erst Sosio."

„Sosio war ein Idiot und über Nekras Dar kann ich nichts sagen."

„Es ist nicht normal, wenn zwei Männer sterben, in so kurzer Zeit.'

„Nekras ist nicht tot, er ist aus der Plattform gefallen und hat sich ein Bein gebrochen, das ist alles."

„Von wegen", zischt Mila mich an, „er wird verkauft und was denkst du, wer ihn mit dem verkrüppelten Bein noch brauchen kann?"

Erwischt. Ich weiß die Antwort, aber kann sie nicht aussprechen. Nicht einmal Nekras wünsche ich ein solches Schicksal. Es steht außer Frage, dass sie ihn in eine Biofabrik bringen werden.

„Da fällt dir nichts mehr ein, was?“, giftet sie mich voller Hass an.

„Ohne mich wäre er auf den Feldern gestorben“, wehre ich mich mit leiser Stimme.

„Das wäre ein schneller Tod gewesen. Jetzt wird er qualvoll in den Fabriken draufgehen.“

„Es reicht“, mischt sich Sura ein.

„Zwei Männer reichen, das stimmt”, kontert Mila, die nicht mehr zu bremsen ist. „Und was passiert als Nächstes? Lockt sie wieder einen Wazza an, damit wir alle krepieren?”

„Ich habe keinen Wazza angelockt”, sage ich, aber es klingt wenig überzeugend.

„Was hast du dann? Niemand bemerkt diese Dinger einfach so. Das ist nicht normal.”

Gerade will ich zu einer letzten Verteidigung ansetzen, erklären, warum ich die Gefahr frühzeitig bemerken konnte, als ein Bewahrer sich hinter uns postiert.

Alle schweigen nun, eingeschüchtert durch die Präsenz der Maschine. Die Blechnäpfe werden geleert, dann steht einer nach dem anderen auf. Schort hatte recht. Mir stehen schwere Zeiten bevor. So hatte ich mir mein neues Leben nicht vorgestellt. An welcher Stelle hat das alles nur begonnen, in die falsche Richtung zu laufen? Ich weiß es einfach nicht.

Am Abgrund

Wieder ist das Extraktionsbecken meine Aufgabe. Ich stehe mir die Beine in den Bauch, es brennt in meinen Augen und ich wünsche mir stattdessen auf den Feldern zu arbeiten. Niemand würde mir glauben – ausgenommen vielleicht Schort –, wenn ich erzählte, dass ich lieber dort draußen mein Leben riskiere, als an diesem Becken zu degenerieren. Mir fehlt der Dschungel, das Grün, die Luft, all die Gerüche und das Wimmeln und Wuseln der Insekten. Selbst die Zwargas, welche listig aus ihren Baumhöhlen schauen und auf Beute lauern, vermisse ich.

Aber statt auf der Plattform mit der Machete in der Hand Nakonia-Blüten zu ernten, muss ich an diesem künstlichen Sumpf Wache stehen, falls irgendetwas passiert, eine Pumpe versagt, eine Ablassventil klemmt oder eine der Chemikalien-Konzentrationen nicht stimmt. Leider passiert fast nie etwas. Es blubbert und brodelt nach Zeitplan, das Becken wird abgelassen, ich schufte eine Stunde, dann beginnt das ganze von vorne. Es ist eine Tortur.

Schort kommt gelegentlich vorbei, plaudert mit mir und verdrückt sich wieder, weil auch ihm die Dämpfe Tränen in die Augen treiben und er keine Lust hat, länger als nötig in der Verarbeitungshalle Zeit zu verbringen. Immerhin hat er versprochen, mir eine Schutzbrille zu organisieren, bis jetzt aber dieses Versprechen noch nicht eingelöst. Und so reibe ich mir die Augen wund und wünsche mich auf eine Plattform hoch über dem Boden, über dem Dschungel, weit weg von Extraktionsbecken und lästigen Mitmenschen.

„Na Wildkatze, wie gefällt dir deine neue Stelle?“, fragt jemand in meinem Rücken.

Erschrocken drehe ich mich um, wobei ich wegen der Dämpfe und des Schwindelgefühls, das sie erzeugen, ins Taumeln gerate.

Nimraha hält mich und grinst mir unverhohlen schadenfroh ins Gesicht. Schnell winde ich mich aus seinem Griff und weiche zwei Schritte zurück. Hinter mir blubbert das Extraktionsbad, als sei in diesem Sud ein lebendes Wesen unterwegs, das nur darauf wartet mich zu packen. Nichts aber kann in diesem Becken länger als ein paar Minuten überleben. Die Ränder sind glatt und bestehen aus kaltem Edelstahl. Wieder hinauszuklettern, wenn man erst einmal hineingefallen ist, dürfte unmöglich sein.

„Ein Dankeschön wäre angebracht, stell dir vor, ich hätte dich nicht festgehalten und du hättest dein Gleichgewicht verloren und wärst rückwärts hineingefallen“, sagt Nimraha.

Ich schweige, sehe ihn einfach an und wäge ab, wie es mir gelingen könnte, an ihm vorbeizugelangen. Die Brüstung oberhalb des Beckens ist schmal, die Wand dahinter von Rohrleitungen und Bedienelementen bedeckt. Dort hinaufzuklettern,

wäre möglich, aber was soll ich machen, wenn ich an der Decke bin? Nimraha könnte mich einfach paralysieren, und ich würde hinunterfallen wie reifes Obst am Erntetag. Schlimmstenfalls stürze ich dabei in das Becken oder breche mir wenigstens sämtliche Knochen.

Es ist untypisch für mich und kostet mich Überwindung, aber die beste Option ist es wohl, ihn in ein Gespräch zu verwickeln, abzulenken, zu besänftigen.

„Stimmt was nicht? Der Sud ist in Ordnung, noch zwei Stunden Extraktion, dann wird das Becken abgelassen“, informiere ich den Verwalter und versuche, gelassen zu wirken.

Er betrachtet das Becken wie einen Haufen Wazza-Scheiße, in den er fast getreten wäre, dann grinst er mich wieder an.

„Ich bin nicht wegen des Beckens hier. Es gibt Wichtigeres.“

„Warum dann?”, beeile ich mich zu fragen. „Wenn Sie den Unfall mit dem Wazza auf den Feldern meinen, da kann ich nichts für.“

„Ach der Unfall?“ Er schüttelt den Kopf, als bedauere er, was dort passiert ist. „Natürlich bist du da völlig unschuldig, was?“

„Ich habe lediglich den Wazza frühzeitig bemerkt, das war alles. Hab nur im richtigen Moment hingeschaut.“

„Das sehen nicht alle so. Die meisten glauben, du hättest merkwürdige Fähigkeiten und seist eine Bedrohung.“

„Das ist Blödsinn. Ich habe nur zwei Ohren und zwei Augen und kann sehen.“ Ich versuche zu lachen, aber es hört sich so aufgesetzt an, als hätte ich einen schlechten Witz nicht verstanden.

„Vielleicht sollten wir mal überprüfen, ob bei dir alles normal ist“, sagt der zweite Verwalter und seine Hand legt sich um den Paralysator.

An der schmalsten Stelle ist das Becken vier Meter breit. Wenn ich mich anstrenge, ist es mir vielleicht möglich, hinüberzuspringen. Ich habe noch nie versucht, fast ohne Anlauf einen solchen Satz zu machen und wenn die Umstände andere wären, würde ich es gewiss auch nicht in Erwägung ziehen.

„Wir auf Baldain glauben“, setzt der Verwalter seine Rede fort, „dass Menschen, die mit Geistern in Verbindung stehen, Male am Körper haben. Und es gibt viele Geister auf Baldain, das kannst du mir glauben.“ Sein Blick wandert von meinem Kopf zu meinen Füßen. Mir wird kalt und heiß zugleich. Immer lauter blubbert der Sud in meinen Ohren und vermischt sich mit dem Pochen meines Herzens. Eine Träne läuft über meine Wange. Hastig wische ich sie weg. Es sind nur die Dämpfe und Nimraha soll nicht glauben, ich würde seinetwegen weinen.

„Zieh dich aus, damit wir überprüfen können, ob du Male am Körper hast. Los!“

Nun hält er den Paralysator in seiner Hand.

„Nein!“, antworte ich mit fester Stimme, womit der Verwalter allem Anschein nach gerechnet hat. Ohne mich aus den Augen zu lassen, winkt er mit seiner freien Hand, einen Wächter herbei, der bis dahin halb verborgen hinter einem Tank gewartet haben muss. Der Mann tritt neben ihn und wartet auf weitere Instruktionen. „Halt sie

fest, ich mache den Rest. Die Arme auf den Rücken und dann wird es gehen."

Der Wächter nickt und setzt sich in Bewegung, die Arme ausgebreitet, damit ich nicht an ihm vorbeihusche. Drei Schritte bleiben mir, um zurückzuweichen, wenn ich langsam bis an den Rand gehe, verliere ich jede Anlaufmöglichkeiten und werde nicht über das Becken springen können. Ich muss mich entscheiden. Der Sud ist grün und sieht selbst von hier so giftig aus, als würde nur ein Tropfen genügen, um einen Menschen zu töten. Ich weiß, es wird mir zumindest die Haut verätzen, falls ich es nicht schaffe. Daran aber will ich nicht denken. Ich drehe mich abrupt, mache drei Schritte und stoße mich von der Kante ab. Im Sprung ahne ich bereits, dass es unmöglich ist, die andere Seite zu erreichen. Ich mache mich lang und greife mit den Fingern die Kante des gegenüberliegenden Beckenrandes. Es ist, als würde mir ein Riese die Arme und Finger ausreißen. Meine Füße tauchen in den Sud. Schnell ziehe ich sie höher und trete gegen die Wand, um Halt zu finden. Vergebens. Immer wieder rutschen die nun feuchten Sohlen ab. Der Sud

brennt an meinen Waden und der Schmerz wird mit jedem Moment größer. Ich bin nicht schwach, mein Körper ist leicht, ich kann es schaffen, mich alleine mit meinen Armen nach oben zu ziehen, wenn ich mich anstrenge.

„Rüber, los“, schreit Nimraha und die Schritte des Wächters hallen über den Metallboden.

Sie werden nicht lange brauchen, um das Becken zu umrunden. Eine Treppe geht es hinab, an den Pumpen und dem Ablass vorbei, dann wieder eine gewundene Treppe hinauf. Ich muss mich konzentrieren, jetzt gleich, sonst werden sie mich kriegen. Raus aus der Halle, weg von Nimraha, diesem Schwein. Weiter denke ich für den Moment nicht.

Ich nehme alle Kraft zusammen, schreie vor Anstrengung, ziehe mich hoch und finde mit einem Fuß an der Kante Halt, so dass es mir gelingt, mich ins Sichere zu rollen.

Völlig erschöpft bleibe ich liegen.

Der Wächter ist bereits auf der Treppe und wird gleich bei mir sein. Wenn ich nicht aufstehe, war alles umsonst. Also

springe ich auf, spüre, wie sich die Reste des Suds in meine Haut fressen, und laufe los. Hinter dem Becken sind die Zuflussröhren zu den Chemikalientanks, daneben eine Tür, die ins Freie führt. Nicht mehr als 30 Meter bis dorthin. Hinter mir sind die Schritte des Wächters, aber ich halte ihn auf Distanz und sehe bereits den rettenden Ausgang.

Plötzlich verliere ich das Gleichgewicht, stolpere über irgendwas und schlage der Länge nach hin.

Ein Fuß drückt meinen Kopf in den Dreck, bis ich mein Ohr nicht mehr spüre.

„Wohin denn so eilig, kleine Wildkatze?" Nimraha steht über mir. Auch wenn ich sein Gesicht nicht sehe, erkenne ich doch seine Stimme. Er hat mitgedacht und vorausgesehen, welchen Fluchtweg ich einschlagen würde. Während der Wächter die Treppe genommen hat, um mich zu hetzen, ist der Verwalter außen herumgegangen, direkt zum Ausgang, der zu den Tanks führt.

So leicht aber werde ich es ihm nicht machen. Er steht nur auf einem Bein, während das andere meinen Kopf fixiert, also

drehe ich mich und trete mit aller Kraft gegen sein Standbein, schon fällt er mit einem klatschenden Geräusch zu Boden. Ich aber bin schon wieder auf den Beinen und sprinte die verbleibenden Meter bis zur Tür, bete dabei, dass sie nicht verschlossen ist. Der Griff gibt nach, die Tür schwingt auf und das Sonnenlicht blendet mich.

„Zola!", ruft mich eine Stimme und ich bin so benommen, dass ich zunächst nicht erkenne, wer da mit mir spricht. Es ist Schort. „Zola, was machst du denn da?"

Nimraha kommt fluchend aus der Halle, gefolgt vom Wächter, der seinen Paralysator gezogen hat und auf mich zielt. Langsam gewinnt die Welt wieder an Konturen.

„Ich habe nichts gemacht", rufe ich und reiße beide Hände nach oben.

„Diese kleine Hexe will sich nicht untersuchen lassen. Wir haben den Verdacht, dass sie mit Nakonia dealt, deswegen war eine Leibesvisitation angesetzt, aber sie haut einfach ab", schreit der zweite Verwalter wütend.

„Ich habe kein Nakonia, nie gehabt, das weißt du", sage ich zu Schort und erst jetzt

bemerke ich eine zweite Person neben dem Obmann: Harlat Misour.

„Runter mit dem Paralysator", sagt der erste Verwalter mit ruhiger Stimme. „Ich kümmere mich darum."

„Aber sie …", wendet Nimraha ein.

„Kein aber", sagt Misour, ohne die Stimme auch nur im Geringsten zu heben. „Ich habe gesagt, ich mache das. Ich nehme an, es gibt noch andere Tätigkeiten, die deine Aufmerksamkeit verdienen, Nimraha Liso? Wichtige Aufgaben, denke ich, denn die Produktion hat in den letzten zwei Monaten stagniert. Ich habe heute Morgen erst mit dem Besitzer darüber gesprochen. Er ist nicht erfreut von dieser Entwicklung. Du musst dich stärker darauf konzentrieren, dass die Ernte reibungslos läuft, sonst wird das Konsequenzen haben."

Nimraha hält Harlats Blick nur kurz stand, dann wendet er sich ab und geht ohne jedes weitere Wort. Der Wächter folgt ihm auf dem Fuß, ganz der dressierte Hund, der er ist. Der Spuk ist vorbei, für den Moment zumindest.

„So, meine Liebe, wir hätten dann einiges zu besprechen. Aber erst einmal solltest

du dich umziehen, bevor sich der Stoff in die Haut frisst", er deutet auf meine von grünlicher Extraktionsbrühe überzogenen Schuhe und die verfärbten Hosenbeine.

„Wenn das Extraktionssud ist, muss das sofort runter", fügt Schort besorgt hinzu.

So schnell es eben geht, reiße ich mir Hose und Schuhe vom Leib und lasse sie achtlos im Staub liegen.

„Ein Besuch in den Hygieneräumen scheint mir empfehlenswert", sagt Harlat, als ich in Unterwäsche und T-Shirt vor ihm stehe.

„Wir sprechen uns in 15 Minuten in deinem Quartier und jetzt geh."

Schort bedeutet mir zu gehorchen und ich bin froh darüber, für den Moment entlassen zu sein. Ein paar Männer vor dem Haupteingang der Halle starren in meine Richtung. Ich kümmere mich nicht darum, sondern gehe mit schnellen Schritten – der Sand unter meinen nackten Füßen ist heiß – in mein Quartier, um mir die ätzende Flüssigkeit abzuwaschen. Gerettet bin ich nicht, alles, was mir Harlat verschafft hat, ist eine kurze Auszeit. Eine Pause, um mir

meine beschissene Lage vor Augen zu führen und meine Wunden zu lecken.

Neuigkeiten

Die Schuhe haben das meiste abgehalten, nur eine starke Rötung oberhalb meiner Fesseln zeigt, wo ich Kontakt mit dem Sud hatte. Es kostet mich Überwindung, nicht an den betreffenden Stellen zu kratzen, was wahrscheinlich eine Entzündung zur Folge hätte. Körperlich mag ich halbwegs intakt sein, dennoch ist meine Situation schlimmer denn je. Die anderen misstrauen mir und der zweite Verwalter tut alles, um mich zu demütigen. Bis jetzt habe ich zweifelsfrei Glück gehabt, noch einmal werde ich ihm jedoch kaum entkommen. Das Netz zieht sich enger. Ich bin Nimraha beinahe schutzlos ausgeliefert, sofern nicht gerade Misour in der Nähe ist.

So dumm es erscheinen mag, bei genauer Betrachtung müsste ich fliehen. Iwahla hat mehrfach von Kolonien freier Menschen erzählt, die niemand untertan wären. Baldain ist dünn besiedelt, nur wenige Besitzer

organisieren den Anbau und den Vertrieb von Nakonia, außerhalb der Distriktstädte leben im Wesentlichen nur Eigene, die auf den Plantagen arbeiten. Warum sollte es irgendwo auf dieser einsamen Welt nicht eine Menschensiedlung geben?

Kann das sein oder verliere ich mich in haltlosen Spekulationen? Aber selbst wenn es so eine Siedlung geben sollte, wäre es mir ja fast unmöglich, sie zu erreichen. Im Moment weiß ich nicht einmal, wie ich über den verdammten Sicherheitszaun kommen könnte. Ganz abgesehen davon, dass dahinter der Dschungel wartet, in dem es zahllose Gefahren gibt, deren Namen ich nicht einmal zu nennen vermag. Ich bin ein Stadtkind, wie soll ich in einem Urwald wie diesem überleben? Wenn ich den Gedanken weiterspinne, gelange ich zwingend zu der Frage, wie es Menschen möglich sein soll, dort draußen ohne Waffen und Schutzzäune eine Kolonie zu errichten. Die Menschen dort bräuchten Verteidigungseinrichtungen, eine Infrastruktur, Felder, um Nahrung anzubauen. Nein, es ist unmöglich, dass all das im Dschungel existiert. Wahrscheinlich waren Iwahlas Geschichten nur Märchen,

wie man sie Kindern erzählt, um sie mit blinder Hoffnung zu betäuben. Wer träumt und sich in Träumen verliert, erträgt sein Schicksal leichter.

„Gesäubert und wohlbehalten?" Der erste Verwalter steht vor mir, beide Arme in die Hüften gestemmt, in einen blauen Aminoanzug gekleidet, der sich sehr eng um seine rundliche Taille schmiegt.

Vorsichtig nicke ich und spüre, wie meine Nervosität zunimmt. Was will Misour mir sagen? Er ist der erste Verwalter, ihm obliegt es, Leuten mitzuteilen, wenn sie verkauft werden. Ist es das? Habe ich so viel Verdruss in meinem Umfeld erzeugt, dass Harlat Misour fürchtet, ich könnte zu einem Problem werden und Unruhe unter den Eigenen auslösen? Nun, damit liegt er leider nicht ganz daneben, auch wenn ich nicht weiß, was ich eigentlich falsch gemacht habe. Am Ende hat es wohl etwas mit mir zu tun. Ich bin nicht die geborene Eigene, die keine Probleme bereitet, sich ihrem Schicksal ergibt und sich alles gefallen lässt. Wäre ich an jenem Tag in den Hygieneräumen netter zu Nimraha gewesen, hätte vielleicht alles anders kommen können.

Wer nicht bereit ist, zu Diensten zu sein, sich hinzugeben und bedingungslos zu gehorchen, wird Probleme bekommen, das war mir schon immer klar. Iwahla hat mir einmal, als Asam nicht dabei war, gesagt, dass Frauen Männer zu ihrem Nutzen manipulieren vermögen, wenn sie ihre Schönheit entsprechend einsetzen. Ich wollte davon nichts wissen und Iwahla zuckte mit den Schultern und meinte, ich würde darüber irgendwann vielleicht anders denken. In diesem Punkt lag sie wohl falsch, es ist wider meine Natur. Ich bin kein Kätzchen, wie der zweite Verwalter es sich wünscht. Eher eine knurrende Wölfin, die keinen an sich heranlässt.

„Geht es dir gut?", fragt Harlat, weil ich vor lauter Gedanken nicht gleich antworte.

„Nur ein paar Reizungen über den Knöcheln, aber sonst ok. Ich könnte morgen schon wieder auf den Feldern arbeiten." Flehend sehe ich ihn an. Zu allem bin ich bereit, aber in eine Biofabrik will ich nicht verkauft werden. Das wäre das Schlimmste, schlimmer als der schnelle Tod durch einen Wazza.

Er schüttelt den Kopf und ich spüre, wie etwas in mir in Bewegung gerät, Tränen sich in meinen Augenwinkeln andeuten, ich zu zittern beginne. Bitte, lass es ihn nicht sagen, denke ich und drücke meine Nägel in die Handballen, bis es weh tut.

„Du kommst nicht auf die Felder!"

Meine Beine knicken fast weg, sie sind weich, als hätte man mir die Knochen entfernt und durch etwas aus Gummi ersetzt, das mich unmöglich tragen kann.

„Aber hier kannst du auch nicht bleiben."

„Ich schaffe das schon …", rufe ich dazwischen.

Harlat schüttelt den Kopf. „Es ist doch so, dass die Ernter eine sehr eigene Sicht auf die Dinge haben und ich bin zu lange auf diesem Planeten, um diese Sicht infrage zu stellen. Sie denken, du wärst ein Arlin."

„Ein Arlin? Was soll das sein?", frage ich kraftlos.

„Sie denken, es gibt Geister dort draußen, Geister, die wie Menschen aussehen und doch keine Menschen sind."

„Und ich soll so ein Mensch oder Geist oder was weiß ich sein? Das ist doch totaler Blödsinn."

„Es spielt keine Rolle, ob es Blödsinn ist oder nicht, entscheidend ist, was sie glauben."

„Ich bin nur ein Mädchen aus einem Heim auf Oldekka, mehr nicht." Meine Stimme klingt müde und so fühle ich mich auch. Wieso muss ich mich dafür rechtfertigen, was ich bin? Wenn ich eine Schuld trage, dann ist es gewiss nicht die, ein Geist zu sein. Wer behauptet so etwas? Auf Oldekka glauben die Insassen an die Macht der Heimverwaltung oder daran, dass Besitzer Menschen jagen, wenn es ihnen Spaß macht, sie glauben, dass in den Biofabriken aus normalen Menschen Monster mit scharfen Zähnen gezüchtet werden. Das sind die Märchen auf Oldekka, niemand aber denkt, dass es so abstruse Wesen wie Geister gibt.

„Du hast eine Freundin im Herrenhaus und sie möchte, dass du dort arbeitest."

Es dauert eine kleine Weile, bis ich begreife, was Harlat da gesagt hat.

„Ich soll nicht in die Biofabriken?"

Der erste Verwalter verzieht den Mund, als hätte er etwas Bitteres gegessen, und schüttelt den Kopf. „Wer hat denn so etwas gesagt? Nein, du sollst im Herrenhaus arbeiten. Satya hat sich für dich eingesetzt und ich bin ebenfalls der Ansicht, dass es besser ist, wenn du zumindest für den Augenblick nicht hier bleibst."

Was genau mich erwartet, weiß ich nicht, aber besser als die Biofabriken ist es allemal. Ich möchte Harlat umarmen, bin mir aber sehr sicher, es wäre ihm nicht recht. Also nicke ich kurz und ergeben. Ein Lächeln huscht über meine Lippen. Ich bin glücklich, glücklich zu leben und freue mich, Satya wiederzutreffen. Sie ist kein Ersatz für Asam oder Iwahla. Aber sie ist auf unbestimmte Weise und vom ersten Moment an meine Freundin gewesen.

Dann denke ich an Asam und meine, ihn zu sehen, wie er mir zulächelt und Mut macht. Es wird alles seinen Weg gehen, sagt er, denn Asam ist der Optimist von uns beiden. Leider heißt das, er hatte in der Vergangenheit fast niemals recht mit seiner Sicht der Dinge, obwohl ich es mir oft gewünscht hätte.

Herrenhaus

Harlat nimmt mich mit. Er sagt, ich solle meine Kleidung und meine Hygienesachen einfach im Quartier lassen und ihm folgen. Das ist der Vorteil, wenn einem nichts gehört. Man ist frei, kann einfach gehen, ohne sich den Kopf zu zerbrechen. Und wenn es nicht einmal jemanden gibt, den man vermissen wird, ist der Abschied noch leichter.

Der Einzige, dem ich gerne auf Wiedersehen sagen würde, ist Schort. Andererseits bin ich mir sicher, ihn bald wiederzusehen. Das Herrenhaus ist Teil der Plantage, ich werde Solum nicht verlassen, nur in einem anderen Bereich arbeiten.

Was aber gibt es dort für mich zu tun? Ich kann es mir nicht vorstellen, denn das Haus eines Besitzers ist mir absolut fremd, fremder als der Dschungel oder die Hinterhöfe von Oldekka. Niemals habe ich ein vornehmes Haus betreten, folglich liegt es außerhalb meiner Vorstellungswelt.

Vor dem Quartier steht ein kleines Ding mit Rädern, hinter dessen Lenkrad Harlat Platz nimmt. Es sieht aus wie ein Spielzeug. Ein Tegger ist ein richtiges Fahrzeug und

auf Oldekka habe ich Autos gesehen, es waren elegant geschwungene Karosserien auf zierlichen Schwebkufen, die Scheiben verdunkelt, damit die Insassen unsichtbar blieben. Dieses Gefährt aber ist kaum größer als einer der Transporter, mit denen die Pellets in die Verarbeitungshalle gefahren werden.

„Setz dich, oder willst du lieber laufen?" Harlat lächelt mich an und deutet auf den Platz neben sich.

Kaum habe ich den Wagen bestiegen, fährt der erste Verwalter los. Das Fahrzeug beschleunigt leise, nur ein Summen wie von einem großen Insekt ist zu hören. Im Gegensatz zu den größeren Fahrzeugen besitzt dieses Ding einen kleinen Elektromotor und auch wenn es klein ist, beschleunigt es so stark, dass ich mich an meine Haltegriffe klammere.

In weniger als einer Minute erreichen wir das Herrenhaus, Harlat hält unverdrossen auf eine Wand zu, die keine Tür besitzt. Ich krampfe mich zusammen, ziehe den Kopf ein und denke, Harlat hat den Verstand verloren, da aber sehe ich, dass ein Teil der Wand in Bewegung gerät und

sich ein nach oben rundes Tor bildet, durch das wir nun fahren. Dahinter geht es eine Rampe hinab und dann sind wir in der Garage des Herrenhauses. Lichter flammen auf, der Zugang schließt sich hinter uns. Willkommen in einer anderen Welt. Kühle umfängt mich, so dass ich zu frieren beginne. Eben noch war mir heiß, da die Sonne vom Himmel gebrannt hat, wie sie es hier fast jeden Tag tut, und jetzt fühle ich mich wie in einem Kühlschrank.

Harlat parkt das Vehikel neben zwei baugleichen Fahrzeugen. Außerdem aber gibt es in der Garage drei andere Wagen, richtige Wagen, kalt glänzende kantige Karossen auf vier und sechs Rädern, die Scheiben verdunkelt, die Motorhauben elegant geschwungen. Alle sehen sehr geländegängig aus, könnten aber auch auf den Straßen Oldekkas Eindruck machen.

Harlat bewegt sich schnurgerade auf einen Aufzug zu. Ich folge verunsichert und sehe mich neugierig in der riesigen Halle um. Der Raum ist völlig steril, sauberer als die Quartiere, in denen die Ernter leben. Der Boden ist glatt und bietet doch Halt, Wände und Decken sind offensichtlich aus

dem gleichen Material konstruiert. Das Innere des Aufzugs ist so riesig, dass Harlats Spielzeugauto darin parken könnte. Außer einer punktförmigen Sprechanlage gibt es keine Bedienelemente. Selbst das matt schimmernde Metall, aus denen die Kabine gebaut ist, kenne ich nicht. Die Besitzer sind nicht wie wir. Es sind Fremde und auch wenn wir gemeinsam ganze Welten bewohnen, wissen wir Menschen fast nichts über sie. Ihre Technologie ist uns unbekannt und falls sie Musik mögen, wird sie wenig mit den dumpfen Klängen gemein haben, die die Eigenen am Lagerfeuer mit Blechinstrumenten erzeugen, um im Rhythmus treibend die Welt zu vergessen.

„Zweiter Stock", sagt Harlat ins Leere der Kabine. Der Aufzug aber setzt sich nicht in Bewegung, zumindest spüre ich keine Beschleunigung. Der erste Verwalter reagiert nicht, steht nur da, als ob alles in bester Ordnung wäre. Dann gleitet die Tür auf und wir sind tatsächlich wider meine Erwartungen in einem anderen Stockwerk. Das Parkdeck samt Fahrzeugen ist verschwunden, ein länglicher Gang erstreckt sich vor uns. Die Wände selbst schimmern

wie Glühkäfer. Nirgends sind Bilder oder Möbel zu sehen. Die Leere in diesem Gang, der Mangel an Konturen betäubt meine Augen, dass es sich anfühlt wie eine weiße Blindheit. Harlat jedoch geht unbeeindruckt nach rechts, als kenne er jeden Meter genau. Ich höre ein leises Zischen und sehe ein kleines tellerförmiges Objekt, das sich auf dem Boden entlangbewegt, sich plötzlich aufrichtet und an der Wand haftet, wo es seine Tätigkeit fortsetzt, als gäbe es keine Schwerkraft in diesem Haus. Es ist, so nehme ich an, ein koboldhaftes Reinigungsmodul, das unaufhörlich die Wände und Boden steril hält.

Harlat bleibt plötzlich stehen, für Sekundenbruchteile geschieht nichts, dann ist es, als würde die Wand flüssig, als sei dort direkt vor uns ein sanft plätschernder Wasserfall, der aus dem Nichts kommt und im Boden verschwindet. Der erste Verwalter geht hindurch und reicht mir, nachdem er den dahinterliegenden Raum betreten hat, die Hand. Ich sehe ihn verschwommen, der Arm alleine ist direkt vor mir, körperlos ragt er aus dem vermeintlichen Wasser heraus.

„Nun komm schon", sagt er, also packe ich die Hand und lasse mich in das Unbekannte ziehen. Dahinter ist ein Raum mit dunkler Fensterfront, welche einen Blick auf den Innenhof der Plantage gewährt. Links liegen der kleine Park und die medizinische Abteilung. Zweihundert Meter geradeaus ist das Haupttor, welches gerade von einem Tegger passiert wird. Weit weg und doch so nahe sehe ich einen Teil der Quartiere und die eckigen Strukturen der Verarbeitungsanlage.

„Das ist der Trakt für die Eigenen", erklärt Harlat, deutet auf einen kreisrunden Tisch, der absolut leer ist, und die nach rechts und links führenden Gänge. Acht Stühle, die mich an Pflanzenkelche erinnern, sind in absoluter Gleichmäßigkeit um den Tisch verteilt. Diese Welt ist so künstlich wie ein generiertes Bild. Es scheint geradezu absurd, dass hier Menschen leben, Wesen aus Fleisch und Blut, die in keiner Weise perfekt sind.

Ein Mann in einem grünen Aminoanzug tritt lautlos aus einem der Gänge und bleibt reglos stehen.

„Das ist Spino Vit, er ist für das Herrenhaus und die Bewohner direkt verantwortlich. Spino wird dir dein Quartier zeigen und dich neu einkleiden. Danach sprechen wir weiter."

Harlat nickt mir zu und wendet sich ab. Schon ist er wieder an dem Wasserfall und tritt hindurch, als würde er eine Pforte in eine andere Welt durchschreiten. Mein Herz schlägt schneller, als ich alleine mit Spino in diesem Raum stehe und mich kaum traue, einen Fuß vor den anderen zu setzen.

„So, das ist also unsere Neue!", sagt er und sein Tonfall verrät wenig Sympathie. „Eine Reinigung erscheint mir unerlässlich, bevor wir dir neue Kleidung anlegen."

„Ich habe gerade geduscht", wende ich ein. Mehr als einmal pro Tag darf ein Eigener in den Quartieren nicht duschen. Das wäre Verschwendung. Der Scanner neben der Dusche erfasst genau die Mengen, welche wir verbrauchen. Mehr als eine Dusche pro Tag ist absolut unzulässig.

„Die Duschen in den Quartieren der Ernter sind alles andere als hygienisch. Ich möchte nicht, dass du unser System mit ir-

gendwelchen Keimen infiltrierst. Das macht nur Arbeit, die Biofilter müssten ausgetauscht werden. Ich denke, das vermeiden wir."

Keine Ahnung, wovon er eigentlich spricht, aber ich nicke ergeben, denn ich möchte nicht gleich an meinem ersten Tag negativ auffallen. Da ich schon einen Großteil der Ernter gegen mich aufgebracht habe, ist es vielleicht an der Zeit, mich ein wenig harmonischer zu präsentieren und allen Ansprüchen zu genügen. Die Angst vor den Biofabriken hat mich noch nicht verlassen.

Zehn Minuten später sitze ich in einem Pool, nicht so groß wie das Extraktionsbecken, aber immerhin so geräumig, dass mindestens ein Ernteteam hineinpassen würde. Die Wände sind Projektionsflächen, die Bilder aus dem Dschungel zeigen. Ich weiß nicht, ob es sich um Aufzeichnungen, Live-Bilder oder Animationen handelt, ultrarealistisch sind sie in jedem Fall. Es ist, als würde ich in einer Lagune mitten im Grünen ein Bad nehmen. Sonnenstrahlen fallen von oben auf das Wasser und lassen es wie flüssiges Silber glänzen. Die Über-

gänge zwischen Raum und Bildern sind beinahe nahtlos. Mitunter kommt ein Tier ans Wasser, um zu trinken und es sieht tatsächlich so aus, als würde es seinen Kopf in meinen Pool stecken.

Ich solle mich nicht erschrecken, wenn ein Wazzas auftauche, es sei alles nur Illusion, hat Spino mir anvertraut, dennoch fällt es schwer, ruhig zu bleiben, wenn Abbilder von Geschöpfen mit scharfen Krallen und Reißzähnen ganz nah an einem vorbeilaufen, dass man glaubt, sie zu riechen. Ob dieses Bad meiner Entspannung dient, wage ich in Zweifel zu ziehen. Unterhaltsam aber ist es in jedem Fall. Das Tollste an der ganzen Angelegenheit ist jedoch der Reiniger, wie Spino ihn genannt hat, ein blaues, formloses Ding, das scheinbar über meinen Körper fließt, dabei Hautschuppen und Schmutz entfernt und was weiß ich noch tut. Es strahlt angenehme Wärme ab, während es sich langsam über meine Beine empor bewegt, still und leise wie eine Schlange.

Spinos Anweisungen waren sehr präzise, was den Reiniger betraf: „Finger weg von diesem Gerät, es reinigt und untersucht

deinen gesamten Körper. Bleibe einfach entspannt, mach gar nichts und fass es vor allem nicht an, sonst produzierst du nur Störungen. Es ist wichtig, dass du dich daran hältst."

Warum ein besserer Schwamm eine solche Bedeutung haben soll, hat er mir nicht anvertraut und wahrscheinlich hätte ich seine Erklärungen auch nicht verstanden, selbst wenn ich im Technikunterricht im Heim auf Zabre immer die Beste war.

Das gelartige Etwas gleitet weiter an meinen Beinen hinauf und spart dabei keinen Winkel meines Körpers aus. Merkwürdig fühlt es sich an, das einfach so geschehen zu lassen, jeden Impuls, es abzustreifen, zu unterdrücken und es regungslos gewähren zu lassen. Ein wenig erinnert mich der Prozess an eine medizinische Untersuchung, auch wenn es keine Schmerzen verursacht. Dennoch bleibt, je weiter es hinauf kriecht, der Wunsch, es abzuschütteln, den Pool zu verlassen und mich abzutrocknen. Aber meine Instruktionen waren präzise – nicht anfassen – und ich will keinen Ärger. Für den Moment ist das Herrenhaus mein Refugium, Fluchtort, Versteck,

wie auch immer. Ich bin nun außerhalb des Einflussbereiches des zweiten Verwalters und auch die anderen Eigenen, welche sich zu Freunden von Sosio oder Nekras Dar erklärt haben, können mir nicht länger schaden. Die schützende Hand des Besitzers hat sich über mir ausgebreitet.

Das alles heißt nicht, dass ich mich in meinem neuen Zuhause sicher oder wohlfühlen würde. Ich bin nicht so dumm, an das Schlaraffenland zu glauben oder zu meinen, nur weil ich in einem Pool sitze und ein blaues Ding meine Haut abschuppt, sei ich weniger Eigene oder in Sicherheit. Es gibt keine Sicherheit und keine Freiheit für eine Eigene. Selbst der Aufstieg ist nur eine neue Form der Erniedrigung und schafft neue Abhängigkeiten, hat Iwahla stets erklärt. Wer sich erst einmal an Privilegien gewöhnt hat, will sie nicht mehr missen und wird immer mehr zum unterwürfigen Kriecher. Das ist auch meine Meinung, aber ich bin klug genug, sie für mich zu behalten, um keine Probleme zu bekommen. Für den Augenblick zählt nur, Nimraha entgangen zu sein und dieses Bad ziehe ich dem Ertrinken im Extraktionsbecken vor.

Hinter einer Pflanze mit großen blauen Blüten am Rande des Tümpels bewegt sich etwas, Blätter beginnen zu wackeln, etwas raschelt. Ich wappne mich gegen den möglichen Anblick eines Ungetüms. Alles ist nur Illusion, mir kann nichts passieren. Ich bin im Herrenhaus, nicht im Dschungel. Alles nur Täuschung, bleib ruhig, sage ich mir. Äste werden zur Seite geschoben, dann tritt Satya an den Beckenrand, als wäre sie tatsächlich zwischen den Büschen versteckt gewesen. Mein Gesichtsausdruck muss unbeschreiblich dumm sein, denn auf der Stelle beginnt sie zu kichern.

„Du kannst den Mund wieder zumachen", sagt sie. „Auch wenn es sehr lustig aussieht, wie du mich angesehen hast, als ob ich ein Ungeheuer wäre und käme, um dich zu fressen."

„Du hast mir einen Schreck eingejagt", beschwere ich mich. „Wie zum Teufel kannst du aus dem Wald kommen, ich dachte, das sei alles nur Projektion?"

Satya setzt sich an den Beckenrand, aber es sieht aus, als säße sie auf einem Stein direkt neben dem See.

„Der Computer rechnet mich in das Bild hinein. Wenn ich durch die Tür komme, ist es, als würden ein paar Blätter zur Seite geschoben. Das ganze funktioniert wie eine sehr gute Bildbearbeitung. Mehr weiß ich auch nicht."

Ich sehe sie an und frage mich, wie ein Mensch Realität und Bild auseinander halten soll und was dann am Ende die Wirklichkeit ist, wenn ich sie nicht mehr mit meinen Sinnen erfassen kann. Satya selbst wirkt zu künstlich, als dass sie wirklich existieren könnte. Ihr Gesicht ist perfekt symmetrisch, Nase, Mund und Augen sind makellos. Allein ihre Augen sind derart faszinierend, dass es mir schwerfällt, den Blick abzuwenden.

Erst als der Reiniger über meinen Bauch fährt und Druck ausübt, gelingt es mir, mich zu lösen und die Wasserfläche zu betrachten und meine Hände über den Reiniger zu halten.

„Du darfst ihn nicht berühren, es ist wichtig, dass er dich von Kopf bis Fuß säubert", sagt Satya erschrocken.

Ich nehme beide Hände aus dem Becken, um zu zeigen, dass ich nichts tue, was diesem blauen Etwas schaden könnte.

Satya nickt zufrieden, schlägt die Beine übereinander und sieht mich an. Die Geräusche des Dschungels erfüllen den Raum, Vogelrufen, Geschrei unbekannter Tiere, irgendwo ein Fauchen, all dies eine perfekte Illusion. Es tut gut, wieder das Summen der Insekten und die fremdartigen Vogelrufe zu hören.

„Freust du dich hier zu sein?", fragt sie.

Ich zögere, eine Antwort zu geben. Es ist mir noch nie leicht gefallen, Freude mitzuteilen und bisher hatte ich dazu auch nicht viel Anlass in meinem Leben. Vielleicht aber hat sich das Blatt ja gewendet. Vielleicht bin ich auf die Gewinnerspur eingebogen, welche zu einem sorglosen Leben führt, in dem jeder Morgen neue Verheißungen bringt? Nein, gewiss nicht, ich bin nicht naiv genug, um daran zu glauben. Aber ich weiß dennoch den Augenblick zu genießen.

Zaghaft nicke ich. „Ja, ich denke schon. Ich bin ziemlich froh, hier zu sein."

„Das klingt nicht sehr überzeugt", merkt sie enttäuscht an.

„Ich brauche einfach ein bisschen Zeit, um mich an das hier zu gewöhnen", antworte ich.

„Das kann ich verstehen. Ging mir genauso, aber man gewöhnt sich schnell daran und bald kannst du dir nicht mehr vorstellen, ohne das alles zu leben."

„Es ist so anders. Diese Technologie, der Reiniger, die Projektion, das hat gar nichts gemein mit dem Rest der Plantage."

„Die Besitzer richten ihre schöpferische Kraft in erster Linie darauf aus, das Leben angenehmer zu gestalten, die schönen Dinge zu genießen."

„Davon habe ich bei der Arbeit in der Verarbeitungshalle wenig mitbekommen", spotte ich.

Satya verzieht spöttisch die Lippen. „Die Verarbeitungshalle muss einfach funktionieren, einen anderen Zweck hat sie nicht. Es ist doch klar, dass dort keine schönen Projektionen die Wände schmücken."

„Das mag so sein, aber erklär das einmal den Eigenen."

Satya steht auf und wendet sich ab. Als sie weiterspricht, macht es dein Eindruck, als sei ihre Aufmerksamkeit auf einen Punkt

im Dschungel gerichtet, der sich meinen Blicken entzieht.

„Was man nicht kennt, vermisst man nicht. Die meisten Eigenen können sich kein anderes Dasein vorstellen. Schau dir die Tiere im Dschungel an. Sie führen ein Leben, das voller Angst und der Suche nach Nahrung ist, aber leiden sie daran? Nein! Es ist ihr Leben, sie haben es angenommen und können kein anderes führen. Nur wenige sind für mehr bestimmt."

Es ist, als spräche ein anderer durch Satyas Mund. Auch wenn ich wenig über sie weiß, sagt mir mein Instinkt, dass diese Worte nicht ihrem eigenen Denken entspringen. Sie hat sich verändert während ihrer Zeit im Herrenhaus. Für den Moment erscheint es mir ratsam, sie nicht darauf hinzuweisen. Alles ist neu und unbekannt, ich muss mehr über diese neue Welt erfahren, die mir fremder ist als der Dschungel, fremder als die Quartiere.

Der Reiniger windet sich unbeirrt meinen Körper hinauf, hat beinahe meinen Kopf erreicht und ich verspüre wieder den Impuls, ihn mir vom Leib zu reißen und von mir zu schleudern.

„Lass ihn", sagt Satya eindringlich, als ahne sie meine Empfindungen. „Du darfst ihn nicht stören. Er wird deinen Kopf abtasten und deine Gehirnströme messen, um dein Wohlbefinden zu steigern. Es ist, als ob du Musik hören würdest, direkt in deinem Bewusstsein, lass ihn einfach machen."

Sie setzt sich wieder zu mir, greift in das Wasser und berührt meine Hand, wie sie sie gehalten hat, als wir angekommen sind. Es beruhigt mich wie damals am ersten Tag, der der Beginn eines neuen Lebens war. Ich lasse mich langsam in das Wasser sinken, während die blaue Masse, meinen Nacken hinauf wandert und leise Klänge in meinem Bewusstsein erklingen. Ja, es ist Musik und es sind Gefühle und Bilder und mehr. Ich bin plötzlich sehr bewegt. Es ist, als ob ich die Gefühle eines gesamten Lebens in mir spüren würde, Freude, Trauer, Liebe, Tod, sie sind in meinem Kopf, bilden ein Ganzes von kristalliner Schönheit und erfüllen mich auf eine Weise, von der ich nicht wusste, dass sie existiert.

Neu geboren

Als ich am nächsten Morgen erwache, fühle ich mich wie neugeboren. Es ist, abgesehen von meiner Zeit in der Schlafkabine während des Fluges, die erste Nacht, die ich alleine in einem Zimmer schlafe. Mein ganzes Leben habe ich in Schlafsälen zugebracht, habe dem Atmen der anderen zugehört, ihre unruhigen Laute vernommen und bin aus dem Schlaf aufgeschreckt, wenn neben mir einer vor Alpträumen schrie. Manche sprechen im Schlaf, andere knirschen mit den Zähnen, wieder andere schaben mit den Fingernägeln am Bettgestell. Oft habe ich mir gewünscht, keiner wäre bei mir, und jetzt merke ich, wie gewöhnt ich daran bin, einer unter vielen zu sein.

Der Raum, mein Raum, ist leer und ohne jede Möbel. Nur ein dünnes, auf dem Boden liegendes Futon, ein rundes Kissen, eine dünne Decke, die sich angenehm an den Körper schmiegt. Mehr Gegenstände gibt es nicht. Die Temperatur im Zimmer beträgt laut Spino konstante 22 Grad. Es gibt keine Fenster, keine Türen, die Wände sind weiß

und das ist der einzige Unterschied zu einer Schlafkabine, in der es kein Licht gibt, die im geschlossenen Zustand mit dem Kondensat reinster Dunkelheit angefüllt scheint.

Ob blendendes Weiß oder tiefste Schwärze, Zimmer oder Schlafkabine, beide sind bedrückend, beide sind wie ein Sog ins Reich der schlimmen Träume.

In dieser Nacht habe ich mich tatsächlich wieder gefühlt, als hätte man mir befohlen, in einer Kältekammer zu steigen und dort Monate zu verbringen, während mich ein interstellares Schiff in eine neue Welt trägt.

Als ich in Zabre auf das Schiff gebracht wurde und mich in meine Schlafkammer zur Ruhe legte, vernahm ich direkt nach dem Start die Geräusche der Triebwerke, einzelne Rufe von Technikern und das dumpfe Vibrieren des Schiffes. Es klang wie die Gelenke eines riesigen Tieres. Ja, ich fühlte mich wie im Bauch eines lebenden Wesens, das keine Ruhe findet. Dann aber wurde die Temperatur herabgefahren, die Medikamente begannen zu wirken und ich sank in den kryolithischen Schlaf.

Ebenso ist es mir heute Nacht ergangen, wenn es auch stiller war als in einem Raumschiff. Kein Laut dringt von draußen an meine Ohren. Ob ein Tegger das Haupttor passiert oder die Pumpen in der Verarbeitungshalle anspringen, nichts ist im Herrenhaus zu vernehmen. Der Blick durch die Fenster zeigt die Wirklichkeit, diese aber ist lautlos, während die Projektionen, wie ich sie im Aquarium – so der Name des Raumes, in dem ich gereinigt wurde – von den entsprechenden Geräuschen begleitet werden. Die Illusion erscheint auf diese Weise wirklicher als die Realität.

„Es ist 8:00", sagt eine sanfte Frauenstimme, als ich mich aber umsehe, ist da immer noch nichts und niemand, außer den glänzenden weißen Wänden. Das also ist der Morgenweckton im Herrenhaus. Die Sirene im Quartier war dagegen ein schrilles Pfeifen, das einem in den Ohren schmerzte und nicht aufhörte, bis alle die Betten verlassen hatten.

Schnell erhebe ich mich und betrachte meine nackten Beine. Die Rötung über den Fesseln ist vollständig verschwunden. Kein Kratzer ist mehr zu sehen. Meine Haut

wirkt so rein und makellos wie noch nie. Dann fällt mir auf, dass ich kein einziges Haar mehr am Körper habe. Der Reiniger muss jedes einzelne entfernt haben, ohne dass ich es bemerkt habe.

Satya hat mich gestern abgetrocknet und mir mein Zimmer gezeigt. Nachdem ich auf meinem Futon lag, schlief ich bald ein, wie betäubt. Rückblickend erscheint mir der gestrige Tag wie ein Traum. Die Gegenwart aber hat ebenso wenig Substanz wie die Vergangenheit.

Harlat Misour hat mich mit seinem kleinen Elektroauto allem Anschein nach nicht nur ein paar hundert Meter, sondern Lichtjahre transportiert. Es kommt mir vor, als könne das alles hier unmöglich der Planet sein, auf dem ich noch gestern das Dasein einer Eigenen führen musste.

Ein Teil der Wand gleitet geräuschlos auf, darin liegen Kleidungsstücke. Ich bin überrascht, dass sich dieses Fach gerade jetzt öffnet, vermute aber eine Zeitschaltuhr.

Nicht eben viele Sachen befinden sich im Inneren, aber doch mehr, als ich bis jetzt jemals besessen habe. Vor allem ist es nicht

die Kleidung einer Erntearbeiterin. Es sind bunte Sachen, aus leichtem, teilweise transparentem Stoff und es fühlt sich so angenehm an wie Blütenblätter. Nicht wie harte Nakonia-Blüten, sondern wie jene violetten Blüten, die zwischen den Banlos sprießen. Sogar ein Kleid ist dabei, ähnlich dem, das Satya während des Festes getragen hat. Ich ziehe es aus der Schublade, halte es kurz an, und falte es dann wieder, um es fast ehrfürchtig zurück an seinen Platz zu legen. Darf ich das überhaupt anziehen? Ich bin mir nicht sicher und entscheide mich für eine leichte beige Hose, ein samt grünes Oberteil, das einen tiefen Rückenausschnitt besitzt. Als ich mich so weit angekleidet habe, gleitet automatisch eine zweite Schublade auf, die Schuhe enthält. Verwirrt suche ich die Wände nach einer Kamera ab. Irgendjemand muss mich beobachten, sonst hätte sich dieser Schuhschrank nicht im richtigen Moment öffnen können. Die Wände lächeln mich mit ihrer matt glänzenden Oberflächen an. Eine Kamera ist nirgends zu entdecken, muss aber irgendwo verborgen sein. Es kümmert mich nicht. Immer war ich den Blicken der ande-

ren ausgesetzt, ob diese mich jetzt feige durch eine versteckte Kamera betrachten oder direkt, ist eine Nebensächlichkeit.

Sandalen sind in dieser Schublade, leichte Sandalen mit einem wahren Gewirr von Schnüren. Wie man sie bindet, weiß ich nicht, dennoch streife ich sie an. Im selben Moment erwachen die Bänder zum Leben, winden sich bis zu den Knöcheln und passen sich perfekt meinem Fuß an. Zutiefst erstaunt betrachte ich die schön geschnürten Riemen. Meine alten Arbeitsschuhe liegen jetzt in der Müllverwertung, wo sie hingehören. Wie plump sie doch waren im Vergleich mit diesen feinen ledernen Sandalen. Vor lauter Euphorie drehe ich mich im Kreis. Es ist, als sei ich eine andere Person, fähig Empfindungen zu haben, die ich gestern noch nicht kannte. Aber alles, was ein Mensch denkt, gelangt durch den Filter der Sinne in den Verstand, folglich ist es naheliegend, dass eine Veränderung mit mir vorgeht, denn niemals zuvor habe ich gespürt, wie es sich anfühlt, solche Kleidung zu tragen, in einem solchen Raum zu schlafen, durch Türen zu treten, die wie Wasserfälle sind.

Eben da, als ich an die Tür denke, verflüssigt sich die Wand, damit ich hinausgehen kann. Mich überkommt ein Verdacht. Ich konzentriere mich darauf, allein sein zu wollen, abgeschlossen vom Rest des Hauses und schon verschwindet der Wasserfall. Dann sehe ich dorthin, wo die Schubladen sind, wünsche mir, mich umzuziehen und schon gleitet, die Schublade auf.

Gedankensteuerung! Ich kann die Dinge in diesem Haus mit meinen Gedanken steuern. Dass so etwas technisch möglich ist, war mir nicht bekannt. Was für Konsequenzen daraus erwachsen, frage ich in mich hinein und bei aller Begeisterung überkommt mich doch ein leichter Schauer. Kennt das Haus am Ende all meine Gedanken? Mein Bewusstsein war bis jetzt mein letzter Zufluchtsort, wenn er nicht mehr existiert, was bleibt mir dann?

Der Türwasserfall bildet sich wieder, obwohl ich es nicht gewünscht habe. Verärgert sehe ich durch das scheinbar Strömende hindurch. Ein Mann tritt in den Raum, die Arme missbilligend verschränkt. Es ist Spino und sein Gesichtsausdruck entspricht seinen Gesten.

„Wir warten auf dich. Es ist acht Uhr und auch wenn du dich nicht in den Quartieren befindest, gibt es gewisse Regeln, die einzuhalten sind. Wir treffen uns alle zur Morgenmahlzeit und besprechen den Tag, unsere Pflichten, besondere Ereignisse."

„Das tut mir leid, das wusste ich nicht", sage ich leise und betrachte meine neuen Sandalen.

„Egal, trotzdem kommst du jetzt bitte. Außerdem hast du dich noch nicht vorgestellt. Die anderen sind neugierig, dich kennenzulernen." Spino wendet sich ab und verlässt den Raum. Hastig folge ich ihm. Die Kleidung ist so leicht und anschmiegsam, es ist, als hätte ich nichts an.

Plötzlich bin ich nervös, den anderen gegenüberzutreten. Untypisch für mich, eine neue Empfindung, die ich nicht benötige. Ich bin kein unschuldiges, kleines Ding. Immer habe ich mich zu wehren gewusst und allen, die mich fertig machen wollten, gezeigt, dass ich mir nichts gefallen lasse. Ich bin kein kleines Mädchen, das schüchtern sein muss, nur weil es sich vorstellen soll. Entschlossen balle ich die Fäuste und stecke sie in meine Hosentaschen.

Die anderen Eigenen sitzen am Tisch mit den Blütenkelchstühlen. Sechs Personen zähle ich, vier Frauen, zwei Männer. Alle sehen mich erwartungsvoll an, als sei ich für die Morgenbelustigung zuständig.

Wortlos bleibe ich stehen und überlasse es Spino, mich vorzustellen.

Er nennt meinen Namen, meinen Planeten, sagt, ich würde von nun an hier leben. Über meine Aufgaben aber spricht er nicht.

„Nimm bitte Platz", fordert er mich auf. Ohne die anderen Eigenen aus den Augen zu lassen, setze ich mich, betrachte einen nach dem anderen und bemühe mich zu lächeln. Worüber ich am meisten erstaunt bin: die Leere in ihren Gesichtern. Keiner weicht meinem Blick aus, keiner sieht mich an, als würde er mir am liebsten die Kehle durchschneiden, niemand vermittelt den Eindruck, als würde er im nächsten Moment zu schreien beginnen. Sie lächeln, lächeln in absolutem Einklang und doch haben ihre Gesichter keinen Ausdruck, keine Farbe, keine Substanz.

Im Heim auf Oldekka oder in den Quartieren hat niemand am Morgen auf diese Weise gelächelt. Morgen, das hieß sich vor-

bereiten auf einen neuen Tag, der neue Gefahren bringen würde, harte Arbeit und bestenfalls ein paar Minuten Ruhe.

Spino bittet die Anwesenden, sich der Reihe nach vorzustellen. Sie nennen ihre Namen, die Planeten, von denen sie stammen und sagen auf die gleiche, monotone Weise, wie sehr sie sich freuen, mich hier begrüßen zu können. Während sie sprechen, kommen mir Zweifel, ob es sich um Menschen handelt, so sehr weicht ihre hohle Freundlichkeit von dem ab, was ich kenne.

Schort und Misour haben einen positiven Eindruck auf mich gemacht. Sie wirken wie Menschen, nicht wie grinsende Puppen. Diese sechs hier aber sind anders, künstlich, steril, undurchschaubar.

Spino alleine hat nach meinem Empfinden eine Persönlichkeit, die mehr Varianten enthält, von denen nicht jede angenehm sein dürfte.

Nach der Vorstellungsrunde sehen mich alle erwartungsvoll an. Ich weiß nicht, was sie von mir wollen, spüre aber, dass ich irgendetwas falsch mache. Spino räuspert sich schließlich.

„Wie sieht es mit dir aus, Zola? Möchtest du nicht auch noch ein paar Worte sagen?", fragt er und es hört sich an wie ein Befehl.

„Ja, ich, natürlich", beginne ich stotternd. Dann versuche ich die Worte der anderen zu imitieren. „Wie Spino bereits sagte, ich bin Zola, stamme von Zabre, dürfte 16 Jahre sein, wenn meine Datenblätter richtig sind. Ich bin seit zwei Wochen auf Baldain, habe auf den Feldern gearbeitet und bin nun hier, um zu arbeiten." Die Frauen am Tisch kichern, als ich von arbeiten spreche. Ich verstehe nicht, warum sie das tun, lasse mich aber nur kurz aus dem Gleichgewicht bringen. „Ich freue mich sehr bei euch zu sein und habe eine gute erste Nacht hier verbracht."

Sie klatschen, als ich fertig bin und fast fühlt es sich so an, als würden meine Wangen sich röten.

„Arbeiten, wie du es kennst, wirst du hier nicht", sagt eines der Mädchen auf der gegenüberliegenden Seite. Sie hat sich als Runa vorgestellt und stammt von einem kleinen Planeten der Peripherie, von dem ich kaum etwas weiß.

Sofort mischt sich Spino ein. „Darüber reden wir ein andermal, nicht jetzt."

„Tut mir leid", entschuldigt sich Runa.

Spino nickt tadelnd, dann wendet er sich wieder mir zu. „Du wirst heute auf der Dachterrasse erwartet", informiert er mich. Mehr erfahre ich nicht, schon ist Spino beim nächsten Eigenen, sagt diesem, wo und wann, seine Gegenwart gewünscht wird. Einer der Männer, Konsila, soll sich um sogenannte Hrouwen kümmern, bei denen es sich allem Anschein nach um bestimmte Hunde handelt. Eine der Frauen, Alna, hat eine Übungsstunde Gaikel, ein Instrument, dessen schwermütigen Klängen ich ein oder zweimal bei Freiheitsfeier lauschen durfte.

Die dritte Eigene, Halle, hat Freizeit, was genau damit gemeint ist, verstehe ich nicht. Aber es scheint etwas Angenehmes zu sein, so wie Halle lächelt.

Runa schließlich soll mit mir Badesachen anprobieren und mich dann auf die Terrasse begleiten.

„Badesachen", flüstere ich verständnislos vor mich hin. Auch wenn ich die Sprache dieser Menschen verstehe, entzieht sich

der Sinn ihrer Worte teilweise meinem Verständnis. Was sollen Badesachen sein? Wenn ich die Hygieneräume betrete, ziehe ich mich aus. Wieso sollte ich Kleidung tragen, um ein Bad zu nehmen? Das macht doch keinen Sinn.

Ich lasse mir mein Unverständnis nicht anmerken. Schlimm genug, dass die anderen bei meiner Vorstellung gelacht haben. Es gibt viel falsch zu machen für mich, also handhabe ich es wie immer: Ich schweige und beobachte, bis ich mehr weiß.

Die Tätigkeiten der Eigenen im Herrenhaus sind im Vergleich mit den Arbeiten auf den Feldern und in der Verarbeitungsanlage kaum als Arbeiten zu bezeichnen. Eine Stunde Gaikel üben oder Badesachen anzuprobieren, was für eine Art von Arbeit soll das sein? Ich fühle mich unwohl, als würde man mich bei nächster Gelegenheit dafür bestrafen, dass ich nichts Ordentliches tue, nicht produktiv bin, keinen Wert habe. Der Wert eines Eigenen definiert sich allein aus dem, was er tut. So oft habe ich diese Worte gehört, bis sie mir in Fleisch und Blut übergegangen sind. Außerdem muss ich an die Eigenen auf der Plantage

denken, die jetzt bereits ihren Hirwa-Brei gegessen haben, eingeteilt sind und in der Sonne schwitzen oder im Gestank der Verarbeitungshalle Pellets umhertragen, bis ihre Hände Schwielen bekommen. Unterdessen sitze ich an diesem Tisch, esse Früchte, trinke eine Art süßen Tee und werde von lächelnden Gesichtern betrachtet, die wie Masken aussehen.

Als die Mahlzeit vorbei ist und Spino Runa bittet, mich nun zu begleiten, bin ich froh über seine Worte. Sofort steht Runa auf, geht um den Tisch herum und bleibt vor mir stehen. Sie neigt den Kopf, faltet die Hände und sieht mich erwartungsfroh an. „Wenn du jetzt Lust hast, würde ich dir behilflich sein, beim Aussuchen der Badekleidung."

Von Lust haben kann nicht die Rede sein, denn wie soll ich Lust auf etwas haben, dass ich nicht verstehe. Runa wirkt freundlich, ihre Augen besitzen ein wenig mehr Leben als die der anderen. Spino hat eine gute Wahl getroffen, indem er sie zu meiner Führerin gemacht hat.

„Ja, das wäre nett", sage ich freundlich und wundere mich über meinen eigenen

Tonfall. Die aufgesetzte Floskelhaftigkeit der Hauseigenen hat auch von mir Besitz ergriffen. In den Quartieren der Erntearbeiter ist der Umgangston ein wenig rauer, dort wird geflucht und geschimpft und wer sich anders ausdrückt, erntet Spott und Häme.

Runa geht voran, biegt in einen Gang, den ich zuvor noch nicht betreten habe und nickt mir zu, damit ich ihr folge. Zwar habe ich viele Fragen, sie aber strebt so schnell voran, dass ich diese auf später verschiebe. Das Haus ist ein riesiges Labyrinth. In alle Richtungen zweigen Gänge ab, einer sieht aus wie der andere, es ist mir unmöglich, mich alleine zu orientieren und wenn Runa mich nicht führen würde, ich wäre nicht einmal in der Lage, wieder zurück in den Essensraum zu finden.

Wir durchschreiten mehrere Wasserfalltüren und gelangen in einen weiträumigen Raum, dessen Wände verspiegelt sind. Neugierig betrachte ich mich und Runa in einem der Spiegelwände. Irgendetwas stimmt nicht an diesen Spiegeln. Unser Bild ist deutlich und wirkt absolut realistisch. Wenn es sich aber wirklich um Spiegel

handeln würde, mit denen die Wände ausgestattet sind, müssten die jeweils gegenüberliegenden Spiegel sich immer und immer wieder abbilden, so dass ein Spiegelbildtunnel entsteht. Das aber ist nicht der Fall. Egal, wohin ich mich drehe, ich sehe mich und Runa nur ein einziges Mal.

„So, wir können beginnen, wenn du so weit bist?"

Der Raum ist leer, hier gibt es nur diese vermeintlichen Spiegel, bei denen es sich in Wirklichkeit um Projektionsflächen handeln muss.

„Aber was sollen wir denn hier machen?", frage ich irritiert.

„Badesachen anprobieren! Hast du Spino nicht verstanden?"

„Schon, aber dieser Raum …"

„Ist leer", bringt sie meinen Satz zu Ende. „Aber wir haben alles, was wir brauchen. Ich zeige es dir." Sie betrachtete mein Abbild in der Projektionswand vor uns und vermittelt den Eindruck, als denke sie nach.

„Beginnen", sagt sie endlich. „Rot, nein, karminrot, Ober- und Unterteil. Knapp."

Sie dreht sich in meine Richtung, lächelt mir zu und ich lege nur fragend den Kopf schief. „Was?"

„Wir probieren Badesachen, wie schon gesagt, jetzt sieh dich an." Runa deutet auf die Wand und als ich hineinblicke, sehe ich mich, fast nackt, obwohl ich doch immer noch meine Sachen anhabe. Ich bewege mich und das Bild auf der Wand bewegt sich ebenfalls. Ganz wie ein Spiegelbild, das es doch nicht ist. Rote Unterwäsche, ich – oder besser mein projiziertes Bild – trägt rote Unterwäsche, sonst nichts. Wer im Heim aufgewachsen ist, immer von anderen Kindern umgeben, sich auf Befehl ausziehen musste, damit er untersucht werden konnte, kennt keine Scham, dennoch ist es sehr sonderbar, sich selbst im Spiegel zu sehen und dann in so sonderbarer Kleidung, falls sich diese wenigen Stofffetzen überhaupt als Kleidung bezeichnen lassen.

„Was soll das sein?", frage ich Runa.

„Badesachen natürlich. Du wirst am Pool erwartet, auf der Dachterrasse. Es wird dir gefallen. Was denkst du über das Rot?"

Ausgiebig mustere ich mein Abbild. Sieht mein Körper wirklich so aus? Ich bin

kräftiger geworden, feine Muskelstränge zeichnen sich unter meiner Haut ab. Die Arbeit auf den Feldern ist nicht spurlos an mir vorbeigegangen. Ich habe mich nie gefragt, ob ich schön bin, aber ich mag mich zumindest. Mein Körper ist jung und gesund. Die Haut infolge der Behandlung des Reinigers ohne jeden Makel. Die rote Farbe dieses Badeanzugs aber erscheint mir zu grell.

„Gibt es auch dezentere Farben?", frage ich Runa.

„Natürlich. Was schwebt dir vor? Du kannst haben, was du willst. Lass uns einfach ein wenig experimentieren."

Irgendwann finde ich es lustig. Mindestens zwei Dutzend Badeanzüge schaue ich mir an, bis ich mich für einen knappen Zweiteiler entscheide, weiß, mit einem feinen Muster aus Rot- und Brauntönen, die mich an das Fell eines Raubtiers erinnern, dessen Bild ich einmal in einem Buch gesehen habe. Als ich mich entschieden habe, beginnt Runa etwas für sich auszuwählen und so gibt es uns zweimal, einmal nebeneinander stehend und völlig bekleidet, einmal in sogenannten Badesachen, die für

mich immer noch aussehen wie knappe Unterkleidung.

Runa fragt mich nach meiner Meinung, ich aber bin keine gute Beraterin. Sie ist ein bisschen größer als ich, ihr Körper ist schlank, aber weicher geformt als der meine. Schließlich entscheidet sie sich für einen braunen Zweiteiler mit dünnen Trägern, den ich ihr ohne große Überzeugung empfehle. Von hinten betrachtet sieht es aus, als sei sie nackt.

„Und wie zieht man das jetzt am Pool an? Es sind doch nur Bilder", sage ich zweifelnd.

„Das ist das Beste daran", antwortet Runa. Schon öffnet sich ein Teil der Wand, kleine Schubladen schieben sich lautlos in den Raum. Darin liegen sehr dekorativ unsere Badeanzüge. Runa hält mir meinen hin. „Zieh ihn an, er passt garantiert."

„Jetzt gleich?"

„Schämst du dich?"

Ich lache los. „Schämen, wie soll ich mich schämen können, ich bin im Heim aufgewachsen?"

„Bist du?", Ihr Blick verrät Zweifel.

„Ja, bin ich." Schon habe ich mich meiner Kleidung entledigt und schlüpfe in den Badeanzug, der tatsächlich so passt, als sei er speziell für mich angefertigt und das dürfte den Tatsachen entsprechen.

„Steht dir auch in Wirklichkeit gut", merkt Runa an. „Aber das war ja zu erwarten."

Ich betrachte mich in der Projektionswand. Der Anblick hat sich nicht verändert, nur das Wirklichkeit und Abbild jetzt übereinstimmen. Runa kleidet sich ebenfalls um, sie aber dreht sich weg, als wäre es ihr nicht Recht, wenn ich sie betrachte. Ein merkwürdiges Volk sind diese Hauseigenen, so ganz anders als alle Menschen, die ich kenne.

„Bist du schon immer Hauseigene?", frage ich sie. Runa dreht sich um, posiert in ihrer neuen Kleidung vor mir.

„Steht mir gut, oder?"

„Kann man sagen. In den Quartieren dürftest du dich so nicht blicken lassen", antworte ich lächelnd.

Ihr Frohsinn blättert wie alte Farbe aus ihrem Gesicht, was bleibt, ist Mitleid. „Ist

es so schlimm in den Quartieren, wie man sagt?"

„Was sagt man denn?"

„Das die Eigenen dort den ganzen Tag arbeiten, kaum etwas zu essen haben und hart bestraft werden, wenn sie nicht gehorchen."

„Nun, sicher", erwidere ich beiläufig, denn das ist alles andere als übertrieben. Von der Hinrichtung Sosios werde ich nichts erwähnen, Runas Gemüt ist dafür allem Anschein nach zu sensibel.

„Das ist alles schrecklich. Ich würde das nicht überleben, wenn ich dorthin müsste."

„Du hast meine Frage nicht beantwortet, aber ich glaube, ich weiß die Antwort schon."

„Was hast du gefragt?"

„Ob du schon immer eine Hauseigene bist?"

„Hauseigene?" Sie sieht mich an, ihre schöne Stirn legt sich in Falten, als hätte sie keine Ahnung, wovon ich spreche.

„Ja, eine Hauseigene eben?"

Runa schüttelt den Kopf, das substanzlose Lächeln kehrt auf ihre Lippen zurück. „Wir sind keine Eigenen. Wir verrichten

keine niederen Arbeiten und haben auch keine andere Strafe als die Verbannung zu erwarten, aber in der Regel betrifft das nur jene, die den Sinn für das Schöne verlieren."

Runa und ich sprechen zweifelsfrei die gleiche Sprache, dennoch werde ich das Gefühl nicht los, dass es ein Verständigungsproblem zwischen uns gibt.

„Was soll das heißen, ihr seid keine Eigenen und arbeitet nicht? Was macht ihr denn dann im Herrenhaus? Worin besteht eure Aufgabe?"

„Weißt du das denn nicht? Wir sind Dryaden, wir helfen unserem Besitzer auf seiner Suche. Das ist unsere Aufgabe, das Zentrum unserer Existenz."

„Dry … was?"

„Dryaden. Es gibt noch andere Namen für uns, aber auf Baldain ist das der geläufigste. Es hat wohl damit zu tun, dass der Planet bis auf die äußersten Pole ein einziger Wald ist."

„Runa, es tut mir leid", sage ich, „aber ich werde beim besten Willen nicht schlau aus deinen Worten. Suche und Zentrum des Lebens und all das. Ich verstehe das nicht."

Ihr Lächeln ist nun milde, ohne spöttisch zu wirken. „Lass dir Zeit, wir sind alle auf der Suche und das geht niemals von heute auf morgen. Ich weiß, dass du einen weiten Weg hinter dir hast und es ist normal, wenn du verwirrt bist, aber es wird sich sicherlich alles für dich klären und am Ende wirst du begreifen, dass dein Leben eine Bedeutung hat." Ihre Hand berührt ganz leicht meine Wange. Sie zwinkert mir zu, während ich plötzlich an Schort denken muss. Hat nicht auch er davon gesprochen, sein Leben auf Baldain hätte eine Bedeutung, einen Sinn gar? Vielleicht ist es etwas mit der Luft, zu wenig Sauerstoff oder irgendeine psychoaktive Substanz im Grundwasser. Wer weiß schon, was den Menschen auf diesen Planeten offensichtlich den Verstand raubt. Wenn man damit beschäftigt ist zu überleben, erübrigt sich die Frage nach dem Sinn. Sinn ist es, den kommenden Tag zu überleben. So ist mein Plan, solange ich denken kann und daran wird sich wenig ändern.

Pool

Mehr als vage Floskeln und Lächeln habe ich von Runa nicht zu erwarten. Sie führt mich durch das Labyrinth der Gänge zu einem Aufzug.

„Fahren wir jetzt auf die Terrasse?"

Sie nickt geistesabwesend, als bereite sie sich innerlich auf etwas Wichtiges vor.

„Und wer erwartet uns dort? Harlat Misour, der erste Verwalter?"

„Nein, ich denke nicht, dass er dort ist. Harlat hat andere Aufgaben, kümmert sich um das geschäftliche, arbeitet meist in seinen Räumen im Erdgeschoss, nahe der Krankenstation. Er ist kein Dryade."

„Ist er nicht?"

„Nein, keiner von uns würde solche Sachen machen." Runa verzieht das Gesicht, als würde allein der Gedanke an Harlats Pflichten sie mit Widerwillen erfüllen. Ihre Reaktion irritiert mich. Bis eben dachte ich, dass Harlat Misour eine herausragende Position innehätte. Er ist ein Aufgestiegener, organisiert alle Abläufe auf der Plantage, führt das Gericht, kümmert sich um neue

Eigene, die in Ladrun, der Distrikthauptstadt, ankommen. Was gibt es an seiner Position auszusetzen?

„Harlat ist doch ein Aufgestiegener?"

„Ja, das ist er und er macht seine Arbeit sehr gut. Ich meine nur, er ist eben weltlich ausgerichtet, und damit kein Dryade, weißt du?"

Iwahla hat mir immer eingetrichtert, dass es besser ist beizupflichten, Zweifel und Widerspruch seien keine positiven Verhaltensweisen. Lebe mit dem Zweifel, aber lass ihn im Verborgenen wirken, so ihre Lehre. Soweit es mir möglich war, habe ich mich an diese kleine Weisheit gehalten und bin gut damit gefahren. Also nicke ich auch jetzt, ohne zu verstehen, was das Besondere eines Dryaden sein soll.

„Und wen werden wir dann auf dem Dach treffen, wenn nicht Harlat?"

Meine Hoffnung ist, dass sie Satya nennt. Runa sieht mir tief in die Augen, als wolle sie die Wirkung ihrer Worte überprüfen.

„Den Besitzer, Amasole Demidi, das Licht der hochstehenden Sonne."

„Das Licht der hochstehenden Sonne? So nennt ihr den Besitzer?" Ich weiß, es ist nicht klug und ich versuche es zu unterdrücken, trotzdem kann ich nicht anders, als lauthals zu lachen.

„Die hochstehende Sonne", pruste ich und halte mir die Hand vor den Mund.

Runas Kopf beginnt unruhig auf ihren Schultern zu zucken. Sie sieht sich um, als erwarte sie, dass die Wände des Aufzugs sich auf uns zu bewegen, um uns zu zerquetschen.

„Sei ruhig, sei bitte ruhig!", ruft sie, klingt dabei aber so hilflos wie ein gehänseltes Kind, das sich gegen den Spott der anderen zur Wehr setzt.

Die Türen des Aufzugs gleiten auf, Licht blendet mich und auf der Stelle höre ich auf zu lachen. Auch wenn ich normalerweise sehr kontrolliert bin, gehen mitunter meine Emotionen mit mir durch. Es war dumm von mir und ich hoffe, wir sind nicht belauscht worden. Wenn ich zurück in die Quartiere geschickt werde, wird Nimraha bereits am Eingang stehen und mich erwarten.

Formen

Blau, Grün und Weiß, die Welt ist unterteilt in klare Farben und geometrische Formen. Eine blaue Wasserfläche, eingefasst von glänzendem Weiß, der wolkenlose Himmel darüber, umrandet vom Grün des Dschungels. In alle Richtungen Grün bis zum Horizont. Der Anblick ist überwältigend. Ein ganzes Leben könnte ein Maler versuchen diese Bild einzufangen, es würde ihm nicht gelingen.

Die hässlichen Verarbeitungshallen sind von dieser Position nicht zu sehen, was mich überrascht, weil sie direkt vor uns liegen müssten, soweit ich mich orientieren kann. Dort aber ist nur Dschungel, ein nicht enden wollender Dschungel, der den Planeten unter sich begräbt.

Lichtreflexe tanzen auf den kleinen Wellenkämmen des Pools wie Blitze, verschwinden, um an anderer Stelle wiedergeboren zu werden. Runa wendet sich nach rechts, ohne mir weiter Beachtung zu schenken. Sie geht am Beckenrand entlang zu einem kreisförmigen Gebilde von etwas

über einem Meter Höhe. Dahinter steht einer der Hauseigenen oder meinetwegen Dryaden, dem ich erst bei der Morgenmahlzeit begegnet bin. Den Namen habe ich vergessen, was mich nicht überrascht bei all diesen Eindrücken. Als ich den Aufzug verlasse, gleitet der stählerne Zylinder der Kabine in die Tiefe und nichts, nicht der kleinste Spalt bleibt zurück.

Das kreisförmige Etwas neben dem Pool ist eine Art Labor, denn der Dryade ist allem Anschein nach damit beschäftigt, verschiedene Chemikalien zu mischen und in bereitgestellte Gläser zu füllen. Der Farbe nach könnte es sich um einen neuen Extraktionssud handeln. Ich frage mich, warum solche Versuche unter freiem Himmel gemacht werden. Vielleicht eine Sicherheitsmaßnahme.

Runa tritt zu dem in seine Tätigkeit vertieften Dryaden und begrüßt ihn.

„Hallo Gail. Mixt du uns was Schönes?“

„Runa, hallo und Zola ist auch da! Sehr schön. Ihr seht beide fabelhaft aus.“

Er mustert mich ausgiebig und macht einen zufriedenen Gesichtsausdruck.

„Exzellente Wahl dieser Badeanzug. Er gibt dir eine animalische Note und ich finde, das ist sehr animierend."

„Gail, konzentriere dich auf mich, sonst bin ich beleidigt und muss dir die Augen auskratzen."

Gail antworte etwas in einer fremden Sprache, die sich sehr angenehm anhört, auch wenn ich sie nicht verstehe. Runas Gesichtsausdruck legt die Schlussfolgerung nahe, dass er den richtigen Ton gefunden hat, um sie zu besänftigen.

„In jedem Fall seht ihr beide zum Anbeißen aus."

„Nicht für dich Gail, nicht für dich", mahnt Runa.

„Dor Amasole wird diese Aussicht sicherlich ebenfalls zu würdigen wissen."

Runa bedankt sich für das Kompliment, indem sie eine Verbeugung andeutet. Dann wechselt sie das Thema. „Was ist jetzt mit unseren Getränken? Hat dich unser Anblick so aus der Fassung gebracht?"

„Aus der Fassung gebracht, beschreibt es nicht annähernd. Dennoch kann ich euch meine neueste Variante empfehlen: Dunkler Dschungel." Gail hebt das Glas mit der grü-

nen Flüssigkeit hoch, so dass Runa es betrachten kann. „Wer das einmal getrunken hat, will nichts anderes mehr."

„Getrunken?", rutscht es mir entsetzt heraus. „Aber das sieht nicht so aus, als ob es trinkbar wäre."

Beide kichern amüsiert, hüstelnd. „Gail mixt die besten Cocktails, die du dir vorstellen kannst. Ich garantiere dir, das ist absolut trinkbar und du wirst es jetzt auf der Stelle kosten, damit du ein bisschen entspannter wirst."

Schon drückt mir Gail ein kleineres Glas in die Hand, in das er die Hälfte der ursprünglichen Menge geschüttet hat. Den Rest bekommt Runa. Gail kann es kaum erwarten, dass wir trinken. Ich denke an Schorts Incender, hoffe, dass dieses giftig grüne Getränk nicht schlimmer ist und mir keine vergleichbaren Kopfschmerzen beschert, dann nehme ich einen großen Schluck. Es schmeckt gut, brennt kaum in der Kehle und hat einen angenehm fruchtigen Nachgeschmack. Vielleicht ist es nicht die beste Idee, sich in der heißen Sonne gleich am ersten Tag mit alkoholischen Getränken in andere Sphären zu katapultie-

ren, auf der anderen Seite aber wäre es sicherlich unhöflich abzulehnen. Und unhöflich möchte ich auf gar keinen Fall erscheinen.

„Donnerwetter, du hast ja einen guten Zug!", sagt Runa.

„Ist das gut?", frage ich, denn die Redewendung ist mir ebenso wenig vertraut wie alles andere, das mich hier umgibt.

„Ich denke ja. Solange es deine Sinne erweitert", fügt sie hinzu und lächelt mich an. Das Getränk hat augenblicklich eine Wirkung auf mich. Runa und Gail scheinen plötzlich viel näher zu sein, als ob ich sie durch ein Objektiv betrachten würde.

Gestern noch stand ich in der Verarbeitungshalle an einem stinkenden Extraktionsbecken und jetzt bin ich hier, direkt im Paradies, halte ein kühles Getränk in der Hand und unterhalte mich mit diesen überirdisch schönen Menschen. Ja, sie sind beide sehr attraktiv, wie mir jetzt auffällt. Es ist, als hätte jemand einen Schleier zur Seite gezogen, hinter dem sich beide bis jetzt versteckt gehalten hatten. Ihre Konturen und Formen, Runas lange Wimpern und

Gails schön geformte Lippen, all das sehe ich erst jetzt.

„Was ist in diesem Getränk alles drin?", will ich von Gail wissen, er aber grinst mich nur an.

„Das ist ein Geheimnis und Geheimnisse muss man für sich behalten können. Geheimnisse sind sehr zerbrechlich und können es gar nicht leiden, wenn sie ausgeplaudert werden. Ich bedaure."

„Du bist gemein", scherzt Runa und berührt Gail am Arm. Bevor die beiden sich näher kommen können, schiebt sich der Aufzugzylinder wieder aus dem Dach des Hauses. Die Kabine blitzt und blinkt wie die Oberfläche des Regierungsgebäudes auf Zabre, das jedes Wochenende in den Holobildern zu sehen war, wenn wir uns im Aufenthaltsraum die neusten Beschlüsse des ersten Ministers anhören durften.

Plötzlich umfasst Runa meinen Arm und ihr Druck ist alles andere als sanft. „Sag nichts, wenn du nicht darum gebeten wirst, sei so höflich, wie es dir möglich ist."

Ich nicke hastig, ohne zu verstehen, was geschieht, schon öffnet sich die Kabine.

„Wer?", frage ich Runa.

„Der Besitzer!", antwortet sie leise und ich spüre ein leichtes Zittern ihrer Hand, dort, wo sie mich hält.

Dann treten zwei Personen aus dem Fahrstuhl und ich spüre, wie das Erstaunen meine Sinne betäubt, mein Mund sich öffnet und ein ganz leichtes Zittern in Wellen durch meinen Körper läuft.

Die hochstehende Sonne

Satya geht an seiner Seite, ihre Hand in der Seinen, Schatten und Licht miteinander vereint.

Was aber ist er? Was ist ein Besitzer? Eine Spezies von Fremden, nicht menschlich, wenn auch von der Gestalt her humanoid. So meine Vorstellung bis zu diesem Moment, jetzt aber weiß ich nichts mehr.

Er ist ein Mensch, zweifelsfrei ein Mensch. Seine Proportionen, sein Körper, sein Gesicht, all das ist ein Mensch und doch etwas anderes. Wie Gail, Runa, Satya und ich selbst trägt er lediglich jene merkwürdige Badekleidung, eine eng anliegende Hose, weiß wie der erste Schnee am Rande

von Oldekka, wo es kaum Fabriken gibt. Selten habe ich einen schöneren Körper gesehen, Muskeln und Sehnen bewegen sich in absoluter Harmonie. Sein Gang ist geschmeidig, voller Würde, jede Bewegung ohne Zier. Er und Satya sind wundervoll anzusehen und plötzlich erscheinen mir Runa und Gail wie verunglückte Exemplare der Gattung Mensch, nicht mehr als schlechte Kopien einer höheren Schöpfung. Die Geschichte von den alten Göttern, Wesen, die irdische Hüllen angenommen haben, obwohl sie doch reine Energie sind, kommt mir in den Sinn. Auch diesen alten Mythos hat Iwahla mir und Asam im Halbdunkel der Station erzählt.

Satya und Dor Amasole bleiben unmittelbar vor mir stehen. Ich kann Amasole nicht anders betrachten, als sei er ein Fabelwesen aus vergangener Zeit. Und genau das ist er ja auch. Das also steckt unter dem schwarzen Bioanzug, der Maske und dem Cape? Ein Mensch und doch kein Mensch. Was ist er?

„Es ist mir ein Vergnügen dich in meinem Haus empfangen zu dürfen, Zola. Ich weiß schon mehr von dir, als du ahnst." Er

lächelt und entblößt dabei die weißesten Zähne, die ich jemals gesehen habe. Der Grund dafür ist einfach: Es ist der Kontrast, der die makellose Helligkeit betont.

Runa mischt sich ein, um mein Schweigen zu überspielen.

„Wir haben Zola eben erst eingekleidet und ich denke, es war eine gute Wahl. Was meint ihr?"

Amasole betrachtet mich, sodass ich den Wunsch verspüre, im Boden zu versinken. Was ist das für ein Gefühl, das mich in diesem Moment überkommt? Ich kenne keine Scham und Angst ist etwas, das mich für gewöhnlich stärker macht, jetzt aber fühlen sich meine Beine schwach an.

„Ihr habt eine gute Wahl getroffen. Ich gratuliere."

„Wie war deine erste Nacht in deinem neuen Zimmer?", fragt mich Satya. Ihre Stimme reißt mich aus meiner Gedankenverlorenheit und gibt mir neue Kraft.

„Ich habe tief geschlafen. Es ist so still im Haus", antworte ich.

„Wo du herkommst, ist es anders gewesen?", fragt der Besitzer. Interessiert sieht er mich an und ich werde nicht anders

können, als ihm zu antworten, wenn ich hier bleiben will. Und ja, ich will.

„Dort, wo ich herkomme, gibt es keine Stille und ein Zimmer, in dem ich alleine schlafe, habe ich auch noch nie gehabt."

„Alleine zu schlafen, mag angenehm sein, wenn man nicht daran gewöhnt ist", erwidert er und betrachtet Satya auf zweideutige Weise.

Ich schüttele den Kopf. „Es ist ungewohnt. Man vermisst die Geräusche der anderen, obwohl sie einen zuvor immer gestört haben."

„Das ging mir ähnlich", pflichtet Satya mir bei. „Ich habe auch immer gedacht, ich würde die Geräusche der anderen im Schlafsaal nicht vermissen. Immer ist irgendjemand aus dem Schlaf aufgeschreckt und hat geschrien. Das war furchtbar. Aber am Anfang hat mich hier dann die Stille irritiert, als ob etwas fehle, das eigentlich da sein müsste."

Dor Amasole schaut von Satya zu mir und wieder zurück. „Ihr habt allem Anschein nach viel gemeinsam. Vieles, das euch verbindet."

„Wir kennen uns erst, seit wir hier sind", sagt Satya.

„Auf dem Schiff, nach dem Aufwachen", ergänze ich.

„Eine interstellare Reise würde ich auch gerne einmal machen", sagt Runa und stöhnt sehnsüchtig.

„Wünsch es dir nicht zu laut, am Ende wird dein Wunsch noch wahr", antwortet Amasole, wobei seine Augen ein Funkeln innewohnt. Runa trinkt einen Schluck des grünen Getränks, ihre Hand zittert erneut. Sie wendet sich Gail zu und bittet ihn nachzuschenken.

„Lasst uns dort hinsetzen und weitersprechen!" Der Besitzer zeigt auf drei Liegen auf der anderen Seite des Pools, dann nimmt er meine Hand und es ist, als würde ich einen kleinen elektrischen Schlag bekommen.

„Wie haben dir deine ersten Wochen hier gefallen, Zola? Was hältst du von Baldain. Aber sei ehrlich, ich merke es, wenn man mich anlügt."

Wir gehen zu dritt am Beckenrand entlang, Satya auf seiner rechten, ich auf der linken Seite.

„Es ist ein besonderer Planet. Ich denke, ich mag ihn, auch wenn mir viel passiert ist, seit ich hier bin."

„Du wärst beinahe auf den Feldern umgekommen, hat man mir gesagt."

„Ein Wazza hat dich angegriffen, so war es, nicht?", sagt Satya.

„Ja, ein Wazza. Er hat zwei Tegger angegriffen und viel Schaden angerichtet."

„Du hast ihn sehr frühzeitig bemerkt, soweit ich mich an den Bericht erinnere." Dor betrachtet mich interessiert, als wisse er etwas über mich, das ich selbst nicht weiß.

„Setz dich und erzähl uns." Mit der Hand deutet er auf eine der Pool-Liegen. Ich setze mich unsicher an den Rand, während er und Satya mir gegenüber zusammen auf einer Liege Platz nehmen. Die dritte aber bleibt leer und verwaist, eine unausgesprochene Einladung, sich dazuzugesellen.

Jedes Wort abwägend berichte ich von den Feldern, den Tieren dort, all den Eindrücken, die mich erfüllt haben, während ich hoch oben im Erntekorb Nakonia-Blüten abschlug. Beide hören mir aufmerksam zu, Satya zuckt zusammen, als ich zu dem Teil

meiner Geschichte gelange, in dem der Wazza die Hauptrolle spielt. Dor Amasoles Gesicht ist währenddessen starr und freundlich auf mich gerichtet. Ich werde den Anschein nicht los, als ob es ihm weniger um die Geschichte gehen würde – wahrscheinlich weiß er ohnehin sehr genau, was passiert ist – als um etwas anderes.

„Es ist ein großes Glück, dass du heute hier bist nach all dem", kommentiert er meinen Bericht, als ich ans Ende gelange. Ich sehe, dass seine Hand auf Satyas Oberschenkel ruht. In diesem Moment erscheint es mir, als würde ich seine Berührung auf meiner eigenen Haut spüren. Schnell lege ich die Beine übereinander.

„Du hast eine gute Wahrnehmung, wache Sinne", sagt der Besitzer plötzlich und seine Stimme klingt verwandelt, ernster als noch zuvor. „Die Menschen auf Baldain glauben, dass jemand, der den Wald und seine Geschöpfe so gut lesen kann, ein Arlin ist, ein Waldgeist, eine verlorene Seele, die sich selbst vergessen hat und ganz in der Gegenwart lebt. Keine Vergangenheit, kei-

ne Zukunft, das kennzeichnet einen solchen Waldgeist."

Fragend sehe ich ihn und Satya an. Ob seine Worte lediglich informierend sind oder er tatsächlich glaubt, dass diese Wesen existieren, kann ich seiner Mimik nicht entnehmen. Satya scheint in diesem Moment wie ein Spiegelbild meiner selbst. Die leicht geschwungene Linie ihrer Augenbrauen schiebt sich irritiert zusammen.

„Bist du ein solcher Arlin?", fragt der Besitzer mit neutraler Stimme, als glaube er wirklich, ich könne ein Gespenst sein.

„Keine Vergangenheit, keine Zukunft?"

„Das ist ein Arlin", erwidert er.

„Dann bin ich wohl einer, ohne es gewusst zu haben, keine Vergangenheit, keine Zukunft. Nur den Moment." Ob er mich versteht und meine Worte nicht missdeutet, ich weiß es nicht. Eine Weile herrscht Schweigen, dann nickt der Besitzer und ein zufriedenes Lächeln umspielt seinen Mund. „Willkommen auf Baldain, Waldgeist Zola." Er nimmt meine Hand und führt sie an seine Stirn. Weiß schimmert meine Haut vor der seinen. Sein Körper ist so dunkel wie die beginnende Nacht, ebenmäßig schwarz

ist sein Haar, nur Handflächen und Fußsohlen, sind so hell wie die meinen. Und doch ist alles an ihm menschlich. Niemals zuvor habe ich ein solches Wesen gesehen, niemals zuvor eine solche Präsenz gespürt. Es ist, als ob er alles in seiner Nähe in sich aufnehmen würde. Den Raum, die Dryaden, das Licht und mich. Mich und Satya.

Fragen

„Er mag dich“, sagt Satya, während Dor Amasole durch den Pool schwimmt. Seine Arme durchteilen das Wasser, als sei er mehr daran gewöhnt, sich in diesem Medium fortzubewegen als an Land. Ich kann nicht schwimmen und fürchte das Becken. Für mich ist Wasser in dieser Form nicht mehr als eine Falle, in der ich versinke, sobald man mich hineinwirft. Wie ich so verwegen sein konnte, über das Extraktionsbecken zu springen, weiß ich jetzt selber nicht mehr. Der Gedanke alleine treibt mir den Angstschweiß auf die Stirn.

„Hörst du mir zu?“, fragt Satya, als ich ihr nicht gleich antworte.

„Ja, ich höre dir zu, natürlich. Du hast gesagt, er würde mich mögen. Das ist gut für mich, nehme ich mal an."

Grübchen, sie hat Grübchen über den Mundwinkeln, wenn sie lächelt. Das bemerke ich zum ersten Mal und ich mag diesen Gesichtsausdruck, auch wenn er sehr rätselhaft ist.

„Ja, ich denke, das ist gut für dich, aber sei dir jetzt nicht zu sicher in allem. Du bist neu hier und musst dich zusammennehmen. Ich weiß, dass du manchmal sehr wütend sein kannst und dann unkontrolliert reagierst."

In diesem Moment hört sie sich an wie die mahnende Iwahla, welche mich zur Vernunft ruft, wenn ich über die Stränge geschlagen habe.

„Du meinst wegen des Wächters auf dem Schiff? Denkst du deswegen, ich sei unkontrolliert und impulsiv?"

„Auch deswegen, aber unabhängig davon, ich weiß es ganz einfach."

„Wieso glauben hier alle, dass sie etwas über mich wissen? Keiner kennt mich doch wirklich."

„Wer kennt schon irgendwen? Jeder ist am Ende alleine und muss sich doch auf andere verlassen. Das ist unser aller Dilemma."

„Das hätte ich sagen können." Wir sehen uns an und lachen im selben Augenblick. Dor Amasole taucht in diesem Moment am Beckenrand auf. Wasserperlen glänzen in seinem dichten, lockigen Haar. „Ihr versteht euch ausgezeichnet, wie es scheint", ruft er uns zu.

„So ist es, Dor Amasole Demidi. Es ist schön, mit Zola zu sprechen."

„Gut, dann redet nur weiter. Ihr habt euch, wie es aussieht, viel zu erzählen. Ich bin gleich wieder bei euch."

Sein Kopf verschwindet unter der gleißenden Oberfläche und schon gleitet seine flimmernde Silhouette unter Wasser davon.

„Was ist er?", frage ich.

„Der Besitzer. Das weißt du doch."

„Ja, aber was ist er? Ein Mensch? Er sieht aus wie ein Mensch, aber seine Haut…"

„Er ist Dor Amasole, der Besitzer, mehr weiß ich nicht. Ich habe ihn angenommen, wie er ist. Mensch oder nicht, kann ich dir

nicht sagen. Er ist anders, natürlich, und ich war ebenso verblüfft wie du, als ich ihn das erste Mal gesehen habe. Jetzt nicht mehr."

Meine Frage ist damit nicht beantwortet und offensichtlich kann mir Satya nicht mehr sagen, weil sie nicht mehr weiß. Eine Sache aber kann sie bestimmt klären. „Was ist zwischen dir und ihm?"

„Kannst du dir das denn nicht denken?"

Ich bin jung und alles andere als erfahren, was das betrifft, aber wer im Heim aufwächst, weiß über diese Dinge Bescheid.

„Ihr seid ein", ich zögere es auszusprechen, „… ein Paar?"

„Vielleicht eine Spur zu viel gesagt. Ich bin seine, man nennt es auf Baldain Bonsua. Runa hat zuvor meine Position eingenommen, aber es ist wohl aus zwischen ihnen. Runa kann auf Dauer ziemlich anstrengend sein."

Runa steht immer noch bei Gail und ihre fahrigen Bewegungen lassen vermuten, dass sie noch mehr von seinen Cocktails gekostet hat. Mehr, als ihr guttut.

„Runa war zuvor seine Geliebte?"

Satya nickt. „Ja, aber es ist vorbei, denke ich, zumindest verbringt er sehr wenig Zeit mit ihr, seit ich da bin.“

„Und Runa, was sagt sie dazu?“

Sie zuckt mit den Schultern. „Da musst du Runa fragen, ich weiß es nicht. Es ist ziemlich schwer, Dryaden zu durchschauen. Freundlichkeit hat oberste Priorität, darauf wird dich Spino noch hinweisen, falls er es nicht schon getan hat. Das macht es fast unmöglich, ihre wahren Empfindungen zu erkennen. Sie sind und bleiben verschlossen.”

Runa sieht in unsere Richtung, als wüsste sie, über wen wir sprechen.

Gleichzeitig zieht sich Dor Amasole aus dem Wasser, schüttelt sich kurz und kommt zu uns zurück.

„Du solltest dich auch einmal abkühlen. Das Wasser ist sehr angenehm”, sagt er an Satya gerichtet. Sie sieht mich an und wirkt gänzlich unentschlossen, als wüsste sie nicht, ob es sich um einen Vorschlag oder einen Befehl handelt. Schließlich steht sie auf, berührt Dor Amasole an der Hüfte und gibt ihm einen Kuss.

„Du hast recht, ich sollte mich tatsächlich ein wenig abkühlen. Aber ein Drink ist mir lieber als ein Bad." Im Weggehen zwinkert sie mir zu, während Dor Amasole sich zu mir setzt. Er sieht Satya nach, bis sie den sonderbaren Getränkemischstand erreicht hat, hinter dem Gail immer noch Flüssigkeiten zusammenkippt, als sei das seine Berufung.

„Dein Weg bis hierher war nicht leicht, das weiß ich. Du hast viel hinter dir gelassen und bist jetzt in einer Phase, in der du dich neu finden musst", analysiert Amasole, ohne mich anzusehen.

Immer noch bin ich fassungslos, dass dieser merkwürdige Mann der Besitzer sein soll, jene angsteinflößende Gestalt hinter der Maske. Woher weiß er so viel über mich? Ist das normal? Sind das die Daten, welche nach meiner Ankunft von mir erstellt wurden?

„Ich möchte nur, dass du eines weißt." Nun sieht er mir in die Augen und ich fühle mich wie auf einem Seziertisch. „Du bist ein Teil dieser Gemeinschaft und nicht mehr allein."

Die Worte dringen nur langsam in mein Bewusstsein. Ich verstehe ihn, aber es fällt mir schwer, meine Gefühle zu ordnen. Es berührt mich, was er sagt, weil es einer tief verborgenen Sehnsucht in mir schmeichelt. Woher aber kennt dieser Mann, der mir so absolut fremd ist, meine Empfindungen?

Um der Form Genüge zu tun, nicke ich und bedanke mich.

„Du wirst noch einige Zeit brauchen, denke ich, bis du wieder eins bist. Heute aber kommst du zunächst mit mir zu den Verarbeitungshallen. Ich möchte, dass du dabei bist."

„Wobei?", will ich wissen.

„Lass dich überraschen. Die Überraschung ist ein guter Lehrer, glaub mir."

Satya kommt zu uns zurück, in jeder Hand einen Cocktail haltend.

„Hier", sie reicht uns die Gläser. „Für euch, damit ihr auf Zolas ersten Tag bei uns anstoßen könnt."

Dor Amasole hebt sein Getränk und bringt einen Trinkspruch aus.

„Auf Zolas ersten Tag in einer neuen Welt. Möge sie sich hier finden und glücklich werden."

Besuch

Die Entscheidung, mich umzuziehen, ist spontan gefallen und es war eine gute Entscheidung. Ich betrachte mich in der Projektionsfläche und bin erstaunt, was dieses Kleid aus mir macht. Ich habe immer Hosen getragen und bin es nicht gewöhnt, so vornehm auszusehen, elegant, weiß, fließender Stoff. Es macht mich älter, und wahrscheinlich könnte man sagen, dass ich schön bin. Mein Haar hat eine der Dryaden mithilfe einer Maschine in Form gebracht. Sie hat es mit einer speziellen Wachstumsstimulation verlängert und jetzt fällt es mir weit über die Schultern, fließend, glatt, seidig. Es hat denselben blauschwarzen Glanz wie der Panzer eines Käfers, den ich während der Ernte auf den Feldern gesehen habe.

Ich muss lange in die Projektionsfläche blicken, um die Zola zu erkennen, die ich gestern noch war. Können sich die Dinge in so kurzer Zeit zum Besseren wandeln? Iwahla hat nie viel über die Zukunft und vage Hoffnungen gesprochen, aber ich

weiß, dass sie mir zu Vorsicht raten würde. Wenn etwas zu berauschend, zu schön ist, kann es nicht wahr sein. Das ist eine der unumstößlichen Lehren, die ich aus meinem Leben gewonnen habe, sozusagen das Destillat vieler bitterer Tage.

Die Wasserfalltür erscheint und, ohne um Erlaubnis zu bitten, betritt Spino mein Zimmer. Mit eiligen Schritten kommt er zu mir, zupft ein winziges Haar von meiner Schulter und betrachtet mich in der Projektionsfläche, als sei diese die bessere Wirklichkeit. Sorgfältig mustert er mein Abbild, dreht mich und gibt endlich seinen Segen.

„Sehr gut, du siehst sehr gut aus. Ich muss zugeben, ich hatte meine Zweifel, als ich dich gestern das erste Mal sah, mager und mit geröteten Knöcheln, aber ich habe mich getäuscht. Du wirst eine Inspiration sein für Dor Amasole. Und jetzt komm, man wartet bereits auf uns.“ Spino stürmt aus dem Zimmer, als zähle jede Sekunde.

„Inspiration?“, flüstere ich fassungslos. Wenn Spino mich für ein Spielzeug hält, hat er sich nicht zum letzten Mal in mir getäuscht.

Vor dem Aufzug will ich wissen, wo es überhaupt hingeht. Spino sieht mich ungehalten an. „Frag Dor Amasole, er wird es dir sagen."

Die Aufzugtüren gleiten wie gewohnt geräuschlos zur Seite und wir treten ein. Keine Trägheitskräfte verraten die Bewegung des Aufzugs und doch bin ich mir sicher, dass es nach unten geht. Die ausgleitenden Türen geben mir recht.

Wir sind in der Parkgarage, jener von Neonlicht erhellten Höhle unter dem Haus, die immer noch so aussieht wie am gestrigen Tag. Es kommt mir bereits viel länger vor, seit ich hier war. Vor einem der großen Wagen mit den verdunkelten Scheiben und der Karosserie eines Panzers stehen der Besitzer, Harlat Misour und zwei Wächter. Sie sind in ein Gespräch vertieft und sehen nicht einmal in unsere Richtung. Dor Amasole ist wieder das in einen Bioanzug gekleidete Ungetüm und nichts erinnert mehr an den Mann vom Pool, der mit mir redet, als würde er mich seit einer Ewigkeit kennen.

Spino verharrt unbeweglich, wo er ist. „Geh nur“, sagt er, „geh zu ihnen, ich bleibe hier.“

Seine Stimme klingt plötzlich sehr traurig, als gäbe es direkt vor ihm eine Grenze, die er nicht überschreiten kann, so sehr er es sich wünscht.

Vorsichtig in seine Richtung spähend, schiebe ich mich an ihm vorbei und verlasse den Lift. Die Kabine gleitet zu, der Spalt schließt sich und Spino ist verschwunden.

Die Luft in der Garage ist unangenehm kühl. Ich friere, als ich zu Dor Amasole und den anderen hinübergehe.

„Zola, gut, dass du kommst, wir warten bereits auf dich“, sagt die elektronisch verzerrte Stimme. Warum dieser Anzug? Ich weiß, dass der Bioanzug eine Art Schutz darstellt. Er enthält ein feines Exoskelett, das der Verstärkung von Körperkräften dient. Der Besitzer aber ist nicht in Gefahr, solange er sich in der Plantage befindet, wozu also einen solchen Schutzanzug? Oder täusche ich mich in diesem Punkt? Fürchtet er die Wut der Eigenen in jedem Moment seines Lebens? Ich habe mir nie wirklich Gedanken darüber gemacht, wie

die Besitzer leben und jetzt erst merke ich, dass es vielleicht komplizierter ist, als ich gemutmaßt habe.

„Ich habe mich noch umgezogen“, erkläre ich die Verspätung.

„Das war gut. Du siehst wundervoll aus. Das Kleid steht dir.“

Harlat sieht mich an, runzelt die Augenbrauen, als benötige er einen Augenblick, um mich wiederzuerkennen. „Kaum zu glauben, dass du das Mädchen bist, das ich vor nicht einmal zwei Wochen in der Distriktverwaltung entgegengenommen habe.“

„Harlat, ihr überrascht mich“, sagt der Besitzer, „ich wusste nicht, dass ihr einen Sinn für Schönheit habt. Ich nahm immer an, ihr würdet alleine in einer Welt der Listen und Zahlen leben.“

„Das, Dor Amasole Demidi, ist ein Irrtum: Nur weil ich verwalte, heißt das nicht, dass ich kein Auge für Ästhetik besäße.“

Dor Amasole legt dem ersten Verwalter die Hand auf die Schulter. „Ich liebe es, überrascht zu werden. Vielleicht solltet ihr doch die Arbeit von Spino übernehmen und euch um die Dryaden kümmern.“

Harlat schüttelt eilig den Kopf. „Das ist gewiss keine Aufgabe für mich. Ihr habt den besten Hausverwalter, den man sich denken kann. Ich würde diese Position niemals auf gleiche Weise ausfüllen können."

Dor Amasole betrachtet den Verwalter, ohne seine Hand von dessen Schulter zu nehmen. Dann nickt er. „Lasst uns fahren und sehen, ob die Dinge ihren Gang gehen."

Harlat öffnet dem Besitzer die hintere Tür und fordert mich auf, ebenfalls einzusteigen. Die Wächter begeben sich zum zweiten Fahrzeug.

Harlat wird den Wagen fahren, er nimmt im Cockpit Platz. Der Bioanzug schabt über die kalten Sitzflächen und macht ein unangenehmes Geräusch. Eine Gänsehaut überzieht meinen Nacken. Der Bioanzug verwandelt Dor Amasole in etwas Fremdes, schafft Distanz, obwohl wir direkt nebeneinander sitzen. Mir graut bei der Vorstellung, diese von Kunststoff und Metall umgebene Hand könnte mich berühren. Die Fahrzeuge setzen sich nacheinander in Bewegung, als Erste fahren die Wächter,

dann folgen wir. Das runde Tor öffnet sich und Licht flutet in die Dunkelheit, als sei am Himmel selbst ein Damm gebrochen.

„Wohin fahren wir?“, frage ich dieses undurchschaubar fremde Wesen neben mir, das sich in Schweigen hüllt, starr nach vorne sieht und nicht zu atmen scheint.

„Zu den Quartieren. Wir haben Besuch.“

„Besuch?“

Der Besitzer nickt, sagt aber nichts mehr. Der Staub des vorausfahrenden Fahrzeugs prasselt wie dichter Regen gegen die Scheibe, bis Harlat einen Knopf betätigt. Plötzlich gleiten die winzigen Geschosse über die Scheibe, als halte sie ein unsichtbares Feld davon ab, gegen sie zu prallen.

Woher überhaupt soll ich wissen, dass es wirklich Dor Amasole ist, der sich hinter der Maske verbirgt? Sein Gesicht sehe ich nicht und sein Verhalten ist doch so ganz anders als das jenes freundlichen Wesens, das mich auf der Dachterrasse willkommen geheißen hat.

Am liebsten würde ich ihm seine Maske vom Gesicht reißen, um mir sicher zu sein, wer er ist. Maske, Bioanzug, Stimmverzerrer, all das sind Teile eines verwirrenden

Spiels, dessen Regeln ich nicht kenne, denn ich bin nur eine Figur, die über das Spielfeld geschoben wird.

Die Wagen kommen nebeneinander zum Stillstand. Ein weiteres Gefährt, groß wie ein Tegger, steht vor den Quartieren, daneben in zwei parallel ausgerichteten Linien haben sich acht Bewahrer postiert.

„Ich möchte, dass du hiervon eine auswählst und unserem Gast gibst, wenn ich es dir sage."

Jedes der Worte des Besitzers ist wie ein Stich in meine Fußsohlen. Er reicht mir zwei kleine Plastikplaketten, die mir sehr vertraut sind. Identifikationsmarken, wie ich sie bis vor kurzem auch auf meiner Arbeitskleidung getragen habe.

Der Name auf einer der Marke ist Nekras Dar, der auf der anderen Schort.

„Aber warum?'

„Du musst lernen, Entscheidungen zu treffen", antwortet er. In diesem Moment öffnet Harlat die hintere Tür. Ohne jedes weitere Wort steigt Dor Amasole aus dem Wagen. Die vertraute Hitze schlägt mir entgegen wie eine glühende Wand. Meine

Kehle ist trocken, aber es sind nicht die Temperaturen, welche dies bewirken.

Harlat und der Besitzer sprechen mit einem Mann, dessen Anblick mir einen Schauer über den Rücken laufen lässt. Es ist weder seine hagere Gestalt noch das knochige Gesicht mit den tief sitzenden Augenhöhlen, sondern das Zeichen auf seiner Kleidung, welches mich mit Schrecken erfüllt. Ich kenne dieses Zeichen von Zabre. Einmal im Jahr kam ein Mann zu uns ins Heim, diesem nicht unähnlich, und nahm ein halbes Dutzend Kinder mit. Immer waren es die Schwachen, welche keine Chance hatten, einmal einen guten Preis zu erzielen. Immer war Schrecken in den Gesichtern, wenn der Mann mit den zwei sich an den Spitzen berührenden Dreiecken kam. Es ist das Zeichen von Centon, dem größten existierenden Biounternehmen. Am liebsten würde ich, einem alten Impuls folgend, in den Wagen steigen und mich verkriechen.

Die Männer unterhalten sich über eine Fabrik, die in der Distrikthauptstadt errichtet werden soll. Mir fällt auf, wie nervös Harlat ist. Seine eine Hand ist zur Faust geballt, mit der anderen kratzt er sich am

Kinn. Immer wieder sieht er unruhig in Richtung des Eingangs zu Quartier 2, in das die beiden Menschenwächter gegangen sind, kaum dass wir da waren.

Keine Minute später verlassen vier Gestalten das Gebäude, die zwei Wächter, Nekras Dar und Schort. Schweren Schrittes nähern sie sich. Nekras zieht ein Bein nach und es ist offensichtlich, dass er sich trotz dieses Makels bemüht, aufrecht zu gehen. Der Centon-Mann betrachtet sie gleichgültig, dann grinst er mich aus leeren Augen an. Seine Mundwinkel sind voller Schorf.

„Alle beide?“, fragt er und klingt hocherfreut.

„Zola, würdest du bitte“, sagt Dor Amasole. Das ist mein Einsatz, mein Auftritt in diesem miesen Stück. Ich weiß, was von mir erwartet wird und ich hasse es, würde aber niemals auch nur zu hoffen wagen, dem Unvermeidlichen zu entgehen.

Langsam hebe ich die Plaketten und sehe sie an, als wüsste ich nicht, wie sie in meine Hände gelangt sind.

„Na los, gib schon her“, drängt der Centon-Mann. Schort sieht mit grimmigem Blick zu Boden, die Kieferknochen treten

deutlich hervor. Nekras aber ist die nackte Angst ins Gesicht geschrieben. Zwei Schritte nach vorne, langsame Schritte, als schubse mich eine Hand von hinten, dann reiche ich dem Fremden eine der Karten und er hält sie den Wächtern vor, deren Sichtfeld zum Leben erwacht. Rote Sensorstrahlen lesen die Daten auf der Plakette, dann setzen sich die zwei Bewahrer, welche Nekras am nächsten sind, in Bewegung und packen ihn an den Armen. Er schreit, zappelt und versucht sich zu wehren, alles aber ist nutzlos, denn für die Bewahrer ist er nur ein kraftloses Ding. Ich warte darauf, dass er mich beschimpft und verflucht, als sich unsere Blicke jedoch treffen, lese ich in seinem Gesicht nichts als Angst. Kurz bevor sie ihn in den Tegger werfen, ruft er mir etwas zu, das schlimmer ist als jeder Fluch.

„Hilf mir, hilf mir bitte, Zola, bitte."

Wie kann er mich um Hilfe bitten, die ich doch genauso machtlos bin wie er? Vielleicht rächt er sich auf diese Weise, denn seine Worte werde ich nie wieder vergessen.

Die Luke des Teggers schließt sich, endlich verstummt Nekras. Der Centon-Mann

wedelt mit der Plakette, grinst und steckt sie in eine Tasche an seinem Anzug. Er verabschiedet sich, indem er mit zwei Fingern an seinen kahlen Schädel tippt und ein schmatzendes Geräusch macht.

Warum?

„Warum ich?“ Amasole sieht mich mit seinem Maskengesicht an und zögert einen Moment, als wäge er seine Worte genau ab.

„Es war wichtig, dass du eine Entscheidung fällst und spürst, wie es sich anfühlt.“

Meine Wut ist so groß, dass ich weiterspreche, obwohl ich schweigen sollte.

„Ich habe ihn nicht an Centon verkauft.“

„Doch“, widerspricht mir Amasole, „es war deine Entscheidung, du hast ihn ausgewählt und Schort verschont.“

„Es war von Anfang an klar, wie ich mich entscheide.“

„Ja, und das macht es nicht besser. Du hast mit großer Selbstverständlichkeit den gewählt, dem du weniger Wert beimisst, und ihn damit verurteilt.“

„Trotzdem war es nicht leicht.“

„Es ist nie leicht, Macht auszuüben. Ich sehe, du hast etwas über mich gelernt, das du nicht wusstest."

„Macht kann auch zum Guten eingesetzt werden."

Er lacht und diese Lachen klingt alles andere als belustigt.

„Am Ende dient Macht immer dazu, das Überleben zu sichern, und das weißt du besser als jeder andere. Wir sind, was wir sind, Jäger oder Beute, jeder hat seine Rolle und muss sie annehmen. Oder verurteilst du einen Wazza, weil er seiner Natur folgend seine Opfer jagt?"

Ich schweige und Dor Amasole nickt zufrieden.

„Siehst du, das ist unser Wesen, es steuert uns, und wenn der Wazza der Alpha-Prädator in Baldains Dschungel ist, was bin dann ich auf Solum?"

Harlat steuert den Wagen in die Garage. Das Tor schließt sich und kaltes Licht erhellt die Finsternis.

„Willst du mich verurteilen für das, was ich bin und noch wichtiger, willst du dich verurteilen? Das ist die Frage, Zola, die du beantworten musst, um zu bleiben."

„Ich bin Beute, was gibt es da zu verurteilen?“, sage ich zornig.

„Du bist keine Beute, niemals gewesen. Mach dir nichts vor. Akzeptiere, wer du bist und hör auf, dich infrage zu stellen. Es kostet dich unnötig Kraft, die du brauchen wirst.“ Der Wagen kommt zum Stillstand, der erste Verwalter steigt aus.

„Heim, süßes Heim“, sagt Harlat lächelnd und steht in der geöffneten Wagentür, ganz der zuvorkommende Diener.

„Ich erwarte dich in zwei Stunden zum Essen“, beendet Amasole unser Gespräch. Im Weggehen fügt er hinzu: „Es gibt Fleisch.“

Speis und Trank

Satya berichtet von einem Ballspiel, in dem sie sich gegen Gail ausgezeichnet bewährt hat. Ihr Tag war angenehm, Sport, ein Drink am Pool, eine Stunde Unterricht in der alten Sprache. Sie hatte keine Entscheidungen über Leben und Tod zu treffen, die ihr das Gefühl geben, schuldig zu sein.

Dor Amasole, der wieder Wesen aus Fleisch und Blut ist, stellt interessierte Zwischenfragen und lächelt amüsiert, sobald Satya erzählt, wie Gail während des Spiels über seine eigenen Füße gestolpert ist.

„Und was war bei dir?“, fragt Satya schließlich, als es von ihrer Seite aus nichts mehr zu berichten gibt.

„Zola hat etwas über Entscheidungen gelernt und darüber, was sie wirklich ist“, antwortet Amasole für mich.

Satya versteht nicht, also sieht sie fragend und gleichermaßen beunruhigt in meine Richtung. Die gute Laune ist aus ihrem Gesicht verschwunden.

„Einer der Eigenen wurde von Centon abgeholt“, erkläre ich und nehme mir ein weiteres Stück Fleisch.

„Das ist schlimm“, entgegnet sie und legt ihr Besteck auf den Teller.

„Das ist es nicht“, widerspricht Amasole. „Es ist der normale Kreislauf, die Ordnung der Dinge, einer lebt, ein anderer vergeht. Der eine dient dem anderen, so war es schon immer, auch wenn die Menschen sich lange darin geübt haben, diesen Umstand mit Worten wie Gleichheit und Frei-

heit und Demokratie zu verschleiern, womit sie der Wahrheit und jenen, die dienen, gleichermaßen spotten. Diese Zeiten aber sind vorbei. Wir leben in einer Welt, die geordnet ist und in der jeder zu akzeptieren hat, wo er steht, was er ist."

Satya sieht schweigend auf ihren Teller, pikst ein Stück Gemüse auf und führt es zum Mund, um eine winzige Menge abzubeißen. Ich habe die Keule eines Tieres in der Hand, das ich nicht beim Namen nennen kann. Es schmeckt gut und ohne Dor Amasole aus den Augen zu lassen, beiße ich hinein. Der Besitzer lächelt mir zu.

„Zola hat das verstanden. Ich denke, es ist eine wichtige Lehre."

„So wichtig wie das Überleben selbst", sage ich, worauf Dor Amasole laut lacht.

„So wichtig, wie das Leben selbst, sehr richtig", erwidert er und fügt nach kurzer Pause eine Frage hinzu. „Plagt dich noch dein Gewissen?"

Schort lebt, denke ich in diesem Moment, Nekras ist Geschichte. Dann aber höre ich seine Hilferufe in meinem Bewusstsein. Plötzlich schmeckt das Fleisch nicht mehr so gut. Ich lege die Keule auf meinen

Teller. „Nichts, womit ich nicht fertig werde."

„Sie ist ein Raubtier, nicht wahr?" Er sieht Satya an.

„Das ist sie wohl", sagt Satya und es schwingt Bitternis in ihrer Stimme mit.

„Und du bist das Gegenteil", fährt er in seiner Betrachtung fort. „Weich und sanft und immer bemüht, Lösungen zu finden, die allen genügen."

„Das ist meine Natur", erwidert Satya.

„Derartige Gegensätze bilden ein schönes Muster, findet ihr nicht?" Er sieht von mir zu Satya.

„Muster?", frage ich.

„Oder Konstellation. Sagen wir Konstellation."

„Ich bin kein Künstler. Mir fehlt der Sinn für solche Muster."

„Das ist richtig. Eine Künstlerin bist du wohl nicht. Das wäre Satyas Rolle. Sie kann solche Muster erkennen und ihnen etwas abgewinnen. Ist es nicht so?"

„Ich habe schon immer gerne gemalt", antwortet sie ausweichend.

„Ich weiß, ich weiß und ich würde gerne einige deiner Bilder aufhängen, falls du

damit wieder beginnst. Dort drüben neben diesem zum Beispiel."

Im Gegensatz zu den kahlen Wänden in den anderen Etagen sind die Wände in den Räumen des Besitzers mit Bildern geschmückt. Steinerne Statuen stehen im Raum verteilt, Männer und Frauen in grotesken Posen. Ich habe Derartiges nie gesehen und frage mich, ob diese Sachen eine Funktion haben. Das Bild, auf welches Dor Amasole deutet, zeigt einen schreienden Mann vor einem fliehenden Hintergrund. Alles aber ist mit einfachen Strichen und Linien gezeichnet, als wäre es dem Maler darauf angekommen, die Wirklichkeit auf den Schrecken zu reduzieren. Amasole wird aufmerksam und bemerkt, wie sehr mich dieses Bild gefangen nimmt.

„Es heißt ‚Der Schrei' und ist von einem alten Maler namens Munch. Es ist das Glanzstück meiner Sammlung. Wie findest du es, Zola?"

Ich betrachte das Bild erneut und merke, wie der Schrecken sich in mir ausbreitet. „Es beunruhigt mich, der Mann wirkt so, als wäre er wahnsinnig. Aber ich bin eben keine Künstlerin."

„Ja, aber du hast andere Qualitäten und vor allem eine gute Wahrnehmung."

Jedes seiner Worte deutet an, dass er mich besser kennt, als es eigentlich sein kann. Ist das Teil des Spiels?

Amasole schiebt seinen Teller zur Seite, legt das Besteck darauf und wischt sich mit einer Stoffserviette den Mund ab. Dann holt er eine kleine Schatulle hervor und stellt sie vor sich. Ein Diener kommt herein, es ist eine Maschine, ein Roboter, von der Gestalt her einem Bewahrer nicht unähnlich, allein die Oberfläche dieses Exemplars ist sauber und glänzend wie Edelmetall. Er legt einen kleinen, länglichen Gegenstand vor dem Besitzer auf den Tisch und macht sich daran, die Teller abzuräumen.

„Zeit, die Früchte unserer Plantage zu genießen." Der Gegenstand wirkt vertraut, auch wenn dieses Stück von besserer Bauart ist als jene, welche die Eigenen während des Festes benutzt haben, um Nakonia zu inhalieren.

Amasole füllt eine kleine Menge des Pulvers in die schaufelförmige Öffnung, steckt das dünne Röhrchen in seine Nase und saugt die Droge mit einem Atemzug ein.

Dann füllt er den Inhalator erneut und kommt zu mir. Während er mir die Vorrichtung reicht, berührt seine zweite Hand wie selbstverständlich meinen Nacken.

„Hochreines Nakonia, wesentlich besser als das, was die Ernter benutzen."

Dass jede Verweigerung nur eine theoretische Option ist, lässt sich nicht von der Hand weisen. Die Hand, welche mich berührt, fühlt sich wie eine Drohung an. Schort hat mich vor Nakonia gewarnt, aber immerhin habe ich ja bereits einmal eine nicht unerhebliche Dosis konsumiert, ohne bleibende Schäden davongetragen zu haben. Auch die Euphorie, die Nakonia verursacht, ist mir noch sehr gut im Gedächtnis. Warum also nicht? Ich habe ohnehin keine Wahl. Kurzentschlossen nehme ich den kleinen Inhalator und ziehe das Pulver in meine Nase.

Es kribbelt und beißt, ich spüre, wie mir Tränen in die Augen steigen. Gleichzeitig aber fühlt sich meine Nase sehr frei an, mir ist, als bekäme ich leichter Luft. Mit dem Inhalator in der Hand geht Amasole zurück an seinen Platz, befüllt den Vorratsbehälter ein weiteres Mal und reicht dann das prä-

parierte Gerät an Satya weiter. Sie zögert keinen Moment, steckt das Röhrchen erst in das eine, dann in das andere Nasenloch.

Der Besitzer packt die kleine Schatulle wieder ein und lächelt uns an. Seine Augen sind gerötet, aber er wirkt merklich gelöster, als während des gesamten Mahls.

„Das sind sie", er zeigt mit beiden Armen auf Satya und mich, „die Gegensätze, die eins bilden, die beiden Seiten einer Medaille, Pole von unterschiedlicher Beschaffenheit, komplementäre Farben. Wir sollten ein Gemälde von euch beiden malen lassen." Amasole beginnt, mit den Händen in der Luft ein Bild zu malen, schwungvolle Bewegungen, die die Luft durchtrennen, eilige Pinselstriche in der Fantasie.

Plötzlich zucke ich zusammen, greife nach meinem Messer und schreie entsetzt. Der massige Schädel eines großen Hundes schiebt sich durch den Wasserfallvorhang, seichgelbe Augen sehen mich an.

Dor Amasole hebt beschwichtigend die Arme. „Alles in Ordnung, alles in Ordnung. Leg das Messer weg, es ist alles OK."

„Ich habe eine Halluzination, oder?", rufe ich ihm zu. „Ich sehe ein Raubtier, einen

riesigen Hund, der dort steht.“ Das erste Mal habe ich riesige Insekten gesehen und jetzt das.

Satya dreht sich hastig um, entspannt sich dann aber sofort wieder. Es muss ein Trugbild sein, eine andere Möglichkeit gibt es nicht.

„Du hast keine Vision”, sagt der Besitzer, „das ist ein Kander, ich züchte diese Tiere. Leg endlich das Messer weg und entspann dich.”

Der Kander kommt in den Raum, sein Körper ist ebenso massig wie der Schädel, das Fell dicht und von grauen Mustern durchzogen. Was um Himmels Willen ist das für ein Tier? Es geht mit geschmeidigen Schritten zu Dor Amasole und leckt über die dargebotene Hand. Der Kopf ist eindeutig hündisch, der Rest aber passt nicht zu diesem Schädel.

„Das ist Kasul, ich bin sehr stolz auf ihn. Er ist der erste fortpflanzungsfähige Rüde seiner Art.”

„Was ist das für ein Tier?”, frage ich und lege erst jetzt das Messer zur Seite. „Ich habe so etwas noch nie gesehen”, sage ich. „Sein Körper sieht aus …”

„Wie der einer Katze, ganz recht", kommt mir Amasole lächelnd zuvor. „Er ist ein Hybrid, etwas wie ihn findest du nirgends. Eine Kreuzung aus Wak-Hund und einem Bergtiger. Ergeben wie ein Hund, geschmeidig wie eine Katze."

Kasul streckt sich auf dem Boden aus, dabei bemerke ich seine Pfoten: Sie haben Krallen, lange bleiche Krallen, die in diesem Moment ausfahren und über den Boden schaben, wobei sie ein kratzendes Geräusch machen, das in den Ohren schmerzt.

„Das Beste an ihm ist, er kann Bäume hinaufklettern. Keine Beute entgeht ihm. Der perfekte Jäger." Amasole wirft dem Tier einen Knochen zu und sofort macht der Hybrid sich daran, ihn zu zerbeißen und zu verschlingen.

„Die perfekte Mischung aus Katze und Hund. Habt ihr jemals etwas Schöneres gesehen?"

Satya gelingt es, ein paar lobende Worte auszusprechen, die sich in meinen Ohren nicht sehr überzeugend anhören. Mir ist dieses Tier zuwider und ich wünsche mir nur, es möge wieder den Raum verlassen. Unaufhörlich quält mich das Gefühl, es

würde mich mit seinen stechenden Augen betrachten, fixieren, als sei ich seine Beute. Das aber mag ein Effekt des Nakonia sein. Was Dor Amasole betrifft, bin ich mir sicher, dass er mich beobachtet. Es ist ein analytischer, abschätzender Blick, der mir nicht weniger Angst macht als die Nähe des Tieres.

„Satya, würdest du Zola ins Bad bringen? Ich denke, ihr solltet euch dort ein wenig entspannen", sagt er und sieht dabei in meine Richtung.

„Eine gute Idee", antwortet Satya und erhebt sich. Sie kommt um den Tisch und reicht mir die Hand. Der Hybrid hebt kurz den Kopf, sieht uns neugierig an, dann gähnt er und rollt sich nach Katzenart zusammen.

Satya führt mich aus dem Raum, durch eine weitere Tür, einen Gang entlang, bis wir ein prächtiges Bad erreichen, dessen Wände ebenfalls Projektionsschirme sind. Wieder sind wir in einem Dschungel, vor uns eine kleine Lagune mit türkisfarbenem Wasser, umgeben von dichtem Grün.

„Bad gefällig?", sagt Satya und lässt ihr Kleid zu Boden fallen.

Gefühlt

Sie hat sich das Haar mit einem Haargummi zusammengebunden, so dass die schöne Linie ihres Halses und ihrer Schultern sichtbar wird. Ihre ausgestreckten Arme ruhen auf einem glatten Felsen, dessen Oberfläche grünlich schimmert, und ihr Lächeln verrät, dass sie ähnlich gut gelaunt ist wie ich. Vogelgezwitscher schallt aus dem projizierten Wald und winzige Vögel, wie ich sie von den Feldern kenne, fliegen mit flirrenden Flügelschlägen von Baum zu Baum.

„Ich hatte im Heim einen Freund, einen einzigen, der mich beschützt hat, was immer geschah“, sagt Satya und betrachtet den Reiniger, der langsam in meinen Nacken wandert, wo er meine Gefühle verstärken wird, sofern dies noch möglich ist. Ich denke an Asam, den ich in gewisser Weise immer beschützt habe, auch wenn er nicht völlig hilflos war. Ihm fehlte der richtige Instinkt, um sich durchzusetzen. Er verstand es nicht, den Vorteil zu nutzen, den derjenige besitzt, der zuerst angreift.

Immer wog er ab, zögerte und fürchtete die Konsequenzen seiner Handlungen. Ich bin nicht so bedacht wie er und oft ist das von Vorteil.

Satya aber hat Züge von Asam und vielleicht mag ich sie deswegen.

„Warum hast du mir geholfen, als wir angekommen sind?“, will sie wissen.

Ich zucke mit den Schultern. „Geistige Umnachtung?“

Satya kichert, Nakonia sei Dank.

„Warum hast du mir geholfen?“, frage ich zurück.

„Ich glaube, du bist mir vertraut.“

„Du kanntest mich doch noch gar nicht?“

„Ich habe da eine andere Theorie.“

„Welche?“

„Menschen erahnen die Zukunft und fühlen, wer für sie Bedeutung haben wird und wer nicht.“

„Das ist verrückt. Du hast doch keine hellseherischen Fähigkeiten? Oder weißt du, was als nächstes passiert?“

„Wissen nicht, aber ich ahne es vielleicht ein wenig und bei dir habe ich geahnt, dass wir Freundinnen werden.“

Der Reiniger gibt mir das Gefühl, als würden alle Eindrücke, die ich in diesem Moment wahrnehme, zu einer Melodie verschmelzen. So nah fühle ich mich Satya, als seien wir eins.

„Und jetzt sind wir Freundinnen“, schlussfolgere ich glücklich.

Hinter dem Felsen, an den Satya lehnt, kommt Dor Amasole hervor, er legt seinen roten Bademantel ab und steigt in das Becken. Seine Hand streichelt Satyas Nacken und sie lässt es sich gerne gefallen.

Mit einem unscheinbaren Blick und einem leichten Nicken bedeutet sie mir näherzukommen, denn Satya weiß, dass niemand allein sein kann und wir einander brauchen, um die Dunkelheit unserer Träume zu ertragen.

Erwachen

Ich habe geträumt, eine andere zu sein, und als ich erwache, bin ich über alle Maßen verwirrt. Es ist einer jener Träume gewesen, die einen nicht gleich verlassen, sondern Zweifel auslösen, wo die Wirklich-

keit beginnt und die Fantasie endet. Ich war eine andere und es war ein gutes Gefühl, denn ich war stark und unbändig, wie ich es gerne wäre. Zugleich aber war da eine Wut in mir, die alles zerschlagen wollte und allem und jedem misstraute. Unendliche Einsamkeit hat mich in diesem Traum gequält. Mir war, als reise ich in absoluter Dunkelheit einer unbekannten Welt entgegen, traurig über alles, was ich hinter mir lasse, wütend auf jeden, der sich mir entgegenstellt. Ich fühlte mich tatsächlich wieder wie in der Schlafkabine auf dem Schiff, das mich nach Baldain gebracht hat.

Um wieder hinüberzufinden in die Wirklichkeit, berühre ich Amasole, der neben mir liegt, immer noch schlafend und gleichförmig atmend wie ein Kind voller Vertrauen.

Was ist mit mir los? Woher kam dieser wirre Traum? Meine Stirn ist noch heiß und meine Glieder sind schwach, als sei ich krank.

„Was hast du?", fragt mich seine Stimme und ich sehe ihn an, als wäre es das erste Mal. Liebe ich diesen Mann? Ich fühle mich zu ihm hingezogen, zugleich aber

fürchte ich ihn. Er kann zärtlich sein und ist dennoch wie ein Fremder, dem ich niemals vertrauen kann. Gibt es eine Liebe ohne Vertrauen? Ich weiß es nicht, aber der Wunsch, ihn zu berühren und bei ihm zu liegen, ist übermächtig, als ob meine Seele selbst – wenn es sie denn gibt – vor etwas fliehen müsste und nur er mir Schutz gewährt.

„Ich habe geträumt, ich wäre eine andere Frau, würde Zola heißen und müsste vor irgendetwas flüchten."

„Zola?" Amasole lacht auf jene Weise, die ihn unwiderstehlich wirken lässt. „Zola, das klingt nach Kriegerin. Bist du jetzt eine Kriegerin geworden, über Nacht?"

„Mach dich nicht über mich lustig, sonst muss ich dir zeigen, wozu diese Kriegerin fähig ist." Ich richte mich auf und will ihn packen, er aber reagiert schneller und zieht mich auf seine andere Seite, hält meine Arme und gibt mir einen Kuss, den ich widerwillig erwidere. Es fühlt sich gut an, wie er mich küsst, zugleich aber fremd und neu.

„Ich bin noch zu schwach, deshalb konntest du mich überwältigen", verteidige ich mich.

„Das sind die Nachwehen des Fiebers, das du hattest", antwortet er. „Du hast fast zw

ei Tage geschlafen."

„Ich hatte Fieber?"

„Dongo-Fieber, nichts Schlimmes. Normal für jemanden, der noch nicht lange auf Baldain ist", antwortet er.

„Dongo-Fieber?"

„Ja, es hat manchmal Amnesie zur Folge. Aber meistens kehren die Erinnerungen vollständig zurück. Gib dir einfach etwas Zeit."

„Gut, wenn du es sagst, vertraue ich dir."

„Die Kriegerin vertraut mir? Womit habe ich diese Gnade verdient?"

„Ich bin eine milde Kriegerin, wie du vielleicht schon bemerkt hast."

„Eine milde Kriegerin ist die perfekte Kriegerin. Würdest du also mit mir die Morgenmahlzeit einnehmen, Kriegerin Satya."

Ich mag es, wie er meinen Namen ausspricht. Es klingt weich und fordernd, liebkosend und provozierend zugleich. „Satya,

der Kriegerin, ist es eine Ehre, mit dir die Morgenmahlzeit einzunehmen."

Blicke

Der Tag beginnt wie ein seichtes Plätschern, das mir keinen Widerstand entgegensetzt. Dor Amasole wirkt so zufrieden und neugierig, wie ich ihn noch nie erlebt habe. Ich erinnere mich an Furcht, die mich am Anfang in seiner Gegenwart überkam. Es war, als sei ich bedroht, befände mich in einem Käfig mit einem Tier, das mir Angst einjagt und dessen Bewegungen ich dennoch mit Neugier verfolge. Jetzt ist dieses Empfinden verschwunden und was bleibt, ist der Wunsch, mit ihm zu spielen, ihn zu reizen und zu sehen, wie er reagiert. Irgendwie hat das Fieber eine Last von mir genommen und ich kann kaum glauben, wie angenehm es sich anfühlt, im Gleichgewicht zu sein. Wenn er mich berührt, laufen kleine Wellen aus Energie durch meinen Körper und ich kann nicht anders, als diese Berührung zu erwidern.

Nie zuvor habe ich Derartiges empfunden, aber mit meinem Gedächtnis ist es ohnehin nicht zum Besten bestellt. Nur in Bruchstücken kann ich die letzten Wochen rekonstruieren. Es sind einzelne Bilder, Fragmente eines Puzzles, welche sich im Moment nur sehr langsam wieder zusammenfügen. Am Ende kümmert es mich nicht, denn die Gegenwart ist alles, was zählt.

Nach der Morgenmahlzeit gehe ich ins Bad und betrachte mich in der Projektionswand. Meine Haare sind ein wenig kürzer als ich mich erinnere, mein Gesicht aber ist unverändert. Dennoch kommt es mir vor, als betrachte ich eine Fremde. Die Haare werde ich wieder wachsen lassen und hat Runa mir nicht berichtet, es gäbe eine Möglichkeit, das Haarwachstum zu beschleunigen? Sobald ich sie treffe, werde ich sie fragen.

Der Dschungel, den die Projektionsflächen mir zeigen, ist immer noch verwirrend und einschüchternd und doch empfinde ich anders bei seinem Anblick als zu Beginn. Nie zuvor hatte ich den Wunsch, zwischen die Bäume zu treten und im Wald

umherzuwandeln, jetzt aber möchte ich die Blätter und Äste zur Seite schieben und das Unbekannte erkunden. Alles hier ist nur Illusion, die mir Freiheit vortäuscht. Der Reiniger haftet sich an meinen Kopf und ich spüre, wie er mich beruhigt und die aufkeimende schlechte Stimmung verdrängt. Die Funktionsweise dieses kleinen Gerätes ist mir immer noch ein Rätsel, aber ich halte es für das beste Gadget, welches die Besitzer erschaffen haben.

Am Nachmittag treffe ich Runa und Gail am Pool. Sie begrüßen mich freundlich, jedoch spüre ich, dass irgendetwas nicht stimmt. Als ich nachfrage, beteuern sie beinahe panisch, es wäre alles in Ordnung. Gail mixt mir einen Cocktail, wie ich ihn mag, und wir unterhalten uns über das bevorstehende Fest der Eigenen.

„Warum eigentlich Feste für die Eigenen?", will ich wissen.

„Das ist eine Art der Auszeichnung für sie", sagt Runa.

„Sie brauchen das, um für kurze Augenblicke ihrem Schicksal zu entgehen", ergänzt Gail.

„Was für ein furchtbares, furchtbares Leben, immer nur die Felder und die Verarbeitung. Ich war nur zweimal bei den Quartieren und ich fand es unerträglich dort", meint Runa und verzieht das Gesicht, als leide sie mit.

„Entschuldigt, wenn ich frage, aber das Dongo hat mich doch ziemlich mitgenommen, also wundert euch nicht, wenn ich komische Fragen stelle." Gail und Runa lächeln mich an und das deute ich einmal als Verständnis. „Dor Amasole gibt ihnen Nakonia, um sie zu belohnen?" Es gibt Erinnerungen an ein Fest in meinem Kopf, aber ich weiß nicht mehr, was genau passiert ist und warum dieses Fest stattfand.

„Das Fieber hat dir wirklich zugesetzt", sagt Runa und der Ton in ihrer Stimme beunruhigt mich, weil darin keine Spur ehrliches Empfinden liegt. „Ja, er gibt ihnen Nakonia und dann feiern sie ein wildes Fest, werden zu richtigen Tieren und tun Dinge, die wir uns hier lieber nicht vorstellen, wenn ihr versteht, was ich meine."

Gail lacht und schüttelt den Kopf. „Runa, Runa, wir wollen uns lieber nichts vorstel-

len, aber tu bitte nicht so, als seist du unschuldig."

„Ich? Gail, ich bin entsetzt, was du da sagst!"

Jetzt lachen beide, ich aber trinke an meinem Cocktail und weiß nichts hinzuzufügen.

Nach einer Weile beruhigen die Dryaden sich wieder, einen Moment herrscht schweigen, dann will Gail wissen, ob ich mich denn an nichts erinnere, was in den letzten Tagen passiert ist.

„Doch, ja, aber alles nur in Bruchstücken, so als ob ich in einen zerbrochenen Spiegel blicken würde."

„Interessant", sagt er und sieht Runa an.

„Bestimmt fällt dir alles bald wieder ein", meint Runa. Ihre Betonung aber lässt vermuten, dass sie mir nichts weiter wünscht als bleibende Gedächtnisstörungen und außerdem noch einen eitrigen Ausschlag im Gesicht.

„Kommst du mit in den Pool?", fragt sie mich.

„Nein, auf keinen Fall. Ich kann nicht schwimmen. Es macht mir schon Angst, mir vorzustellen, ich würde in flachen Teil

des Beckens steigen. Tiefes Wasser ist das Letzte, was ich brauche. Mir reicht die Lagune im Baderaum."

Sie nickt lange und nippt erneut an ihrem Drink. „Da kann man nichts machen. So hat jeder seine kleinen oder großen Ängste, mit denen er leben muss."

Fest

Ich bin froh, wieder bei Amasole zu sein. Seine Gegenwart beruhigt mich. Allem Anschein nach bin ich doch noch nicht so gesund, wie ich gedacht habe. Am Nachmittag habe ich eine Partie Sokball mit Gail gespielt. Die erste Runde ging an ihn, dann aber erinnerte ich mich an die richtigen Bewegungsabläufe und spielte, wie ich es nicht für möglich gehalten hatte. Gail verlor einen Satz nach dem anderen. Ich ließ keinen Ball passieren.

Die Markierungen des Spielfeldes sind von kaltem Licht eingefasst, der Ball zieht eine Leuchtspur, der Rest des Spielfeldes jedoch ist dunkel. Es ist ein hartes Spiel mit viel Körperkontakt. Gail gab sich nicht

gleich geschlagen und zog im letzten Satz mit mir gleich. Beim entscheidenden Punkt gab ich ihm einen Rempler und er prallte gegen die Begrenzung. Als ich das Licht aktivierte, lag er mit einer Platzwunde auf dem Boden. Da geschah etwas, das ich bis jetzt nicht verstanden habe. Ich dachte, ich wäre in einem Tegger, säße neben dem Mädchen, von dem ich in der Nacht geträumt habe. Wir wurden angegriffen, ein unbekanntes Wesen rammte das Fahrzeug und einer der Insassen wurde zu Boden geschleudert, wo er mit einer großen Platzwunde liegen blieb. Ich hörte mein Herz rasen, betrachtete den Blutenden und griff nach der Hand des anderen Mädchens. Dann war Gail wieder auf den Beinen, fluchte kurz in einer fremden, sehr wohlklingenden Sprache und verließ den Court. Ich blieb noch eine Minute, bis mich die Bilder aus ihrem Bann entließen.

Seitdem fühle ich mich schlecht. Meine Konzentration ist mies, ich bin gereizt und all die Ausgeglichenheit vom Morgen ist dahin.

Als ich diese Geschichte Dor Amasole erzähle, wirkt er besorgt, aber verständnisvoll.

„Satya, ich wollte es dir nicht gleich sagen, weil ich gehofft habe, du würdest dich schneller regenerieren."

„Was wolltest du mir nicht sagen?" Seine Stimme und die Art, wie er mich nun ansieht, machen mir Angst. Kasul streckt sich auf dem Boden und gibt einen Laut von sich, der wie ein langgezogenes Jaulen klingt.

„Du hast die Zeit auf dem Schiff in der Schlafkabine nicht gut vertragen und dabei eine Form von bipolarer Persönlichkeitsspaltung entwickelt. Du imaginierst von Zeit zu Zeit eine junge Frau namens Zola zu sein. Das ist nicht weiter ungewöhnlich, Monate in der Schlafkammer, ein verlangsamter Metabolismus, all diese Faktoren verursachen immer wieder solche Störungen. Wir haben hier einfach nicht das medizinische Fachpersonal, um dich vollständig zu heilen. Vor dem Fieber war es besser, anscheinend erlebst du einen Rückfall."

„Ich bilde mir ein, eine Frau zu sein, die nicht existiert?"

„So sieht es aus. Es gibt keine Zola, so wie du sie beschreibst. Du bist Zola, von Zeit zu Zeit. In Wahrheit aber ist sie dein zweites Ich, unterdrückte Sehnsüchte und Ängste, all das. Es ist verwirrend, ich weiß."

„Ich bin Zola?"

Amasole sieht mich bedauernd an. „Das ist die Wahrheit. Es tut mir leid, aber ich verspreche dir, es wird alles wieder gut."

„Wieso bilde ich mir dieses Mädchen ein? Wieso ist sie in meinem Kopf? Es fühlt sich an, als würde ich wahnsinnig." Mein Blick fällt auf das Bild, welches den stark stilisierten schreienden Mann zeigt. Ich mochte es nie, es erschreckt mich. Mir ist, als müsste auch ich beide Hände an den Mund legen, um meiner Verwirrung Ausdruck zu geben, hinauszuschreien, wer ich wirklich bin. Ich kann nicht zwei sein. Das ist einfach nicht akzeptabel.

Dor Amasole nimmt mich in den Arm und mein Puls beruhigt sich. Dann zieht er das vertraute Döschen hervor, nimmt eine kleine Prise Pulver auf seine Fingerspitzen und hält es mir vor den Mund. Ich lecke das bittere Pulver von seinem Finger, denn ich

weiß, es wird mir helfen. Augenblicklich setzt Linderung ein. Ich spüre, wie die Teile meiner Persönlichkeit sich in einem Bereich in der Mitte meines Wesens treffen und sich für den Augenblick die Hände reichen. Kasul knurrt in der Ecke, als sehe er ein unsichtbares Ungeheuer, das nur in seinen von Schemen beherrschten Tierträumen existiert.

Eine Stunde später beginnt das Fest. Amasole trägt den Bioanzug, der so kalt und abweisend ist, dass ich mich kaum traue, ihn zu berühren. Wir gehen den Weg bis zu den Quartieren, begleitet von Bewahrern und einem Secubot, dessen Schritte den Boden vibrieren lassen. Harlat bildet die Spitze unseres Trupps. Von Zeit zu Zeit wirft er mir über die Schulter schauend einen Blick zu, in dem reines Unbehagen liegt. Ich frage mich, was mit ihm los ist und nehme mir vor, ihm nachher ein wenig Nakonia zu empfehlen. Wie schön die Welt ist, wenn die Droge einem durch die Adern pulsiert und jeder Stern zu einer Sternschnuppe wird.

Vor uns leuchten die Feuer der Eigenen, Funken lodern empor in die dunkle Kristall-

schale des Himmels. Ich höre Stimmengewirr und dumpfe Trommeln, begleitet von einem Surren, das nach aneinander schabenden Blechen klingt. Iwahla hat mir einmal von den Anfängen der Menschheit berichtet und ist es nicht sonderbar, dass Hunderttausende von Jahren später diese Menschen wie ihre Vorfahren um ein Lagerfeuer stehen und zu primitiven Tönen von den Ungeheuern sprechen, welche sie jeden Tag aufs Neue bedrohen?

Gibt es einen Fortschritt in dieser Welt oder ist alles unendliche Wiederkehr?

Als die Eigenen uns bemerken, verstummt die Musik, alle Blicke richten sich auf den Besitzer, das Licht der hochstehenden Sonne.

Dor Amasole betrachtet die Menge, während die Bewahrer einen perfekten Halbkreis um ihn bilden. Dann beginnt er zu sprechen und jedes seiner Worte ist ein Hieb für das gefrorene Meer in mir.

„Jedes Fest ist Gedenken. Wir erinnern uns jener, die aufopferungsvoll gestorben sind. Jedes Fest ist Gedenken, wir erinnern uns, wie wertvoll die unaufhörlich verstreichenden Tage sind. Jedes Fest ist Gedenken

des Augenblicks, der uns sagt, dass wir leben."

Die Eigenen schweigen, als wüssten sie nicht, was der Besitzer ihnen soeben mitgeteilt hat, und vielleicht ist es so.

Mich aber haben seine Worte erreicht und es verlangt mich ihn zu berühren. Harlat tritt neben Amasole und bringt auf sein Geheiß eine Schatulle mit Nakonia zu einem finster dreinblickenden Mann mit Schlapphut. Jetzt erst brandet Jubel auf, denn die Hunde – so will es mir scheinen – bekommen ihren Knochen vorgeworfen. Das Gesicht des Mannes mit Hut ist mir vertraut, aber ich habe seinen Namen vergessen. Er weicht meinen Blicken aus, als fürchte er mich. Wenn ich mich doch nur erinnern könnte, woher ich ihn kenne. Plötzlich bemerke ich einen anderen Mann, der nur einen Arm hat, und mir ist, als würde sich meine Perspektive verschieben, alles um eine Kleinigkeit zur Seite gleiten, so dass eine neue Welt entsteht. Es ist Schort, der glaubt, sein Leben habe Bedeutung.

Und ich, ich bin Zola. Die Funken tanzen, die Eigenen schreien wie primitive Einge-

borene und alles beginnt sich zu drehen, bis ich zu Boden gehe und der Himmel seinen Glanz verliert.

Genesung

„Alles ist gut, wir haben dich stabilisiert. Du wirst wieder gesund.“ Es ist Dor Amasoles Stimme, die mich weckt. Ich öffne die Augen und freue mich, in sein lächelndes Gesicht zu blicken.

„Ich hatte einen schlimmen Alptraum.“

„Ich weiß, du bist zusammengebrochen, als wir bei den Quartieren waren, und hast dich wieder für diese Zola gehalten.“

„Ja, aber das ist jetzt wieder vorbei. Ich weiß, wer ich bin. Alles ist gut. Ich fühle mich fabelhaft.“

„Du hast eine kleine Infusion mit Nakonia bekommen, das hilft dir.“

„Und ob mir das hilft. Ich könnte Bäume ausreißen.“ Ich greife seine Hand und führe sie an meine Wange. „Danke, dass du da bist und mich nicht alleine gelassen hast.“

Er sieht mich fragend an, als würde er diese Aussage nicht verstehen.

„Du bedankst dich bei mir?“

„Ja, sicher. Ich weiß, du hast Besseres zu tun, als an diesem Krankenbett zu sitzen.“

Amasole steht auf und sieht durch die getönte Scheibe auf die Gebäude hinaus. Zwei Tegger werden vor einer der Hallen entladen. Männer laufen geschäftig umher, überprüfen die Fahrzeuge und wuchten Pellets auf kleine Transporter. Ein Tankwagen steht zwischen den beiden Erntern und befüllt den Tank des einen für den morgigen Einsatz. Der Stand der Sonne lässt vermuten, dass es bereits später Nachmittag ist

„Ich bin gerne bei dir, Satya, du bist etwas Besonderes, mehr als jede andere, bei der ich jemals lag.“

„Das ist ein Kompliment, nehme ich mal an?“

„Mehr als das. Eine Auszeichnung!“ Jetzt lacht er und es ist ein bübisches Lachen, das mich sehr froh macht. Wenn er so ist, nicht das schwarze Schattenungeheuer aus Metall und Karbonfiber, dann ist mir tatsächlich, als ob ich ihn lieben könnte.

„Ich hoffe sehr“, fährt er fort, „dass du bald wieder gesund bist.“

„Mach dir keine Sorgen, ich bin robuster, als ich aussehe, viel robuster."

„Ich weiß, das weiß ich sehr gut." Sein Blick in diesem Moment ist verwirrend, als verschweige er mir etwas.

Schon bald fühle ich mich in der Lage, wieder aufzustehen. Mir ist langweilig im Bett und das Nakonia hat zur Folge, dass ich mich bewegen möchte. Also begebe ich mich auf die Dachterrasse, wo Gail, Zinja und Alwina damit beschäftigt sind, die Zeit totzuschlagen. Ich weiß nicht, ob ich auch eine Dryade bin, irgendetwas hält mich davon ab, mich ihnen zugehörig zu fühlen. Sie wirken auf mich so kraftlos und puppenhaft, wie ich in keinem Fall sein möchte, Vögel in einem goldenen Käfig, unfähig auch nur über Freiheit nachzudenken. Ihre Anwesenheit alleine erfüllt mich mit Unruhe.

Alwina sieht mich an, als sei ich ein Gespenst. Gail alleine scheint sich bei meinem Anblick zu freuen.

„Satya, alles wieder in Ordnung? Wir machen uns Sorgen deinetwegen."

„Mir geht es gut. Ich bin wieder völlig in Ordnung."

„Dich hat es ganz schön erwischt bei dem Fest, was?“, fragt er weiter, während die anderen bemüht sind, meinen Blicken auszuweichen.

„Schon, aber ein paar Stunden Schlaf, eine kleine Infusion und schon bin ich wieder die Alte.“ Triumphierend strecke ich die Arme empor, ganz so als hätte ich einen Auftritt in einem altertümlichen Theater.

„Ein paar Stunden?“ Gail macht einen erstaunten Gesichtsausdruck.

„Wie spät ist es denn? Einen Tag und eine Nacht habe ich geschlafen, wenn ich es richtig überblicke.“

Er schüttelt den Kopf. Zinja flüstert derweil Alwina etwas ins Ohr.

„Du hast beinahe vier Tage geschlafen und geträumt. Es hat lange gedauert, bis du wieder zu dir gekommen bist.“

„Vier Tage?“

Er nickt und wirkt beunruhigt. „Die Hauptsache ist doch, dass es dir jetzt wieder gut geht, nicht wahr?“

Ich nicke, ohne zu wissen, was ich denken soll. Warum hat Amasole mir nicht gesagt, wie lange ich nicht bei Sinnen war?

Zwei Stunden später treffe ich den Besitzer in seinen Räumen. Er runzelt skeptisch die Augenbrauen, als wüsste er, dass ich wütend bin.

„Warum hast du mir nicht gesagt, wie lange ich ausgeschaltet war?“

„Satya, jetzt sieh mich nicht so an, du warst ziemlich außer Gefecht gesetzt, hast wie im Fiebertraum gesprochen, wirre Träume gehabt. Das geht jetzt schon eine ganze Weile so und ich mache mir Sorgen, deswegen ist es mir ein Anliegen, dich nicht unnötig zu belasten.“

„Du belastest mich, wenn du mir nicht sagst, was mit mir passiert. Das ist das Einzige, was mich belastet.“

Er schmunzelt amüsiert, als fände er es lustig, wenn ich mich aufrege.

„Das ist nicht lustig.“

„Nein, ist es nicht“, pflichtet er bei, „ich werde dir in Zukunft immer genau sagen, wie es um dich steht. Ist das in Ordnung?“

Ob er mir die Wahrheit sagt, weiß ich nicht. Ich lege den Kopf schief, nicke schließlich. „Wenn du es mir versprichst.“

„Natürlich verspreche ich es dir. Ich bin der Dor Amasole und sorge mich um dich. Vergiss das nicht."

Träume

Die nächsten Tage sind von sehr vielen Aktivitäten erfüllt. Ich bekomme von Alwina Tanzstunden, was mir jedoch nicht zusagt. Schließlich nehme ich bei Zinja Unterricht in Kaktasu, einer Kampfsportart, wie sie mir erläutert, in der verschiedene Elemente miteinander kombiniert werden. Wir kämpfen mit dünnen Handschuhen und Helm. Am ersten Tag gelingt es Zinja mich fast nach Belieben auf die Matte zu schleudern, am nächsten Tag jedoch gestalten sich die Kämpfe bereits ausgeglichener. Mehrfach ist es Zinja, die auf die Matte schlagen muss, was bedeutet, dass der jeweilige Kämpfer kapituliert und den Kampf verloren gibt. Zu diesem Ritual gehört der Satz: „Ich ordne mich unter."

Es bereitet Zinja, bei aller Gelassenheit, die sie vorgibt, Probleme, diese Worte aus-

zusprechen und ich kann es sehr gut nachvollziehen.

Ständig ist Dor Amasole da und gibt mir Nakonia. Er meint, es sei gut für mich, wogegen ich nicht protestiere. Zwar ist es eine Droge und ich bin mir bewusst, dass es schwierig ist, die Kontrolle zu bewahren, aber für den Moment erscheint mir jede Linderung willkommen. Wenn die Gedanken sich vermischen und mich das Gefühl überkommt, da sei eine andere in meinem Kopf, ist es mir lieber, mich mit Nakonia in einen Zustand der Harmonie zurückzuversetzen, anstatt zu leiden.

Nachts ist es am schlimmsten, denn dann träume ich von Zola und es ist, als wolle sie sich aus ihrem Gefängnis in meinem Unterbewusstsein befreien, um die Kontrolle über mich zu gewinnen. Das aber lasse ich nicht zu.

Wenn ich erwache, denke ich an Iwahla und Asam, um wieder einschlafen zu können. Ich vermisse sie immer noch, auch wenn es mir bereits schwerfällt, mich an ihre Gesichter zu erinnern. Besonders Asam erscheint mir unwirklich und immer wenn ich versuche, mir sein Gesicht in Erinne-

rung zu rufen, ist es, als würde ich lediglich in einen Spiegel blicken.

Mein Leben war gewiss nicht einfach und jetzt, da ich in diesem goldenen Käfig ein angenehmes Dasein haben könnte, verliere ich den Verstand. Iwahla hat immer gesagt, Gerechtigkeit sei nur ein Wunsch. Sie hatte auch damit recht.

Wasserspiegel

Ich ertrinke in meinem Traum, dann reicht sie mir eine Hand und zieht mich an die Oberfläche. Gierig sauge ich Luft in meine Lungen, und suche Halt am Beckenrand. Die Hand, welche mich gerettet hat, gehört zu einer jungen Frau mit blondem Haar. Ich benötigte einen Moment, um mich zu besinnen und zu verstehen, dass ich selbst es bin, die mich ansieht. Erschrocken wache ich auf und sehe eine Person am Rand des Bettes sitzen. Sie flüstert mir etwas zu, mahnt mich zur Ruhe. Erst denke ich, es sei Runa, dann aber wird mir mit einem Mal klar, es bin ich selbst.

„Geh weg!“, rufe ich, springe aus dem Bett und halte schützend beide Hände vor mich. Es ist klar, dass ich noch träume. Gestern erst dachte ich im Halbschlaf, die Skulpturen im Raum wären zum Leben erwacht.

„Bitte sei leise, sonst kommen sie und holen mich.“

„Du bist nur ein Traumbild, du bist nicht ich. Der Teufel soll dich holen. Geh weg!“

„Ich bin kein Traumbild, das müsstest selbst du noch merken, auch wenn dir das Nakonia den Verstand aufweicht. Ich weiß, du bist stark, also beruhig dich und hör mir zu.“

Für ein Traumbild ist sie in der Tat äußerst überzeugend, was aber sollte sie sonst sein? Ein Klon, eine verkleidete Dryade?

„Was willst du von mir? Und halt bloß Abstand. Bleib auf deiner Seite des Bettes, dann können wir sprechen.“

„Ich brauche dich, deine Hilfe, du bist doch alles, was ich habe.“ Plötzlich bedeckt sie ihr Gesicht mit beiden Händen und beginnt zu weinen. Einen Traum wie diesen

hatte ich bisher noch nie. Alles wirkt so real und kann es doch nicht sein.

„Was heißt das?“

Ich kann ihre Augen nicht erkennen, nur ihre Silhouette schwebt im Halbdunkel, während sie weiterspricht.

„Komm mit auf die Dachterrasse, bitte, ich will dir etwas zeigen.“

Neugier war schon immer stärker als Angst und wenn es nur ein Traum ist, was soll mir passieren?

Auf dem Weg zum Aufzug frage ich mein zweites Ich, wo Amasole ist, wieso er nicht neben mir lag.

„Bei Runa“, antwortet sie knapp.

„Jetzt weiß ich, wer du bist“, rufe ich.

Sie dreht sich mir zu und sieht mich erwartungsvoll an. „Wirklich?“

Ich nicke. „Du bist die Stimme meiner Eifersucht und willst mir mitteilen, ich soll Runa im Auge behalten.“

Sie schüttelt verärgert den Kopf und stöhnt enttäuscht auf.

„Wie viel Nakonia gibt dir Amasole eigentlich?“

„Ein Gramm vielleicht.“

„Pro Woche?“

„Pro Tag.“

„Ein Wunder, dass du noch sprechen kannst.“

„Für die Stimme meiner Eifersucht bist du ziemlich komisch“, merke ich an.

„Bitte hör auf damit, ich bin nicht deine Eifersucht.“

„Ich bin auch gar nicht eifersüchtig“, erzähle ich weiter, schließlich ist es ja ein Selbstgespräch. „Außerdem weiß ich, Amasole würde auf keinen Fall zu Runa gehen.“

„Er ist trotzdem bei ihr“, antwortet sie und langsam beginne ich, mich über das Gespräch zu ärgern.

Als wir die Terrasse erreichen, ist mein erster Gedanke, ob wir um diese Uhrzeit sicher sind. Es gibt tagsüber ein Feld, das alle Gefahren abhält, was aber ist nachts?

„Es ist zwar nur ein Traum, aber was ist mit dem Sicherheitsfeld? Ich möchte keinem Riseg begegnen.“

„Risegs jagen nicht im Dunkeln“, antwortet sie, „und das Feld ist auch nachts aktiv.“

„Meine Eifersucht ist schlauer als ich“, sage ich nicht ohne Erstaunen.

Sie schüttelt enttäuscht den Kopf. „Jetzt hör mir genau zu und sei ehrlich zu dir selbst.“

„Geht in Ordnung.“

„Du weißt, dass hier etwas nicht stimmt?“

„Na hör mal, wer spricht hier schließlich gerade mit seiner Eifersucht, du oder ich? Klar weiß ich, dass was nicht stimmt.“

Wieder stöhnt sie entsetzt auf. „Probieren wir es anders. Im Haus gibt es keine Spiegel, das weißt du?“

Ich nicke. Zwar hat jedes zweite Zimmer eine Projektionswand, aber Spiegel sind dies nicht.

„Die Projektionswände zeigen dir nicht die Realität, sondern können alles Mögliche abbilden. Denk nur an den Proberaum, der einem die Kleidung auf den Körper rechnet.“

Für ein Traumgespräch ist mir das alles doch zu real und logisch. „Dich gibt es wirklich, oder?”

„Endlich eine vernünftige Frage.” Sie ist offensichtlich erleichtert. „Ja, mich gibt es wirklich und ich wünsche mir nur, dass du die Realität wieder findest.”

„Wer bist du dann?"

„Das siehst du doch. Ich bin die Satya, wie du sie kennst."

„Unmöglich, ich bin Satya."

„Die Projektionswand zeigt dir mein Gesicht, das heißt nicht, dass es deins ist."

„Aber ich weiß doch in mir, dass ich Satya bin."

„Der Reiniger!"

„Was?"

„Der Reiniger. Du denkst, du seist ich, und der Grund ist die Stimulation deines Bewusstseins durch den Reiniger. Meine gesamte Persönlichkeit, all meine biologischen Funktion und mein gesamtes neuronales Netz wurden bei der Ankunft in der Distriktverwaltung gespeichert. Du erinnerst dich?"

Kraftlos zucke ich mit den Schultern. „Ich erinnere mich."

„Seit Tagen wird dein Bewusstsein so umgebildet, dass es deine eigene Persönlichkeit unterdrückt. Du bist nicht mehr du und du bist auch nicht ich, das weißt du, wenn du in dich hineinsiehst."

„Angenommen, du sagst die Wahrheit, wer bin ich dann?"

„Sieh in das Wasser. Sieh in das klare Wasser. Das ist keine verlogene Projektion, es ist die Wahrheit." Sie deutet auf die spiegelglatte Fläche des Pools.

Vorsichtig schiebe ich mich über den Rand, spähe in das dunkle Wasser und das Gesicht, welches ich erblicke, ist das des Mädchens aus meinen Träumen: Zola.

Wieder geht mit der Erkenntnis ein Schwindel einher, ich verliere das Gleichgewicht, stürze hinein und sinke auf den lichtlosen Grund.

Als ich die Wasserfläche, in der sich die Sterne spiegeln, durchbreche, ist es ihre Hand, die sie mir reicht und mein Traum wird wahr. Satya hält mich, bis es mir gelingt, den Beckenrand zu greifen, um mich nach oben zu ziehen.

Ich bleibe auf dem Rücken neben dem Pool liegen und betrachte keuchend den wolkenlosen Himmel. Der Wind trägt ein dichtes Gewebe von Lauten aus dem Dschungel an meine Ohren, spitze Schreie und kehlige Rufe sowie das Rauschen der Blätter. So muss das Meer klingen, der Ozean, den ich niemals gesehen habe, wenn der Wind darüber fährt.

„Ich bin Zola." Es ist mehr Frage als Feststellung.

Satya nickt und lächelt mich an. „Willkommen bei mir. Leider bist du noch nicht wieder die Alte, das wird Zeit in Anspruch nehmen. Du musst dir dieses Gerät ins Ohr stecken, das ich aus der medizinischen Abteilung habe." Sie hält einen kleinen Gegenstand hoch, der nichts anderes sein kann als ein Chip mit einer kleinen Spitze.

„Was macht das mit mir?"

„Es wird die EL-Wellen des Reinigers konvertieren und dein Bewusstsein auf einen früheren Punkt zurückversetzen. Zumindest wenn du es länger trägst."

„Woher weißt du das alles?", frage ich sie misstrauisch. Ich bin bereit ihr zu glauben, aber im Moment hat dieses Rätsel zu viele Unbekannte für mich.

„Das meiste weiß ich von Dor Amasole selbst. Er hat kein Geheimnis daraus gemacht, dass er dich manipulieren möchte. Er darf auf keinen Fall wissen, dass ich dir das alles gesagt habe."

„Warum will er mir vortäuschen, dass ich du bin? Was ist das für ein verdammtes Spiel? Denkt er, ich wäre sein Hund?"

„Er ist Träumer, Spieler, Perfektionist und glaubt, unser Verstand miteinander kombiniert, wäre der perfekte Hybrid, so wie Kasul die perfekte Mischung aus Hund und Katze ist."

Mit offenem Mund sehe ich Satya an. „Du machst Witze?"

Zögernd schüttelt sie den Kopf. „Zola, er ist der einzige Besitzer hier. Er ist gelangweilt. Die Dryaden, wir, Kasul, all das ist nur Spielzeug für einen Geist, der nach mehr strebt, ohne es zu finden."

„Und deswegen macht er uns zu den Spielzeugen seiner grotesken Sehnsüchte?"

„So funktioniert diese Welt. Es ist nicht neu. Du und ich wussten das schon vorher. Ob du als Ernter auf den Feldern stirbst oder in diesem Haus ein privilegiertes Leben führst, du bleibst sein Spielzeug. Genau das habe ich dir schon einmal versucht mitzuteilen, damals auf der Krankenstation. Das ist unser Schicksal."

„Unser Schicksal nehme ich noch immer lieber selber in die Hand." Ich stehe auf und schlinge die Arme um meinen dünnen Leib.

„Ich weiß, dass du so denkst und deswegen bin ich auch hier. Hör mir zu. Ich brauche wirklich deine Hilfe."

Mein Geist ist voll mit sich jagenden Gedanken, ein Sturm von Fragen und verwirrenden Empfindungen, die es mir beinahe unmöglich machen zuzuhören. Ich blicke über die wogende Finsternis des Dschungels und frage mich, wie viele Geschöpfe darin in diesem Augenblick um ihr Leben laufen. Sie haben die Möglichkeit zu entkommen, ein Recht, das wir kaum besitzen. Satya legt mir die Hand auf die Schulter und bedeutet mir, sie anzusehen.

„Es ist etwas passiert", sagt sie.

„Zu viel würde ich sagen. Es ist viel zu viel passiert."

„Noch mehr. Ich bin schwanger!"

„Was?"

„Ich bekomme ein Kind."

Iwahla hat mir einmal gesagt, dass dort, wo Kinder sind, Hoffnung wäre. Ich widersprach ihr und wollte wissen, ob sie das Heim als Hoffnung sehe. Sie änderte ihren Standpunkt nicht, blieb geradezu trotzig und nahm mich am Ende in die Arme. In Erinnerung an diesen Moment lege ich Satyas

Kopf an meine nasse Schulter. Sie zittert mehr als ich und es kann nicht die Temperatur sein, die sie frösteln lässt, denn selbst jetzt sind es noch fast dreißig Grad auf der Terrasse.

„Von ihm?", will ich wissen.

„Ja, von ihm und er wird es nicht zulassen. Runa hat mir erzählt, er habe schon einmal eine Dryade verstoßen, weil sie von ihm schwanger war."

„Du meinst, er wird das Kind nicht akzeptieren?"

„Auf keinen Fall. Das ist gegen alle Regeln. Er wird mich in die Biofabriken verkaufen."

„Wie soll ich dir helfen? Ich bin doch auch nur hier gefangen."

Sie sieht mich lange an, schüttelt endlich den Kopf. „Ich weiß es nicht. Ich weiß gar nichts mehr." Erneut beginnt sie zu weinen.

Ob wir wirklich eine Chance haben oder alles, was uns bleibt, viehische Demut ist, wird sich zeigen. Was ich aber sagen muss, um Trost zu spenden, ist mir nur allzu klar. „Wir kriegen das hin, lass mich nur machen. Wir finden einen Ausweg. Bestimmt."

Harmonie

Der Chip, den Satya mir gegeben hat, funktioniert, hat aber Nebenwirkungen, die ich nicht verstehe. Es sind Träume an Orte und Ereignisse, die ich nicht kenne. Auch Amasole spielt in diesen Träumen eine Rolle, jedoch ist er anders als in der Wirklichkeit, weicher und verständiger als der Besitzer, der neben mir liegt und mich hintergeht. In meinen Träumen wohne ich mit Satya hoch über der Stadt in einer Wohnung, wie ich sie noch nie betreten habe. Ein alter Besitzer – nicht Amasole – steht vor mir, dichtes weißes Haar umkränzt sein dunkles Gesicht. Sein Körper ist von einem Bioanzug geschützt, aber er trägt keine Maske. Er verachtet mich, das sehe ich an seinem Blick, Satya aber betrachtet er auf eine Weise, die viel gefährlicher scheint. Ich weiß, er würde ihr und mir Leid antun, wenn er könnte, etwas aber hält ihn zurück. Dann verschwimmen die Bilder und als sie sich wieder klären, sehe ich ihn taumelnd wie einen gefällten Baum, das Gesicht zu einer

ungläubigen Fratze verzerrt. An diesem Punkt erwache ich stets schweißgebadet.

Dor Amasole bemerkt, dass eine Veränderung mit mir vor sich geht. Bei der Morgenmahlzeit fragt er mich, wie ich mich fühle.

Dass er gelegentlich bei Runa ist, wäre Grund genug, ihm die Augen auszukratzen, seine Manipulation aber wiegt um einiges schlimmer.

„Gut, mir geht es sehr gut. Bin wieder ganz klar." Und um ihn in Sicherheit zu wiegen und milde zu stimmen, gehe ich zu ihm und fahre ihm durch die Haare, wobei mein Blick auf das scharfe Messer gerichtet ist, mit dem er eben noch dünne Scheiben des blutroten Schinkens abgeschnitten hat. Was würde geschehen, wenn ich ihm das Messer in die Kehle ramme? Er ist schnell, aber ich könnte ihn zweifelsfrei überraschen. Warum spüre ich dann diesen Zweifel in mir? Ist es, weil ich damit mein Schicksal besiegeln würde oder gibt es andere Gründe, die ich nicht wahrhaben will? Ich schwöre bei mir selbst, bevor sie Satya wegbringen, werde ich es tun, bis dahin aber suche ich nach einer anderen Lösung.

„Ja, du wirkst wirklich viel gelöster“, antwortet er und greift meine Hände, als ahne er meine Gedanken.

„Ich würde gerne etwas Schönes tun, um mich wieder zu regenerieren.“

„Etwas Schönes? Was soll das sein?“

„Malen, ich würde gerne malen. Du wolltest doch immer ein Bild von mir für deine Wände?“

Für den Bruchteil einer Sekunde sieht er mich an, als habe er mich durchschaut, dann lächelt er wieder.

„Ich denke, das ist eine gute Idee. Nimm dir einen interaktiven Inscriptor und leg los, lass deiner Kreativität freien Lauf. Male Baldain, den Dschungel, die Plantage, was du willst.“

„Ein Maler braucht Inspiration, so wie du die Dryaden brauchst.“

„Ja und?“

„Nun, ich dachte, jemand könne mir Modell stehen. Runa vielleicht.“

„Runa? Wieso denn Runa?”

„Ich finde, sie ist sehr hübsch. Findest du nicht?”

Amasole sieht mich fragend an, schließlich zuckt er mit den Schultern. „Ja, sicher. Wenn du willst, soll sie dir Modell stehen."

„Und was mich auch reizen würde, wäre ein paar der Ernter zu malen. Wenn ich deine expressionistischen Gemälde so anschaue, dann weiß ich, dass das die perfekten Motive sind."

Nachdenklich wandert sein Blick über die Reihe der Bilder und richtet sich schließlich auf eines, das eine altertümliche Fabrikhalle zeigt. Männer und Frauen arbeiten an offenen Feuern mit Zangen, während das geschmolzene Eisen Funken sprüht. Das ganze Bild ist erfüllt von Chaos und der Schwere ihrer Tage. Ich hege keinen Zweifel daran, dass es Eigene einer anderen Epoche sind, die nicht anders litten als die Eigenen dieser Tage.

„Vielleicht ist das tatsächlich ein gutes Motiv. Ich bin gespannt, was du auf die Leinwand bringst. Harlat wird dich begleiten."

Vergnügt gebe ich ihm einen Kuss. „Danke, Demidi, das ist sehr lieb von dir."

„Ich könnte mich an diese Dankbarkeit gewöhnen", sagt er und zieht mich auf seinen Schoss.

Malerei

Warum auch immer, ich muss mit Schort sprechen, er ist der Einzige, dem ich hundertprozentig vertraue. Harlat Misour hingegen ist der erste Verwalter und selbst wenn ich mutmaße, er könne einen guten Charakter besitzen, bin ich nicht bereit, das Risiko einzugehen und ihn ins Vertrauen zu ziehen.

Wenn jemand mir Antworten geben kann und will, so ist es der Obmann.

Harlat wirkt wenig erbaut darüber, für mich das Kindermädchen zu spielen. In den letzten Tagen habe ich ihn selten gesehen und wenn, war er sehr abweisend. Langsam aber begreife ich seine Gründe. Er fürchtet mit großer Wahrscheinlichkeit, dass er sich verraten könnte, was das Spiel betrifft, welches der Besitzer mit mir spielt. Auch weiß ich von Satya, wie wenig Misour derartige Intrigen und Manipulationen

wertschätzt. Sein Interesse ist es, die Plantage am Laufen zu halten, dafür Sorge zu tragen, dass die Ernte gut ausfällt und niemand Schaden nimmt. Gestern erst hat er sich mit dem Besitzer über die Aufstockung der Bewahrer und Secubots, die die Felder bewachen, unterhalten. Dor Amasole aber scheint kein großes Interesse daran zu besitzen, die Sicherheit zu erhöhen. Was bedeuten ihm schon ein paar Eigene mehr oder weniger? Vielleicht dienen die Zwischenfälle auf den Feldern seiner persönlichen Erbauung?

Die Einteilung ist gerade vorbei, als Harlat und ich mit dem kleinen Elektrowagen vor den Quartieren ankommen.

Missmutig sieht der erste Verwalter mich an, als würde er lieber etwas anderes tun, anstatt Kindermädchen für mich zu spielen.

„So, und was nun?“

„Ich suche mir Motive“, antworte ich freundlich, denn ich bin ja Satya, die Nette, auf der Suche nach Inspirationsquellen.

„Was ist das für eine Idee mit dem Malen?“ So wie er das sagt, klingt es, als zweifele er an meinem Verstand.

„Ich hoffe, dass es mir hilft, mich zu finden.“

Harlat nickt und wirkt dabei so wenig überzeugt, wie es nur geht. Malerei scheint nicht sein Metier zu sein. Meines leider auch nicht.

„Ich würde gerne ein paar Eigene malen, bei dem, was sie gerade tun“, erkläre ich mit ruhiger Stimme.

Er schüttelt den Kopf. „Das ist nicht so einfach. Ich denke, wir sollten die Eigenen nicht bei der Arbeit stören.“

„Ich will niemand stören, nur malen und mir anhören, was sie zu erzählen haben.“

Harlat beginnt mit den Fingern auf dem Lenkrad herumzutippen und vermittelt dabei den Eindruck zunehmender Nervosität. „Das halte ich für keine gute Idee. Die Eigenen sind nicht immer gut zu sprechen auf die Dryaden. Es gibt da gewisse Vorurteile, die Aggressionen zu Folge haben und wir sollten alles vermeiden, was als Provokation verstanden werden könnte. Dor Amasole hat mich ausdrücklich darum gebeten, darauf zu achten, dass es nicht zu Gesprächen oder Streitereien kommt, die belastend für dich sind.”

Ich weiß ganz genau, worum es hier geht. Harlat soll jeden direkten Kontakt unterbinden, damit niemand mich mit Zola anspricht und meine Erinnerungen wieder aufkeimen. Harlat weiß nicht, dass ich schon lange wieder bei mir bin. Vielleicht ahnt er etwas, mehr aber auch nicht. Ich kann ihm nicht vertrauen, selbst nachdem er Satya geholfen hat, also muss ich einen anderen Weg gehen.

„Mir ist aufgefallen, wie du mich ansiehst, wenn du glaubst, es bemerkt keiner“, flüstere ich ihm zu. „Was würde der Besitzer wohl sagen, wenn er wüsste, dass der erste Verwalter mich haben möchte und mir das sehr deutlich zu verstehen gegeben hat? Ist er ein nachsichtiger Besitzer, der über solche Sachen hinwegsieht, oder wird er wütend werden und Rechenschaft fordern?”

Augenblicklich hört Harlat auf, das Lenkrad zu bearbeiten. Er sieht mich an, seine Stirn legt sich in Falten, er benötigt Zeit, um diese Informationen aufzunehmen.

„Das ist nicht dein Ernst? Du erpresst mich?”

Ich zucke mit den Schultern. „Es war nur eine Frage, nicht mehr."

„Satya, Satya, du überraschst mich wirklich. Manchmal hat man den Eindruck, du wärst eine andere."

„Jeder hat seine überraschenden Seiten", erwidere ich knapp.

„Das wäre nicht nötig gewesen, damit wir uns richtig verstehen. Und jetzt pass genau auf!" Als er fortfährt, geschieht es leise und mit jenem Unterton, der Verschwörern zu eigen ist. „Du wirst nur mit jeweils einer Person sprechen und auch das nur, wenn du absolut sicher bist, dass niemand uns zuhört. Keine Risiken, kein Abweichen davon. Ist das klar?"

Ein knappes Nicken, ein schnelles Zwinkern, wir sind uns einig.

„Gut", sagt er zufrieden, „dann haben wir uns verstanden."

Ich finde Schort hinter der Verarbeitungshalle, wo er gerade aus einer kleinen Flasche einen Schluck nimmt. Incender, vermute ich. Schort scheint ein großer Freund dieses brennenden Getränks zu sein.

Harlat hält mich an der Schulter fest, während er sehr genau die Umgebung auf mögliche Beobachter checkt. Als er mich loslässt, ist das sein Einverständnis, mich Schort zu nähern.

Dem Obmann fällt fast die Flasche aus der Hand, als er mich sieht.

„Meine Güte, ein Gespenst! Was ist denn mit dir passiert?“

Grinsend fahre ich mir durch die Haare. „Blond steht mir, oder?“

„Hab ich schon bei unserem letzten Fest gesehen und ehrlich gesagt, Schwarz finde ich besser.“ Seine Mundwinkel verziehen sich zu einem spöttischen Grinsen.

„Dabei dachte ich, du freust dich, mich zu sehen.“

„Klar tue ich das, aber lieber naturbelassen als so. Du siehst aus wie verkleidet. Scheint nicht alles so zu laufen, wie es sollte?“

„Kann man so sagen“, gestehe ich leise ein.

„Was ist los?“

Ich muss Luft holen und Kraft tanken, um das zu sagen, was ich zu sagen habe. „Ich habe Probleme. Große Probleme.

Denkst du, es gibt einen Weg, von hier zu verschwinden?“

Schort sieht sich um, als befürchte er, im nächsten Moment von Wächtern überwältigt zu werden. Der erste Verwalter ist nirgends zu sehen.

„Von Solum verschwinden?“

„Ja, irgendwo hin, nur weg von hier.“

„Irgendwo hin? Du bist gut. Baldain ist ein unzivilisierter Planet, die Distrikthauptstadt ist sechs Stunden entfernt und dort leben keine 20.000 Menschen, jeder ist registriert, wie willst du dort untertauchen? Keine Chance.“

„Und der Dschungel?“

„Ich weiß nicht.“

„Was weißt du nicht? Es muss doch irgendeine Möglichkeit geben. Du hast mir etwas von Bedeutung erzählt. Wie soll irgendwas eine Bedeutung haben, wenn es keinen anderen Weg gibt, als hier draufzugehen?“

Schort schüttelt verbittert den Kopf. „Ich will dich doch nur nicht in den Tod schicken.“

„Ich bin tot, wenn ich hier bleibe, das kann ich dir versprechen. Er wird mich in die Fabrik verkaufen."

Jeder Muskel in seinem Gesicht ist in Bewegung. Er zögert, wägt ab und selbst, als seine Entscheidung gefallen ist, bereitet es ihm Probleme, die richtigen Worte zu finden. „Pass auf. Ich hatte einen guten Freund, er hieß Livrar und verschwand spurlos auf den Feldern. Einen Monat später war ich mit einem Ernteteam unterwegs, als mich plötzlich etwas blendete. Es war, als sei dort ein Spiegel oder eine Scherbe am Rand des Dschungels, die meinen Bewegungen folgte und sich immer wieder auf meine Augen ausrichtete. Ich begriff, dass dort jemand sein musste, der mich kontaktieren wollte. Mein erster Gedanke galt Livrar und so tat ich etwas, was ich nie getan hatte, ich verließ das Team und ging allein in Richtung Waldrand. Das Blitzen verschwand und tauchte wieder auf, immer weiter folgte ich ihm in den Wald, bis es dort blieb, wo es war. Dort, neben einem Baum stehend, wartete die Gestalt eines Mannes und ich bin mir noch heute sicher, es war Livrar. Als ich jedoch

näher kam, wich er in das Dickicht zurück und verschwand. An dem Baum aber, wo er eben noch gewesen war, fand ich einen kleinen Datenwürfel. Vorsichtig nahm ich ihn, wog ihn in meiner Hand und steckte den Würfel in meine Jackentasche.“ Schort schweigt plötzlich. Zitternd holt er seine Flasche hervor und trinkt.

„Willst du auch was?“ Er hält mir die Metallflasche hin, ich aber lehne dankend ab. Incender in der Morgensonne zu trinken, erscheint mir bedenklich. Was würde Amasole denken, wenn seine zarte Künstlerin nach Fusel stinkend zurückkehrt?

„Und dann, was ist weiter passiert?“, frage ich neugierig.

Schort wackelt mit seinem Armstumpf. „Das ist passiert. Ich hatte den Wald noch nicht wieder verlassen, als der Wazza hinter mir her war. Tar Amon rettete mir das Leben. Livrar, mein alter Freund, oder irgendein anderes Gespenst hatte mich ins Verderben gelockt, wie es ein Arlin eben tut.“

Einen Moment lang ziehe ich in Erwägung, Schort möchte mir mit dieser Geschichte sagen, wie aussichtslos es ist, in

einen Dschungel zu flüchten, der von Raubtieren und Waldgeistern beherrscht wird. Dann aber spricht er weiter.

„Den Datenwürfel habe ich immer noch, er zeigt Koordinaten und ein altes Emblem."

„Du meinst, dort könnte eine Siedlung sein, im Dschungel?" Plötzlich bin ich euphorisch. Die alten Geschichten von Iwahla sind also doch nicht erfunden. Es gibt Siedlungen freier Menschen, Menschen, die den Besitzern entkommen sind.

„Ganz langsam. Das ist alles völlig unklar. Das einzige, was ich weiß, ist, dass mein Arm weg ist und dabei war ich nur 10 Minuten in diesem Dschungel. Ob es Livrar war und ob er mir einen Hinweis geben wollte, all das ist Wunschdenken."

„Und die einzige Chance, von hier wegzukommen."

„Oder aber draufzugehen." Er sieht mich fragend an. „Ich weiß nicht, ob es gut war, dir das alles zu erzählen. Vernünftiger wäre es, du würdest den Besitzer überzeugen, dass du hier bleibst. Wickel ihn um den Finger, nimm ihn für dich ein, mach irgendwas, denn die Chancen dort draußen

etwas anderes als den Tod zu finden, sind verschwindend gering.

Harlat kommt mit großen Schritten um die Ecke der Halle. „Wir müssen“, ruft er mir bereits aus der Distanz zu. Schon kommen Eigene mit Werkzeugen und hitzebeständiger Kleidung hinter ihm her. Der Wartungstrupp für die Verbrennungsanlage.

„Der Datenwürfel“, sage ich flehend und gehe einige Schritte rückwärts. Schort nickt nur und macht sich auf den Weg zu den Männern.

Harlat baut sich vor mir auf, die Arme in die Hüften gestemmt. „So, das Schlimmste kommt noch.“

Irritiert erwidere ich seinen Blick.

„Jetzt wird gemalt, denn ohne Bild fahren wir nicht zurück.“ Er hält mir den Inscriptor hin wie ein heißes Eisen. Widerwillig packe ich zu.

„Malen?“ Unschlüssig sehe ich die karge, knochenweiß schimmernde Halle an und frage mich, ob das alles wirklich eine gute Idee war und ich mir nicht einen anderen Plan hätte ausdenken sollen.

Waldgeister

„Ungewöhnlich“, sagt Amasole und kratzt sich ratlos am Kinn. „Ich sage nicht, dass es schlecht ist, nur eben anders.“

Das Bild zeigt drei silbrige Strichmännchen, die irgendetwas anpinseln. Ein Kleinkind hätte die Wartungsarbeiter, welche den Schutzanstrich der Verbrennungsanlage erneuern, besser zeichnen können.

„Abstrakt“, erkläre ich mein Werk, „auf das Wesentliche reduziert.“

„Es passt nicht zu den anderen Bildern, aber der Kontrast besitzt natürlich seinen eigenen Reiz. Wahrscheinlich hätte Munch niemals gemutmaßt, dass sein Schrei neben meiner Kleckserei hängen würde.

„Dir gefällt es nicht!“, sage ich beleidigt, denn ein paar Affekte können ja nie schaden. Schließlich bin ich Satya und Satya wäre mit Sicherheit zermürbt, wenn man ihre Arbeit infrage stellt.

„Es gefällt mir und vor allem gefällt mir, dass du so ausgeglichen bist. Ich freue mich auf dein nächstes Werk. Runa soll dir jetzt Modell stehen, nicht wahr?“

Das hatte ich schon fast vergessen und war nur voreilige Provokation, weil Amasole sie nachts besucht. Mein Bedürfnis von Runa ein Bild zu malen ist so groß wie der Wunsch, einem Wazza auf den Feldern zu begegnen.

„Ich habe sie gebeten, heute Morgen Zeit für dich einzuplanen. Sie erwartet dich auf dem Dach. Vielleicht freundet ihr euch sogar an."

So enthusiastisch wirkt Amasole, dass ich mich gezwungen sehe, Freude über Runas Bereitschaft, sich der Kunst hinzugeben, zu heucheln. Es ist eine schäbige Darbietung, welche ich gebe. Ich wünschte, ich wäre eine bessere Schauspielerin, zu viel hängt davon ab.

Runa erwartet mich tatsächlich am Pool. Sie trägt ein Oberteil, das ihr Dekolletee betont, und hat die Haare anders, schwarz und glatt, meinen eigenen Zola-Haaren nicht unähnlich, fallen sie ihr über die Schultern. Hässlich ist Runa gewiss nicht und doch ist da etwas in ihren Zügen, eine kalte Verschlagenheit, die mich abschreckt.

„Hallo Satya, dein Modell wartet schon." Sie legt die Hände auf die Hüften und po-

siert am Beckenrand. Das Ganze sieht lächerlich aus, absolut aufgesetzt und alles andere als ästhetisch.

Ich begrüße sie lächelnd, bis mir die Wangen wehtun, und zeige ihr, welche Position sie einzunehmen hat, damit mein Kunstwerk gelingt. So wie sie nun vor mir steht, das Gewicht fast nur auf einem Bein, den Rücken nach vorne gedrückt, dürfte sie in Kürze Verspannungen bekommen. Betont langsam mache ich mich daran, den Inscriptor zu initiieren und die Leinwand zu projizieren. Eine Weile arbeite ich schweigend, während auf Runas Stirn die ersten Schweißtropfen zu glitzern beginnen.

„Wie lange bist du schon auf Solum?“, frage ich, weil die Stille mich anzuöden beginnt und ich keinerlei künstlerische Erfüllung verspüre, Runa zu verewigen.

„Seit sieben Jahren, ich war die erste Dryade auf Solum.“

„Die Erste?“, wiederhole ich erstaunt.

„Die erste Dryaden-Frau, Eigene gab es damals schon. Ich muss damals so alt gewesen sein wie du, fast noch ein Kind.“

Ich lasse es mir nicht anmerken, wie wenig ich es leiden kann, als Kind bezeichnet zu werden.

„Und sind noch alle Dryaden hier von damals?“, frage ich stattdessen.

Runa löst sich aus ihrer Pose und streckt den Rücken durch, was ich mit aufgesetztem Entsetzen quittiere.

„Bitte nicht, sonst wird das Bild nichts.“

Widerwillig geht sie wieder in Position.

„Nein, es sind nicht mehr alle da, drei wurden verstoßen oder haben für ihre Vergehen bezahlt. Sie waren dumm und selbstsüchtig, haben vergessen, wem sie das alles hier zu verdanken haben.“

Gerne würde ich Runa sagen, dass sie nichts ist als eine verblendete Sklavin in einem goldenen Käfig, unfähig in Freiheit zu leben.

Stattdessen aber bitte ich sie, mir zu erzählen, was sich mit diesen Dreien zugetragen hat, dabei aber die Position zu halten.

„Rosan hat sich in einen anderen Dryaden verliebt, Tyan von Merka, ein wirklicher Künstler. Er hat Statuen angefertigt, richtige Meisterwerke. Als alles herausge-

kommen ist, hat Amasole Gerechtigkeit walten und Tyan mit Kristalloid übergießen lassen. Er steht in Dor Amasoles Räumen, das Gesicht verzehrt, die Arme um den eigenen Körper geschlungen."

Ich erinnere mich sehr gut an diese Statue, es ist jene, die mir in meinen wirren Träumen Angst macht, weil ich denke, sie würde zum Leben erwachen. Die Vorstellung, dass unter dieser glänzenden Schicht ein Toter für immer verschlossen ist, lässt mir eine Gänsehaut über den Rücken laufen. Noch verwirrender aber ist, wie nah ich dem Mann war und bin, der solch monströse Taten zu verantworten hat. Mit jedem Tag ist er für mich menschlicher geworden und jetzt liegt alles in Asche.

„Was ist mit den anderen geschehen? Du hast von Dreien gesprochen."

„Rosan, Tyans Geliebte, wurde an eine Fabrik verkauft, Centon glaube ich, und Alada ist auch in die Fabrik verkauft worden, allerdings weil sie von Dor Amasole schwanger war."

„Sie war schwanger? Aber das ist doch nicht ihre Schuld gewesen?", empöre ich mich.

Runa gibt die Pose endgültig auf. „Ich kann nicht mehr so stehen. Pause.“ Sie schüttelt ihre Beine aus und dehnt ihre Arme, indem sie sie hinter dem Rücken nach oben führt. „Lass das besser nicht den Besitzer hören, dass eine Frau nichts dafür kann, wenn sie schwanger wird.“

„Wieso nicht?“, frage ich trotzig.

„Weil unsere Morgenmahlzeit ein Hormon enthält, das eine Schwangerschaft verhindert. Wenn eine Frau dennoch empfängt, ist das vielleicht ihr Versuch, Amasole an sich zu binden. Aber ich glaube“, Runa beginnt zu lächeln und zeigt dabei ihr hellrosa Zahnfleisch, „nach Rosans Schicksal kommt niemand mehr auf eine so dumme Idee. Oder was meinst du, Satya?“

Geschenk

Ich liege in meinem Zimmer und starre an die Wand, als ob dort die Antworten auf meine Fragen notiert wären. Die Decke aber ist eine glatte, weiße Fläche, nicht einmal eine Projektionswand, in der ich mich selbst oder die Lüge, welche der Computer

auf mein Gesicht rechnet, als sei es neue Kleidung, betrachten könnte.

Warum ist Satya schwanger, wenn sie es doch nicht sein dürfte? Nicht, dass ich die Seiten gewechselt hätte und ihr Vorwürfe machen würde, nein, gewiss nicht, aber es ist mir unklar, wie es dazu kommen konnte, wenn sie doch ein entsprechendes Hormon zu sich nimmt. Runas Gesichtsausdruck, als sie mir von Rosan erzählt hat, die verkauft wurde, nur weil sie schwanger war, hat etwas zu bedeuten. Ich bin mir sicher, dass sie weiß, was mit Satya los ist. Nackte Schadenfreude stand ihr ins Gesicht geschrieben und welchen anderen Grund dafür sollte es geben, als dass sie sich Chancen ausrechnet, eine unliebsame Konkurrentin loszuwerden? Dor Amasole verbringt wieder mehr Zeit mit ihr und sie ist mit großer Wahrscheinlichkeit in Sorge wegen Satya und auch meinetwegen, da wir als neue Spielzeuge das Hauptaugenmerk von Amasole besitzen. Was also tut eine Frau, die ihre Position gefährdet sieht? Ist es wirklich möglich, dass Runa irgendetwas mit Satyas Schwangerschaft zu tun hat? Ich halte das für nicht unwahrscheinlich, weiß

aber nicht genau, wie sie es angestellt haben soll, Runa den Zusatz vorzuenthalten, der Schwangerschaften verhindert.

Auf der anderen Seite gibt es eine weitere Theorie, die alles erklären könnte. Satya sagt, sie sei schwanger, kann das aber eigentlich nicht sein aufgrund der Hormone. Woher überhaupt will sie von ihrer Empfängnis wissen? Sie ist erst seit 3 Wochen auf Solum. Was, wenn sie sich täuscht und wir aufgrund eines Fehlers eine Flucht planen, die uns ins Verderben stürzt? Warum überhaupt bin ich so schnell bereit gewesen, ihr zu helfen und zu vertrauen? Ich verstehe mich selber nicht mehr und das ist neu für mich, wahrscheinlich die Folge der Manipulationen an meinem Bewusstsein. In Wahrheit ist es wohl so, dass ich in jedem Fall von hier weg muss, egal, was mit Satya ist oder wer wen betrügt in diesem Höllentheater. Dor Amasoles perverse Versuche, die Angst vor der Biofabrik oder die Option irgendwann auf den Feldern zu sterben. Am schlimmsten aber ist die erdrückende Vorstellung, Jahre auf dieser Plantage zu verbringen, zu spüren, wie langsam alle Kraft und jeder Widerstand aus mir weicht

und ich irgendwann von Centon abgeholt werde, weil Dor Amasole seines Spielzeugs überdrüssig geworden ist.

Dergestalt sind meine Gedanken, das Haus um mich herum aber schweigt zu all dem und bewahrt seine Geheimnisse wie ein knorriger alter Mann, der einen nur finster ansieht, ohne Antworten zu geben.

Als die Wasserprojektion der Tür zu schimmern beginnt, rechne ich mit Spino, der mich auffordert Amasole aufzusuchen, um ihn zu erfreuen. Stattdessen aber betritt Harlat das Zimmer und wirkt äußerst unruhig. Nervös sieht er sich um. Schnell richte ich mich auf und trete ihm entgegen.

„Ich habe ein Geschenk des Obmanns für dich“, sagt er und zeigt mir den Datenwürfel, von dem Schort gesprochen haben muss. „Du wirst sehr vorsichtig damit umgehen und es dir nur ansehen, wenn du absolut sicher bist, dass niemand sich in deiner Nähe aufhält. Auf keinen Fall darf der Würfel mit den internen Systemen verbunden werden.”

„Von Schort?”, frage ich, seine Anweisungen übergehend.

„Hast du mich verstanden?”

„Ja, keine Verbindung, keine Beobachter. Natürlich nicht."

„Gut, dann nimm das und schau es dir an. Wir reden zu einem späteren Zeitpunkt darüber, falls du ernsthaft in Erwägung ziehst…" Er bringt den Satz nicht zu Ende, stattdessen schüttelt er den Kopf und reicht mir den kleinen goldenen Würfel.

„Sei vorsichtig damit, denk dran!", mahnt er ein letztes Mal und sieht mich mitleidig an, als sei ich ein Geist, Gespenst oder Arlin, schwindend aus der Welt der Lebenden, unberechenbar in meinem Tun.

Konspiration

Drei Tage dauert es, bevor ich mich spätabends auf das Dach schleichen kann. Dor Amasole hat mich nicht zu sich gebeten, ein Zeichen seines abnehmenden Interesses. Im Halbdunkel der Nachtbeleuchtung schleiche ich durch die Gänge in Richtung Aufzug. Die Wände geben ein fahles gelbes Glimmen von sich, das mich an den Abendhimmel auf Zabre erinnert, wenn die

Luft sehr schlecht ist und die Nacht wie eine giftige Drohung über die Stadt kommt.

Alles ist leise, die Bewohner schlafen und wenn irgendwo noch eine unruhige Seele oder ein Wächter unterwegs ist, so bemerke ich nichts davon.

Mit Satya habe ich verabredet, jede Möglichkeit zu nutzen, um sie gegen drei Uhr nachts auf der Dachterrasse zu treffen. Sollte Dor Amasole heute bei ihr sein, wird sie nicht erscheinen. Die Wahrscheinlichkeit, sich zu treffen, ist gering, aber eine andere Option gibt es nicht.

Als die Türen des Aufzugs aufgleiten, blicke ich auf die glatte Wasserfläche, in der sich die Sterne spiegeln, als habe sich der Himmel auf die Erde ergossen und in diesem Behältnis gesammelt. Vorsichtig sehe ich mich um und bemerke eine Bewegung hinter der Bar. Erst als ich näher komme, erhebt sich Satya aus ihrem Versteck und winkt mir zu.

„Endlich", sagt sie erleichtert. „Ich war bereits drei Tagen zur vereinbarten Zeit hier und nie bist du gekommen."

„Tut mir leid, es ging einfach nicht."

Sie sieht mich forschend an. „Er ist jetzt fast jede Nacht bei dir, was?"

Ist da Eifersucht in ihrer Stimme? Ich glaube, dergleichen zu hören, bin mir aber nicht sicher. Alles ist kompliziert und verwirrend. Weiß sie denn nicht, wie schwer es ist neben Dor Amasole zu liegen und ihm das Gefühl zu geben, ich wäre gerne bei ihm? Seit ich weiß, was er mit mir tut, wie er mich beeinflusst und mit mir spielt, fällt es mir schwer, ihm nicht die Augen auszukratzen oder ein Messer in den Hals zu rammen.

„Er ist oft bei mir, aber einfach ist das nicht", antworte ich und betrachte das Sternenflimmern im Wasser.

„Du bist seine neueste Schöpfung, das macht dich besonders interessant für ihn"

„So interessant, dass er ab und zu bei Runa vorbeischauen muss."

„So ist er eben."

„Besucht er dich auch?", will ich wissen, obwohl ich die Antwort kenne.

„Selten, er ist jetzt selten bei mir. Er sucht meistens deine Gesellschaft und sagt, er würde dich heilen wollen, du hättest eine zu große Wut in dir, das würde dir

schaden und dich innerlich zerstören, deshalb verbringt er so viel Zeit mit dir und deshalb dieses ganze Theater."

„Das glaubt er doch nicht wirklich?" Ich spüre, wie mich Wut überkommt.

„Das ist seine Theorie. Ich kann dir nicht sagen, was er wirklich fühlt. Ich verstehe ihn nicht."

„Und weil ich nicht so bin, wie er mich haben will, manipuliert er mich, bis ich so bin wie du?"

Sie zuckt mit den Schultern. „Du bist ein Experiment für ihn, ein Kunstwerk, an dem er herum modelliert, bis es ihm zusagt. Deine Grundsubstanz, dein innerstes Wesen fasziniert ihn anscheinend. Aber er hat mir bei unserem letzten Treffen versprochen, er würde jetzt bald damit aufhören und dein ursprüngliches Bewusstsein wieder herstellen, allerdings ohne die Wut, die du in dir hast. Der perfekte Hybrid aus dir und mir."

„Das, glaube ich, wird ihm nicht gelingen. Im Gegenteil. Ich war noch nie wütender in meinem Leben."

„Es ist wichtig, dass er nichts erfährt. Sobald er weiß, dass ich sein Spiel ruiniert

habe und du wieder du bist, wird er sich rächen."

Mein Blick verrät Skepsis und Satya scheint es zu bemerken.

„Glaubst du mir nicht? Du schaust so merkwürdig."

Ich beeile mich zu nicken. „Doch, aber ich verstehe vieles nicht."

„Was verstehst du nicht?"

„Bist du sicher, dass du schwanger bist? Ich meine, es war nicht viel Zeit und woher willst du es denn so bestimmt wissen."

„Ich war in der medizinischen Abteilung, ich weiß es", antwortet sie gereizt. „Harlat hat mir geholfen, hineinzugelangen, als niemand da war. Er ist auf unserer Seite. Von ihm wusste ich, was ich gegen den Reiniger tun kann und wo ich den Neutralisator finden würde. Und was die Schwangerschaft betrifft: Ich hatte den Verdacht und habe mich mit einem Diagnosegerät überprüft und das Ergebnis war eindeutig."

Das erklärt einiges, aber nicht alles. „Aber du dürftest nicht schwanger sein. Runa hat mir von Hormonen erzählt, die mit der Morgenmahlzeit verabreicht werden. Wenn Runa mich nicht angelogen hat,

kannst du doch gar nicht empfangen haben. Niemand von uns kann das."

Satya sieht mich traurig an, als habe ich sie mit meinen Fragen sehr beleidigt. Mir bleibt jedoch keine andere Wahl, denn wie soll ich all das wagen, wenn ich mir nicht sicher bin, dass sie die Wahrheit sagt?

„Es gab schon einmal eine Dryade, die schwanger geworden ist, Rosan."

„Ich weiß. Runa hat von ihr gesprochen."

„Was sie dir nicht erzählt hat, ist, dass sie dahinter steckt."

„Woher weißt du das?"

„Kilja hat sich mir anvertraut."

„Kilja?" Ich kann mir Namen schlecht merken, auch wenn die Zahl der Dryaden überschaubar ist. Aber es kommt eigentlich nur eine Frau infrage. „Du meinst die kleine Blonde mit den Sommersprossen?"

Satya nickt. „Ja, Kilja, eine gute Musikerin, deshalb behält Dor Amasole sie. Kilja war mit Runa befreundet und hat mir erzählt, dass Runa und Rosan lange um die Gunst Dor Amasoles konkurriert haben. Dann plötzlich war Rosan schwanger, obwohl es bestimmt nicht ihre Absicht war

durch eine Schwangerschaft Amasole an sich zu binden. Kilja vermutet, dass Runa ihr etwas ins Essen gemischt hat, dass die Wirkung des Nahrungszusatzes unterbunden hat."

Irgendwo in der Dunkelheit faucht ein Tier, als kämpfe es um sein Leben. Ein schrilles Kreischen schallt zurück und dann brechen Äste, es raschelt, Sekunden später kehrt Ruhe ein. Ein Leben ist gefallen.

„Und du glaubst, sie hätte das Gleiche bei dir gemacht. Dir irgendetwas gegeben, das die Hormone hemmt und dich so schwanger werden lässt?", sage ich in die entstandene Stille hinein.

Satya zuckt erneut mit den Schultern. „Was soll ich sonst denken? Dass es Fügung ist, wenn ich schwanger werde. Vielleicht habe ich ja einfach so empfangen und es hat gar nichts mit Dor Amasole zu tun."

Ein müdes Grinsen, mehr gelingt mir nicht. „So wie Runa von Rosan erzählt hat, halte ich es durchaus für möglich, dass sie damit zu tun hat. Ihr gefällt es gewiss nicht, wenn Dor Amasole sich primär für jemand anders interessiert."

„Was bedeuten würde, dass du jetzt ganz oben auf ihrer Liste stehst", merkt Satya an.

Diesen Gedanken habe ich bis jetzt nicht gehabt, auch wenn mir bewusst ist, wie wenig Sympathien Runa für mich hegt. Ihr lächelndes Gesicht ist eine Fratze, unter deren Oberfläche eitle Selbstsucht und Misstrauen lauern.

„Das soll sie nur versuchen", sage ich wütend.

„Sie ist hinterhältig", warnt mich Satya.

Ich schüttele den Kopf, es ist müßig darüber nachzudenken, denn unsere eigentlichen Probleme sind andere.

„Lass uns Runa für den Moment vergessen, es gibt wichtigeres. Schau dir das an." Ich hole den goldenen Datenwürfel aus meiner Tasche und hebe ihn hoch wie einen mühsam errungenen Pokal.

Runa runzelt die Augenbrauen und berührt den Würfel mit den Fingerspitzen. „Ein Datenwürfel."

„Ein besonderer Datenwürfel", erkläre ich und ziehe eine Pad-Leiste hervor. Ein Laser tastet den Würfel ab und schon bildet

sich eine Karte auf dem projizierten Holo-Schirm.

„Woher hast du das?"

„Von einem Eigenen aus meinem alten Quartier. Er hat das im Wald gefunden und es stammt wahrscheinlich von einem anderen Mann, der geflohen ist. Es könnte sein, dass es eine Kolonie freier Menschen im Dschungel gibt."

Satya sieht mich an, unterschiedliche Gefühle spiegeln sich in ihrem Gesicht, dann endlich obsiegt Freude und sie packt meinen Kopf mit beiden Händen und zieht mich zu sich. „Wir kommen hier weg, Zola, wir kommen hier weg. Wir finden diese Menschen, sag mir, dass wir sie finden!"

Ich weigere mich, Zuversicht zu verbreiten, nur weil wir einen rettenden Strohhalm in den Händen halten, der sich auch schon bald als Hirngespinst entpuppen könnte. „Ich weiß es nicht, aber wir können wohl hoffen."

Satya lässt sich von meinen Worten ihre Zuversicht nicht nehmen und zeigt auf die Karte, wo ein kleines rundes Zeichen mit zwei kunstvoll ineinander verwoben Bögen vermerkt ist. „Was ist das?"

„Das dürfte unser Ziel sein."

„Aber das ist doch in den Sümpfen!"

„Ja, da sind Sümpfe eingezeichnet, das stimmt."

Sie schüttelt plötzlich deprimiert den Kopf. „In den Sümpfen kann nichts überleben. Die Sümpfe sind viel zu gefährlich. Wenn die Dryaden von den Sümpfen erzählen, hört es sich an, als sprächen sie von der Hölle höchstpersönlich."

Ich weiß nichts von den Sümpfen, aber was die Hölle betrifft, kenne ich mich aus. Die einzige Hölle, die existiert, ist das Gefängnis, in dem wir Zeit unseres Lebens schon leben. Wenn es irgendwo Freiheit gibt, dann will ich sie suchen, denn schlimmer als der Tod ist das langsame Sterben in einem Käfig wie diesem.

„Hölle oder nicht, es sieht so aus, als ob dort ein Zufluchtsort wäre."

„Ich kann mir beim besten Willen nicht vorstellen, dass dort irgendwelche Menschen überleben können."

„Es ist deine Entscheidung. Ich werde auf jeden Fall gehen. Welche Möglichkeiten du hast, musst du für dich klären, aber

glaub mir eines, ich will nicht dabei sein, wenn sie dich abholen."

Satya schweigt lange, sieht in den Urwald hinaus, von wo immer noch Schreie zu uns herüberschallen. Der Mond ist ein Stück weitergewandert, seit wir hier sind. Groß und rötlich steht er über allem. Das Wasser aber ist so ruhig, als wäre es samt Sternen erstarrt, ein großer, glitzernder Kristall aus Sternenlicht.

„Wie ist der Plan?", fragt sie endlich und ich lächle, denn sie hat sich richtig entschieden.

Entzug

Seit Tagen bin ich gereizt, ein Stachel sitzt mir im Fleisch, alles fällt mir auf die Nerven und mir ist, als würde ich im nächsten Moment den Verstand verlieren und um mich schlagen. Erinnerungen an Asam und Iwahla kommen mir in den Sinn und quälen mich, bis ich glaube, es nicht ertragen zu können. Ich habe keine Kontrolle über die Bilder, sie kommen ohne mein Fragen, bohren sich in mein Bewusstsein und im nächs-

ten Moment setzt der Schmerz ein. Keine Worte, keine Gedanken begleiten diese Bilder, es ist reines Gefühl, das mich zwischen Trauer und Schmerz zu zermalmen droht. Was ich auch tue, die Bilder kommen und es ist immer wie ein Stich in meinen Schädel. Ich sage mir, dass ich loslassen muss, um nicht von meinem Schmerz überwältigt zu werden und dann sehe ich Iwahlas Gesicht, höre Asam und weiß, ich werde sie nie wieder sehen. Angeblich heilen solche Wunden irgendwann, vielleicht aber bin ich in diesem Punkt anders und habe nicht die Gabe der Selbstheilung.

Nakonia lindert den Schmerz innerhalb von Sekundenbruchteilen, aber ich bemühe mich, meinen Konsum zu begrenzen, was mir nur im Ansatz gelingt. Das eine Gramm pro Tag habe ich auf weniger als ein halbes verringert. Oft, wenn Amasole mir etwas anbietet, lehne ich ab, ganz verzichten aber kann ich für den Augenblick nicht. Um einen Großteil des Tages bei klarem Verstand zu sein, muss ich mich sehr zusammenreißen. Manchmal ist mir so, als würde ich keine Minute länger mehr überleben, wenn nicht irgendetwas die Bilder aus meinem

Herzen vertreibt. Abends ist es am schlimmsten, denn jedes unterdrückte Empfinden staut sich in mir auf, bis der Damm bricht und ich keine Kontrolle mehr besitze. Spätestens dann benötige ich eine kleine Prise Nakonia, um wieder zur Ruhe zu kommen.

Gerade hat Amasole meine Lippen mit seinem Finger voll Nakonia berührt und wir sitzen im Baderaum, die Projektionswände zeigen einen Dschungel, der in einsetzender Dunkelheit versinkt. Mitunter fliegen leuchtende Käfer zwischen den Blättern und manchmal sieht es tatsächlich so aus, als wären sie bei uns. Der Gedanke, bald in diesem Dschungel zu sein, Angst zu spüren und einem unbekannten Ziel entgegenzustreben, gibt mir das Gefühl zu leben. Angst ist eine starke Droge für mich, ich spüre sie sehr, aber sie lähmt meine Glieder keineswegs, sie treibt mich an und berauscht mich.

„Du wirkst verspannt, als würdest du über unangenehme Sachen nachdenken“, sagt Amasole und es hört sich wie ein Vorwurf an. Schnell schüttele ich den Kopf und

lächle, ganz die erhabene Satya, welche er in mir sieht.

„Keineswegs. Mir geht es sehr gut. Ich bin rundum zufrieden, mein Bild von Runa ist fertig, ich bin mit dir hier, warum also sollte ich unzufrieden sein?“

Er nickt für den Augenblick besänftigt und legt beide Ellenbogen auf einen Felsen. „Insgesamt wirkst du ausgeglichener. Ich denke, die letzten Tage haben dir gutgetan, dir geholfen, dich zu finden und zu wachsen, dich weiterzuentwickeln.“

Oh ja, und wie die letzten Tage mir geholfen haben, mich zu entwickeln. Wenn du nur wüsstest, Licht der hochstehenden Sonne, wie ich mich entwickelt habe, was du in mir geweckt hast, ohne es zu wollen. „Ja, ich glaube, du hast recht“, antworte ich und keiner meiner Gedanken spiegelt sich in meinem Antlitz. Nakonia pulsiert durch meine Adern und gibt mir die nötige Ruhe.

Amasole beugt sich nach hinten, streckt den Arm aus und greift nach seinem Bademantel. Er holt ein winziges Ding hervor und hält es mir wortlos hin. Ich zucke zusammen, denn ich erkenne es sofort. „Weißt du, was das ist?“

Ich schüttele den Kopf, vielleicht eine Spur zu hastig, und greife an mein Ohr. Der Neutralisator sitzt immer noch gut verborgen in meiner Ohrmuschel, folglich ist es das gleiche, nicht aber dasselbe Gerät, welches Amasole mir präsentiert.

„Das ist ein sogenannter Neutralisator, er kann Widersprüche, Spannungen, schlechte Erinnerungen aus deinem Bewusstsein vertreiben und einen neuen Menschen aus dir machen."

„Schlechte Erinnerungen vergessen, hört sich in jedem Fall gut an", antworte ich und kämpfe gegen die aufkeimende Nervosität.

„Ich möchte, dass du ihn im Ohr trägst, er wird deinen Heilungsprozess verstärken."

Ich reibe mich am Ohrläppchen und überlege, was ich tun soll. Wenn er versucht mir den Neutralisator in mein rechtes Ohr zu setzen, wird er dabei das andere Gerät entdecken. Das wäre mein Ende. Ich müsste versuchen, mit ihm fertigzuwerden. Unruhig sehe ich mich im Raum nach einer Waffe um. Der Raum aber ist nichts als Projektion, nur Becken und Wasser sind real. Unmöglich, Amasole hier zu überwinden, er

ist ein ausgewachsener Mann, doppelt so schwer und um einiges stärker.

„Gib her, ich setze es ein“, sage ich in der Hoffnung, dass er den Rest mir überlässt. Und tatsächlich reicht er mir das Gerät, sodass ich es in mein linkes Ohr stecken kann. Er lehnt sich zurück, nickt zufrieden und schließt bald darauf seine Augen, als ein Reiniger seine Brust massiert. Diesen Moment nutze ich, um den anderen Neutralisator aus meinem Ohr zu entnehmen und im Wasser verschwinden zu lassen. Schon sinkt es auf den Grund der Lagune und ich bin für einen weiteren Moment gerettet und kann hoffen, in den wirklichen Dschungel zu entfliehen, um Menschen zu finden, wo keine sein dürften.

Verwirrungen

Es ist Wirklichkeit für mich.

Als ich versuche ihn aufzuhalten, schlägt er nach mir und der Bioanzug verleiht ihm trotz seines hohen Alters eine ungeheure Kraft. Ich werde gegen die Wand geschleudert und verliere für einen Moment das

Bewusstsein. Als ich wieder zu mir komme, steht er vor dem Bett, in dem sie weinend liegt. Ich weiß nicht, wie das Messer in meine Hand kommt, aber ich benutze es. Kopf und Hals sind verletzlich, der Rest durch den Anzug geschützt. Ich tue, was ich tun muss, ohne zu denken, ohne zu zögern. Seine Beine knicken weg und er fällt, schlägt dabei gegen die Bettkante und bleibt reglos liegen.

Dann schreit Satya, ich aber stehe nur da und spüre mein Herz rasen und habe das Gefühl, die Welt um mich herum würde sich zu drehen beginnen.

Als ich erwache, ist mir schwindlig und übel. Mein Kopf schmerzt, mein Mund ist trocken, es fühlt sich an, als hätte ich Fieber.

Es war nur ein Traum, ein schlechter Traum, der sich furchtbar real angefühlt hat.

Über mir hängt schwer und bedrohlich die glänzende Decke, sonst aber ist der Raum leer und karg.

„Es ist sieben Uhr“, verkündet die Computer-Stimme in künstlicher Gelassenheit.

Ich weiß nicht, wo ich bin. Dieses Zimmer ist mir nicht vertraut. Ich weiß nicht, wo ich herkomme. Angst und Träume sind alles, was mir geblieben ist. Ich erhebe mich, schwanke und muss mich wieder setzen. Ein paar Minuten bleibe ich so, die Beine angewinkelt, den Kopf auf die Knie gelegt. Bilder von unbekannten Menschen blitzen durch mein Bewusstsein. Meine Stirn ist heiß, ich muss krank sein und wahrscheinlich erklärt das meinen Zustand.

„Steh auf, du darfst dich nicht gehen lassen“, sagt die Stimme einer Frau und in diesem Moment fällt mir ihr Name ein: Iwahla.

Fröhlich wiederhole ich diesen Namen und die Erinnerungen sind wie Tropfen des ersten Regens nach einer Trockenheit.

Zola ist mein Name, ich müsste auf Zabre sein, im Heim, in dem ich immer war. Das hier ist aber nicht das Heim. Der Gedanke an eine Schlafkammer überkommt mich. Dunkelheit, ich war lange in der Dunkelheit gefangen, bin auf eine andere Welt gereist. Die Dämme brechen, immer mehr Erinnerungen strömen in mein Bewusstsein. Mir kommen Tränen, denn es

sind zu viele Gedanken, zu viel Sehnsucht, zu viel Kummer. Iwahla und Asam, sie sind nicht mehr bei mir. Diese Erkenntnis schmerzt mich am meisten. Ich bin auf einer Plantage, der Name wird mir gleich einfallen. Ich arbeite auf den Feldern. Oder doch nicht?

Dieses Haus ist kein Quartier, soviel steht fest. Reiß dich zusammen, Zola, reiß dich zusammen. Du kannst es dir nicht erlauben, hier zu sitzen und nichts zu wissen, in Tränen auszubrechen und dich deinen Erinnerungen zu ergeben. Steh auf und sieh dich um, entscheide dich. Sei stark und geh. Alles wird sich finden, wenn du nur wieder zu Sinnen kommst. Gib nicht auf, gib niemals auf, so aussichtslos alles auch scheint.

Mit kleinen Schritten stolpere ich durch den Raum und suche nach meiner Kleidung. Ein Teil der Wand öffnet sich, eine Schublade gleitet hervor und darin ist alles, was ich brauche. Elegante Kleidung, an die ich mich nicht erinnere. So schnell es mein Zustand erlaubt, ziehe ich mich an und betrachte dann suchend die Wände. Irgendwo muss es einen Ausgang geben, eine Tür, einen Mechanismus. Die Wand beginnt zu flie-

ßen, scheint sich in Wasser zu verwandeln und da erinnere ich mich.

Solum. Die Plantage. Der Besitzer. Schort. Alles ist wieder da. Ich bin auf einer Plantage, arbeite auf den Feldern. Was aber mache ich in diesem Raum? Vorsichtig, Kälte erwartend, strecke ich den Arm aus, berühre mit den Fingern das vermeintliche Wasser. Meine Fingerspitzen gleiten ins Nichts, durchdringen die Wand. Es handelt sich um eine Tür und auch das fällt mir nun wieder ein. Was aber ist mit mir passiert, dass ich mich in so einem Zustand befinde?

Vorsichtig tastend trete ich in einen langen Gang und entscheide mich nach rechts zu gehen, denn dort sind Stimmen zu hören. Der Gang mündet in einen großen Raum, in dessen Mitte ein Tisch samt Stühlen steht, die Stühle erinnern mich an Blumenkelche. Drei Personen sitzen dort. Nur eine von ihnen ist mir im Augenblick bekannt. Es ist das schöne blonde Mädchen, welches mit mir auf Baldain angekommen ist. Ich hatte recht mit meiner Vermutung, dass sie nicht für die Arbeit auf einer Plantage taugt, zu zerbrechlich wirkt sie.

„Du bist wach. Endlich“, ruft sie und springt auf, um mir entgegenzukommen. Sie umarmt mich und ich lasse es geschehen, auch wenn mich diese vertrauliche Geste befremdet. So gut kennen wir uns doch nicht? Wir sind hier zusammen angekommen, wenn ich mich richtig erinnere und es gab eine Auseinandersetzung mit einem der Wächter. Ich habe überreagiert, wie gewohnt und einen Streit angefacht, wo keiner hätte sein müssen.

Warum aber ist dieses Mädchen so herzlich? Kenne ich sie am Ende besser, als ich weiß? Sie lässt von mir ab, kaum dass sie mein irritiertes Gesicht bemerkt.

„Alles OK mit dir, Zola?“ Ihre Stimme verrät, wie merkwürdig ihr meine Reaktion erscheint. Zwar fühle ich mich ihr verbunden, aber es fehlt mir jede Erinnerung. Es ist, als ob mir etwas auf der Zunge liegen würde, ich aber nicht wüsste, wie es auszusprechen ist.

„Ich weiß nicht“, sage ich verunsichert.

„Du hast Gedächtnisprobleme wegen des Dongo.“

„Wegen was?“ Irritiert sehe ich sie an.

„Du hast Fieber gehabt, hohes Fieber, das sehr gefährlich war, jetzt aber geht es dir besser. Alles wird gut!“ Sanft berührt sie meine Wange. Soll ich ihr sagen, wie verwirrt ich bin? Ich weiß es nicht, weiß gar nichts.

„Komm zu uns und ich stelle dir die anderen vor.“ Sie nimmt mich bei der Hand und zieht mich mit sich, als sei Eile geboten.

„Das hier ist Spino, er ist für das Haus und alle, die darin wohnen, zuständig.“ Sie zeigt mit der Hand auf einen Mann im mittleren Alter, der wohlwollend nickt, dabei aber alles andere als freundlich aussieht.

„Und an Runa erinnerst du dich bestimmt.“ Ihr Finger zeigt auf die Frau neben Spino. Sie ist attraktiv, aber in keiner Weise sympathisch. Ihr Blick verrät unzweifelhaft, wie wenig sie von mir hält. Ich erinnere mich nicht im Entferntesten an diese Frau, fühle mich aber dennoch verpflichtet zu nicken.

„Hallo Zola, schön, dass es dir besser geht“, sagt sie und ich müsste mich sehr täuschen, wenn ihr wirklich an mir gelegen wäre.

„Ihr solltet direkt zu Dor Amasole gehen, er wollte Zola sehen, wenn sie erwacht ist“, sagt Spino hastig und ohne jede aufgesetzte Höflichkeit.

„Wer ist Dor Amasole und was mache ich hier, ich müsste doch in den Quartieren sein, oder nicht?“

„Du weißt wirklich gar nichts mehr?“ Satya betrachtet mich fragend, als hoffe sie, ich würde ihr widersprechen, das aber kann ich nicht.

„Die Ankunft und die ersten Tage, an mehr erinnere ich mich nicht.“

„Es wird ihr wieder einfallen, jetzt aber geht, Dor Amasole erwartet euch“, sagt Spino.

Satya packt mich an der Hand und ich widerstehe dem Impuls, mich loszumachen. Diese sterilen Räume, die schwach leuchtenden Wände und nicht zuletzt diese drei Menschen sind so merkwürdig, dass ich jede Orientierung brauchen kann. Sie führt mich durch ein wahres Labyrinth von Gängen, bis wir einen Aufzug erreichen. Lautlos gleitet die Tür auf, ohne dass Satya auch nur einen Knopf gedrückt hätte. Kaum haben wir die Kabine betreten, packt Satya

meine Schultern und sieht mir in die Augen. „Du weißt nichts mehr von den letzten Tagen? Nichts mehr von unseren Plänen?“

„Pläne?“, wiederhole ich verständnislos.

„Der Datenwürfel?“

Ich schüttele den Kopf. „Ich habe dir doch gesagt, ich erinnere mich nicht, wie ich hierhergekommen bin.“

Die Türen öffnen sich. Dahinter liegt ein Raum, der sich stark von den Räumlichkeiten unterscheidet, aus denen wir gerade kommen. Bilder schmücken dir Wände und eine Statur steht mitten im Raum. Sie macht mir Angst, denn sie zeigt einen Mann, dessen Arme um den eigenen Leib geschlungen sind, als leide er schrecklich.

„Wir reden später“, sagt Satya leise, dann bedeutet sie mir zu folgen. Ein großes Fenster gewährt einen Blick auf die Verarbeitungshallen und einen Teil der Quartiere, was wiederum heißt, dass ich mich im Herrenhaus befinde, in dem der Besitzer lebt.

„Zola, endlich wieder bei uns“, sagt eine wohlklingende Stimme. Ich drehe mich und dort sitzt er an einem länglichen Tisch und sieht uns an wie ein lauerndes Tier, das Ge-

sicht so dunkel wie die Schatten meines Vergessens.

Vertrauen

Wir essen mit ihm zu Abend, während draußen in der Sicherheitszone, welche die Plantage umgibt, Strahler die Nacht erhellen und ein Tegger in die Wartungshalle fährt.

Amasole berichtet von meinem Fieber und dass er Sorge hatte, ich würde Schaden nehmen. Mein Gedächtnis kehre mit großer Wahrscheinlichkeit zurück. Seine Worte und Gesten sind menschlich und sind es doch wieder nicht. Er strahlt Gelassenheit und Stärke aus, wie ich sie noch nie gespürt habe und auch wenn ich nicht mehr weiß, was zwischen uns war, fühle ich mich zu ihm hingezogen.

Satya vermittelt unterdessen den Eindruck, als schmeckten ihr weder das Essen noch Amasoles Worte. Ärger ist ihr förmlich in die Mundwinkel geschrieben. Was war das vorhin im Lift? Von welchem Datenwürfel hat sie gesprochen und welche Pläne

sollten wir haben? Die Situation ist befremdlich. Ich sitze mit zwei Personen am Tisch, habe das Gefühl, mit beiden verbinde mich etwas und spüre dennoch Misstrauen in mir.

Ich weiß fast nichts über Besitzer und dieses Wesen am Tisch ist so ganz anders, als ich es erwartet hätte.

Er erzählt, er habe mich vor zwei Wochen in seinem Haus aufgenommen, auf Fürsprache von Satya, und er sei froh ihrer Bitte entsprochen zu haben. Satya sieht mich auf eine Weise an, die ich nicht deuten kann, erfreute Zustimmung aber sehe ich in keinem Fall in ihrem Blick.

Wer die anderen waren, die wir zuvor getroffen haben, frage ich an sie gerichtet.

Langsam, ganz langsam legt sie die Gabel mit dem winzigen Stück Gemüse auf den Teller.

„Spino ist der Hausverwalter und Obmann der Dryaden. Runa ist eine Dryade."

„Dryade?" Fragend blicke ich den Besitzer an.

„Du weißt es nicht?"

Ich komme mir unendlich dumm vor, umso entschlossener schüttele ich den Kopf.

„Nun“, beginnt Amasole, „jeder strebt nach Perfektion und Dryaden sind die Verkörperung der Perfektion. Sie schaffen Inspiration und geben den Dingen auf diese Weise Form und Farbe, der Raum selbst gewinnt Textur durch sie. Manche wissen Dryaden nicht zu schätzen, bewerten ihre Bedeutung falsch, ich aber weiß, dass sie eine zentrale Rolle in der Komposition unserer Leben spielen. Ist es nicht so, Satya?“

Ihre Augen blinzeln, als blende sie ein grelles Licht, als sei er eine Sonne, schön und lebensspendend und dennoch alles verzerrend, das zu nahe kommt.

„Ja, so ist es Dor Amasole, genauso ist es.“

Wut

Ich kenne sie nicht und weiß doch, dass ich sie kenne. In einem Buch habe ich gelesen, es gebe eine Krankheit bei alten Leuten, die sie alles vergessen lässt. Auch

wenn ich niemals mit einem alten Menschen gesprochen habe, weil fast niemand alt wird in unserer Welt, glaube ich, dass sich diese Krankheit genauso anfühlt. Ich bin verzweifelt und wütend zugleich, schäme mich und zweifle an allem. Satya fuchtelt mit den Armen, auch sie ist aufgebracht, stärker aber scheint ihre Angst.

„Sie werden mich holen, wenn du dich nicht erinnerst“, sagt sie und flucht unverständlich vor sich hin. „Du musst dich einfach erinnern. Ich kann dein Bewusstsein nicht noch einmal mit einem Neutralisator herstellen, dein Gehirn würde mit großer Wahrscheinlichkeit Schaden nehmen.“

„Ich weiß einfach nicht …“ Schulterzucken, hochgezogene Augenbrauen, ratloses Gesicht, ich kann nicht anders.

„Und der Datenwürfel, dieser kleine goldene Quader?“

Irgendwann im Heim habe ich ein paar Mal Datenwürfel gesehen, als ich an den Verwaltungsräumen vorbeigegangen bin, diese aber waren nicht golden. Ich zucke erneut mit den Schultern.

„Was für ein Würfel?“, frage ich verwirrt.

„Der mit den Koordinaten …“, sie zögert, „… der freien Menschenkolonie.“

„Freie Menschen?“ Langsam zweifle ich an Satyas Verstand. Freie Menschenkolonien sind Mythen, auch wenn Iwahla es geliebt hat, von ihnen zu erzählen. Ich wusste stets, dass sie uns damit unterhalten wollte, es waren Märchen für Kinder, die nicht wussten, welchen Kummer ihnen der nächste Tag bringen würde. Jetzt aber lebe ich im Haus eines Besitzers, brauche ich da noch Märchengeschichten, um mich zu trösten?

Der Pool glitzert vor uns wie ein Juwel und dahinter erstreckt sich bis zum Horizont das Grün des Dschungels. Gibt es eine schönere Perspektive? Ich kenne keine.

„Wir wollten zu dieser Kolonie, das musst du doch noch wissen!“ Sie schlägt sich mit der flachen Hand auf die Stirn und deutet dann auf die Baumkronen. Es ist nicht so, dass ihre Worte nichts in mir auslösen würden. Manchmal habe ich in der Vergangenheit geahnt, wenn jemand hinter mir stand oder ich wusste, es würde gleich etwas Schlimmes passieren. So fühlt es sich jetzt auch an, ein vages Gefühl, dessen

Wahrheitsgehalt ich nicht abzuschätzen vermag. Warum aber sollte ich von hier fliehen wollen? Ich habe mich nie besser gefühlt. Außerdem bin ich neugierig auf den Besitzer. Er entspricht keiner meiner Vorstellungen und ich möchte mehr über seine Sichtweise erfahren, von ihm lernen, denn er vermittelt den Eindruck, mehr zu wissen als jeder Mensch, den ich kenne.

„Satya“, beginne ich vorsichtig, „ich war ziemlich krank und alles, was du mir jetzt sagst, verwirrt mich. Warum wolltest du hier weg, ich meine, es geht uns doch gut?“

Bevor sie antworten kann, schiebt sich der Zylinder des Aufzugs aus dem Dach, die Türen gleiten zur Seite und Gail und Runa blicken uns unmittelbar an. Runa winkt uns freudig zu und macht sich auf den Weg, um den Pool herum, während Gail zur Bar geht.

„Hallo, ihr beiden, genießt ihr die Sonne?” Sie zwinkert mir zu, als seien wir Verbündete, aber selbst wenn mein Gehirn löchrig ist, weiß ich, wir haben wenig Gemeinsamkeiten.

„Wieder mal heiß wie die restlichen Tage im Jahr. Wie viele Tage hat ein Jahr auf Baldain überhaupt?”, frage ich Satya.

„420. Glaube ich zumindest." Der Blick, den sie Runa zuwirft, ist geeignet ein Herz zum Stillstand zu bringen. Was immer die beiden miteinander auszufechten haben, ich möchte dabei nicht im Weg stehen.

„420 Tage Sonne also", sage ich und bemühe mich ein fröhliches Gesicht aufzusetzen.

„Die Regenzeit dauert mindestens 60 Tage und da schüttet es fast ununterbrochen. Zum Glück wird man hier nicht nass, weil das Dach von einem Schutzfeld umgeben ist. Dürfte übrigens bald losgehen mit dem Regen."

Ich nicke, obwohl mich diese Information ebenso wenig berührt wie ein Sack Hirwa der umfällt. Am Pool nicht nass werden, sehr nützlich. Satya räuspert sich und das genügt, um mir deutlich zu machen, wie unwohl sie sich in der Gegenwart von Runa fühlt.

„Ich denke, ich hatte genug Sonne", verkünde ich lächelnd und wende mich Satya zu. „Kommst du mit runter?"

Sie nickt lediglich und geht los, ohne sich von Runa zu verabschieden.

„Moment noch!" ruft diese ihr unvermittelt nach.

Satya dreht sich um. Ihr Körper ist angespannt, wie ich es von Tieren kenne, die sich bedroht fühlen. „Was?"

„Deine medizinische Untersuchung steht an. Du solltest in die Lagune gehen und einen Neutralisator dich durchchecken lassen. Du weißt doch, wie wichtig das Amasole ist, nicht wahr? Ich bin mir sicher, du weißt es."

Für Bruchteile von Sekunden habe ich Angst, sie würde die Kontrolle verlieren. Ihr Gesicht verrät Schrecken und Wut in gleichem Maße. Bevor aber etwas geschehen kann, wendet sie sich erneut ab und bewegt sich an Gail vorbei zum Aufzug.

„Ich denke, ich sehe mal nach ihr. Vielleicht ist ihr nicht gut", sage ich und beeile mich ihr zu folgen. Was immer es mit dieser medizinischen Untersuchung auf sich hat, es ist gewiss nichts Gutes.

Erkennen

„Ich bin schwanger, das wollte ich dir vorhin schon sagen, das ist der Grund, warum ich hier wegmuss, aber dir hat Amasole das Gehirn so aufgeweicht, dass du mich ohnehin nicht mehr verstehst.“ Satya schreit die Worte hervor, dann stockt sie, beugt sich vornüber, als müsse sie sich erbrechen und schluchzt. „Er gewinnt sowieso, es ist vorbei, wir werden hier nicht wegkommen.“

Ich weiß nicht, was ich denken soll, mein Körper aber ist schlauer und ich mache einen Schritt auf sie zu, um ihr die Hand auf die Schulter zu legen und sie an mich zu ziehen. Ein einziger Satz bleibt mir, dann öffnen sich die Türen wieder. „Hör doch auf, bitte, alles wird gut.“

Sie wischt sich mit dem Handrücken die Tränen weg und betrachtet mich voller Zweifel. Als wir Amasoles Gemächer betreten, hat sie sich wundersamer Weise wieder unter Kontrolle. Mich drängt es, sie zu fragen, was es mit dieser Schwangerschaft auf sich hat. Warum bringt es sie in Ge-

fahr? Ist Amasole der Vater oder einer der Dryaden? Wieso sollte ein Kind in ihrem Leib Grund genug sein zu flüchten. Ich weiß, die Antworten sind irgendwo in mir, aber ich finde sie nicht im Labyrinth meines Denkens.

„Das hast du gemalt." Lachend deutet Satya auf ein Bild, das eine stark stilisierte Frau mit großen Brüsten zeigt. Die groteske Gestalt steht auf einem Bein, als würde sie jeden Moment umfallen.

„Ich? Wer soll das sein? Das ist grässlich."

„Ich finde, du hast sie gut getroffen."

Im Grunde genommen interessiert mich weder das Bild noch wen es darstellt. Satya aber redet nicht weiter, erklärt nicht, was es mit Schwangerschaft und Flucht auf sich hat, also betrachte ich das Porträt. Hässliche Frau auf Leinwand. Hexe auf einem Bein, all das wären mögliche Titel.

„Das soll Runa sein", erklärt Satya und lacht eine Spur zu aufgesetzt, als dass es sich fröhlich anhören würde.

Die beiden sind keine Freunde und der Hinweis Runas, Satya solle sich untersuchen lassen, klang nach Drohung. Zumin-

dest Satyas Reaktion legt diesen Schluss nahe.

„Was wollte sie vorhin auf dem Dach von dir?“ Ich deute auf die verunglückte Abbildung und sehe ihr in die Augen. Sie aber wedelt mit der Hand und signalisiert eindeutig, dass dieses Thema nicht hierher gehört.

„Was wollte wer?“, fragt er mit seiner dunklen, wohltönenden Stimme. Amasole hat, ohne dass wir ihn bemerkt haben, den Raum betreten. Satya fährt herum, sieht den Besitzer und zuckt mit den Schultern.

„Nichts, wir haben uns beim Pool nur mit Runa unterhalten und Zola geht es schon wieder ziemlich gut, körperlich zumindest, nur mit der Erinnerung hapert es noch, deshalb sehen wir uns ein paar Bilder an.“

Selbst wenn der Besitzer keine Ahnung von menschlichen Empfindungen hat, dürfte ihm auffallen, wie schnell sie spricht und wie wenig sie zu sagen hat. Ungehemmt plappert sie weiter, erklärt mir Bilder, die ich angeblich gemalt habe. Alle sehen grauenhaft aus.

Dor Amasole wird es endlich zu viel und er mischt sich ein, indem er Satya an der Hüfte berührt und sie so nötigt, sich ihm zuzuwenden.

„Wir sollten ihr ein wenig Zeit lassen, sie wird sich schon erinnern." Dann gibt er Satya einen Kuss auf die Wange und flüstert ihr etwas ins Ohr. Satyas Gesicht wird noch blasser, als es ohnehin schon ist. Sie schüttelt den Kopf. „Mir ist nicht wohl, ich würde mich lieber hinlegen, wenn du erlaubst."

Prüfend betrachtet er sie. Nur eine feine Falte auf der Stirn verrät seinen wachsenden Missmut. „Gerade wenn du dich nicht wohlfühlst, ist es unerlässlich, ein Bad zu nehmen und einen Reiniger dich prüfen zu lassen. Kleinere Störungen kann der Reiniger direkt korrigieren, größere Erkrankungen sind dann Sache unseres Medizinmannes."

„Ich bin nicht krank", widerspricht sie, „mir geht es nur nicht gut.

Amasole verschränkt die Arme hinter dem Rücken und beginnt zu nicken, ohne dass diese Geste Verständnis bekundet.

„Geh jetzt, ich möchte nicht mehr darüber reden."

Sie zögert nur kurz, sieht mich an und ich erkenne ein namenloses Flehen in ihrem Blick. Mit kleinen Schritten, mehr stolpernd als gehend, entfernt sie sich. Der Kander gähnt unter dem Tisch und kratzt mit seinen Krallen über den steinernen Boden.

„Wir sehen uns nachher", sagt der Besitzer zu mir, „für den Moment aber bist du entlassen."

Einsichten

Wie schwer es doch fällt, zu vernünftigen Schlüssen zu gelangen, wenn keine Gewissheiten mehr existieren. Von wo ausgehend soll ich die Dinge, welche um mich herum geschehen, betrachten? Ich weiß ja nicht mehr, wer ich selbst bin, was soll ich da über andere und ihr Verhalten wissen? Mein Zimmer gibt mir keine Antworten, denn es ist genauso leer wie meine Erinnerung. Die Decken weiß, die Wände nur Projektionsflächen, die mir ein fremdes Gesicht zeigen. Mir ist, als würden zwei Personen

in meinem Kopf miteinander um die Vorherrschaft ringen und keine kann den Sieg davontragen. Ein Teil meiner selbst sagt mir, ich solle lieber zur Ruhe kommen, jeder ist für sich verantwortlich und Satya zu helfen, wäre unsinnig. Der andere Teil aber mahnt mich aufzustehen und sie zu suchen, um eine Flucht zu planen. Dann aber stelle ich mir wieder die Frage, warum überhaupt flüchten, geht es mir denn nicht besser als jemals zuvor? Gleichzeitig bin ich nicht so dumm zu glauben, das Leben in diesem Palast hätte nicht seinen Preis. Die Stunde wird kommen, da ich für all das zu bezahlen habe. Wie aber, hat mir keiner gesagt. So dreht sich das Karussell meiner Gedanken, bis mir schwindelig wird.

Für den Augenblick erscheint es mir, als wäre der Besitzer neben Satya die beste Informationsquelle, die ich habe. Spino hat mir mitgeteilt, ich würde im Musikzimmer erwartet, was also bleibt mir übrig, als dieser unmissverständlichen Aufforderung Folge zu leisten.

Mich aufzurichten und meine Zweifel abzuschütteln, kostet mich Überwindung. Es ist, als lasteten schwere Gewichte auf

meinem Körper, die mich an den Boden fesseln.

Die Schublade öffnet sich augenblicklich, bevor ich bewusst darüber nachgedacht habe, mich anzukleiden, und zeigt den versteckten Schrank.

Was ist angemessen für diesen Abend? Auf Zabre ist Schwarz Ausdruck der Trauer und da ich das Gefühl habe, ein Teil von mir sei tot und vergessen, wähle ich ein schwarzes Kleid mit dünnen Schnüren am Rücken. Als ich nach ihm greife, rutscht ein kleiner Gegenstand hervor. Was dann passiert, lässt sich kaum begreifen. Einen Moment lang starre ich ihn nur an, dann erinnere ich mich. Wie köstlich ist es, sich selbst zu begegnen, nachdem man sich schon verloren hatte.

Reise

Ich habe meine Meinung geändert und mich für ein weißes Kleid entschieden. Auf dem Weg durch das nachtschlafende Haus begegnet mir niemand. Erst in Amasoles persönlichen Räumen erwartet mich Spino,

um mir den Weg ins Musikzimmer zu weisen, in dem ich noch nie war. Als sich das fließende Etwas bildet, welches den Durchgang markiert, verlässt mich Spino ohne jeden Kommentar. Vorsichtig betrete ich den Raum, aus welchem mir leise Pianoklänge entgegenschallen. Nur eine sich im Rhythmus der Musik windende Flamme, die sich inmitten einer säulenartigen Glasröhre befindet, erhellt den Raum. Amasole sitzt versunken vor dem Flügel und entlockt dem Instrument betörende Töne. Mal sind sie wild, aufbrausend, unbeherrscht, dann wieder von tiefster Traurigkeit beherrscht. Die Wand hinter ihm ist eine einzige Glasfront, hinter der sich, unter einem rötlichen Vollmond, der Dschungel erstreckt wie ein dichtes Gewebe aus Pflanzen, die den Planeten ersticken.

Als ich neben ihn trete, streckt er, ohne sich umzusehen, die Hand aus und zieht mich zu sich auf die mit Leder bespannte Bank. Schweigend spielt er weiter und jeder Klang ist Gefühl, das aus unendlicher Ferne kommend, auf mein Innerstes zielt. Als die Melodie endet, bleibt er in sich versunken sitzen und vermittelt den Eindruck, als ha-

be er mich vergessen. Unsere Körper berühren sich fast und ich spüre wie angespannt er ist. Sein Atem geht ruhig und stetig, die Hände liegen bewegungslos auf den Tasten.

Eine gefühlte Ewigkeit später beginnt er zu sprechen, die Stimme kaum mehr als ein Flüstern. Er wirkt verändert, nicht mehr erhabener Besitzer und uneingeschränkter Herrscher von Solum. „Es gibt eine Theorie, die besagt, wir seien nichts anderes als die Träger unserer Gene, allein erschaffen, um sie durch die Zeit zu tragen, Getriebene unserer Bausteine. Jedes Wesen nicht mehr als eine Hülle, die Informationen von Generation zu Generation trägt. Wir haben keine Wahl, müssen sein, was wir sind."

Ganz leicht nicke ich zu seinen letzten Worten, denn dieser Gedanke ist mir so vertraut, als sei er mein eigener.

„Wir können nicht aufbegehren gegen die Gesetze, welche uns lenken, denn wenn wir das tun, verurteilen wir uns selbst und sind dem Untergang geweiht. Verstehst du mich, Zola?"

„Ich weiß, dass wir ein Selbst besitzen und es nicht aufgeben dürfen, weil es uns die Kraft gibt, unser Leben zu bestreiten, so

schwer es manchmal auch ist.“ Es kümmert mich nicht länger, ob ich zu viel sage oder nicht. Ich hatte mich verloren und bin wieder bei mir, das gibt mir neue Kraft.

Er bemerkt, wie fest meine Stimme ist. Zum ersten Mal, seit ich den Raum betreten habe, lächelt er verhalten, als hätten ihm meine Worte gefallen.

„Raubtier bleibt Raubtier, Beute Beute, wir tragen unser Schicksal, denn wir sind, in all unsrer Ohnmacht, keine Maschinen. Wir haben Träume und Sehnsüchte. Wir kennen die Trauer, aber wissen, was schwerer und zugleich leichter wiegt. Komm.“

Dann nimmt er mich erneut an der Hand und führt mich zum Fenster, wo wir lange stehen, bis der blutrote Mond hinter aufziehenden Wolken ertrinkt und die Nacht sich mit dem Dschungel verbindet.

Schweigen

Er ist am nächsten Morgen nicht bei mir und ich bin froh darüber, denn es ist zu verwirrend, was ich empfinde. Vielleicht

bin ich in dieser Nacht zu weit gegangen und finde nicht mehr zurück zu dem, was wirklich wichtig ist. Schnell kleide ich mich an und verlasse sein Schlafzimmer. Das weiße Kleid kommt mir plötzlich so unpassend vor, als sei ich auf einer Beerdigung. Und tatsächlich, die Gesichter der Dryaden im Aufenthaltsraum verraten, dass etwas nicht stimmt. Keiner spricht, alle starren ins Leere oder betrachten die Früchte auf ihren Tellern. Nur Runa funkelt mich heimtückisch an. Ich setze mich auf meinen angestammten Platz, kaue gelangweilt an einer Papaya und erwidere ihre Blicke, bis sie wegschaut. Satya ist zu meiner Überraschung nicht anwesend. Wo aber ist sie? Ich habe beschlossen, mit ihr zu sprechen. Meine Entscheidung ist gefallen und ich muss sie ihr mitteilen.

„Hat jemand Satya gesehen? Warum isst sie nicht mit uns?“

Keiner sieht mich an, niemand gibt Antwort. Alle sind plötzlich sehr damit beschäftigt, die Köpfe zu senken und die Tischplatte zu fixieren.

Spino in seiner Funktion als Obmann funkelt mich an und gibt mir schließlich

Antwort. „Satya ist unter Arrest, sie hat gegen bestimmte Regeln verstoßen und muss sich dafür verantworten. Ich habe das den anderen bereits mitgeteilt."

„Gegen welche Regeln?", fahre ich ihn an und meine beiden Fäuste schlagen auf den Tisch.

Spino wirkt fassungslos, wie versteinert sieht er mich an, während in die Dryaden am Tisch Bewegung kommt. Gail ist aufgesprungen und redet beruhigend auf mich ein, Konsila ruft, ich solle langsam atmen und Alna verliert die Fassung und beginnt zu weinen.

„Welche Regeln?", frage ich Spino erneut und das stumpfe Messer in meiner Hand spricht eine eindeutige Sprache.

„Ein solches Verhalten kann ich nicht dulden", sagt Spino, aber es klingt eher ängstlich als einschüchternd. Dann aber betritt der Bewahrer den Raum, der Himmel weiß, wo er hergekommen ist. Ich halte an mich, zwinge mich auszuatmen, nicht die Kontrolle zu verlieren. Es wäre sinnlos, Spino oder einen der Dryaden anzugreifen, um zu erfahren, was es mit Satya auf sich hat. Ich lege das Messer langsam auf den

Tisch, werfe Spino einen letzten verachtungsvollen Blick zu und verlasse den Raum. Der Bewahrer könnte auf der Stelle mein Genick brechen, aber er bleibt, unbeweglich und willenlos, wie nur Maschinen es können.

Kontakt

Harlat lebt in eigenen Räumen im Ostflügel des Gebäudes. Ihn dort aufzusuchen wäre mit großer Gewissheit fatal, allerdings liegen seine Privatzimmer auf dem Weg zur Krankenstation. Was spricht dagegen, sich ein Mittel gegen meine plötzlichen Kopfschmerzen zu holen und dabei einen kurzen Plausch mit Harlat zu halten, sofern ich ihm begegne? Er hat ein kleines Büro, das nur eine Glasfront vom Gang zur medizinischen Station abtrennt und tatsächlich sitzt er dort vor dem Rechner und verschiebt Holodateien von einem Ordner zum nächsten. Ich klopfe an die Scheibe und als er erfreut die Hand hebt, betrete ich sein Büro.

„Darf ich stören?“ Die Frage ist nicht mehr als eine leere Floskel, falls sein Büro eine Kamera besitzt, die alles aufzeichnet. Genau davon gehe ich aus, also gilt es den Mantel der Belanglosigkeit über unser Gespräch zu hüllen, damit Amasole mich nicht durchschaut.

„Was ist?“ Misour ist allem Anschein nach nervös. Die Ereignisse der letzten Tage zeigen auch bei ihm Wirkung.

„Nichts Wichtiges, ich wollte nur mit zu den Quartieren, um dort zu malen. Die Bilder im 4. Stockwerk haben mich inspiriert.“ Ich erinnere mich nicht einmal, gemalt zu haben, aber Satya behauptet, die Bilder in Amasoles Räumen wären von mir. Eines zeigt mit großer Gewissheit einen der Türme bei den Quartieren, also muss ich irgendwann dort gewesen sein.

Harlats Augenbrauen schieben sich fragend zusammen. Er kratzt sich am Kinn und wackelt mit dem Kopf, was ja oder nein heißen könnte.

„Das muss Dor Amasole entscheiden. Ich halte nicht viel davon, es bringt nur Unruhe in die Quartiere.“

„Es wäre mir wirklich wichtig“, sage ich flehend und dabei berühre ich seine Hand und stecke ihm einen Mikrodatenwürfel zu. „Schort“, flüstere ich, so dass er es von meinen Lippen ablesen muss.

Harlat überspielt die Übergabe, ohne mit der Wimper zu zucken. „Wie gesagt, wenn der Besitzer einverstanden ist, nehme ich dich gerne auf eine Kontrollfahrt mit. Übermorgen muss ich wegen Centon zu den Hallen, wir kriegen Besuch.”

Meine Beine verlieren jede Kraft. Ich zittere, aber es gelingt mir aufrecht zu bleiben. Nur mit einer Hand stütze ich mich an Amasoles Schreibtisch ab. Jetzt brauche ich tatsächlich Medizin, denn mein Körper versagt seinen Dienst, das Zittern beginnt und wächst mit jeder Sekunde. Ich muss tapfer sein und die Kontrolle behalten, darf mich nicht gehen lassen, auch wenn mir danach ist, auf der Stelle in Tränen auszubrechen. Centon kommt. Und wen sie holen, weiß ich nur zu genau.

„Ich muss dann mal auf die Krankenstation, mir ist nicht gut, aber ich würde gerne übermorgen mit rausfahren, wenn es geht.”

Harlat nickt ein paar Mal und hebt die geballte Faust, in der sich der Datenwürfel befindet.

Mit wackligen Schritten verlasse ich sein Büro und wende mich nach links, um den medizinischen Assistenten aufzusuchen und mir irgendetwas Aufputschendes geben zu lassen. Falls er nichts hat oder mir nichts geben will, werde ich Amasole aufsuchen und ihn bitten, mir ein wenig Nakonia zu überlassen. Die letzte Prise habe ich heute Morgen genommen und eigentlich hatte ich vor, es für heute dabei bewenden zu lassen. So wie ich mich im Moment fühle, wird mir das nicht gelingen. Ich hasse dieses Zeug, aber es hilft und was würde ich ohne ein klein wenig Heiterkeit in Pulverform wohl machen in diesen Tagen? Das Herrenhaus ist mir mehr Gefängnis, als es das Heim jemals war. Ich esse besser, ich schlafe besser und fühle mehr als jemals zuvor. Dennoch ist es die Hölle, denn über allem schwebt die Vernichtung und das Gefühl an dünnen seidenen Fäden geführt zu werden wie eine Marionette.

Der Assistent ist dabei, Zellkulturen in einen Brüter zu stellen, als ich das Labor

betrete. Erschrocken dreht er sich um und sieht mich an, als fürchte er um sein Leben.

„Mir geht es nicht gut. Ich bin abgeschlagen, zittrig", sage ich, um ihn zu beruhigen. „Ich bräuchte etwas, um mich wieder ein wenig besser zu fühlen."

Er deutet auf die Untersuchungsliege, tritt vor einen Teil der Wand, die in diesem Moment nach oben gleitet und den Blick auf diverse medizinische Geräte freigibt. Der Raum ist fast leer wie alle Räume im Herrenhaus, aber ich habe keine Zweifel daran, dass fast alles, was eine medizinische Abteilung benötigt, im Verborgenen vorhanden ist. Ein längliches Gerät, das sich an der Vorderseite in zwei Spitzen aufteilt, in der Hand haltend, tritt er zu mir und richtet die Auswüchse auf meinen Bauch, dann auf den Kopf. Ich spüre ein warmes, angenehmes Kribbeln im ganzen Körper und vernehme ein hohes Pfeifen, das aus allen Richtungen zugleich zu kommen scheint. Bereits während der Prozedur fühle ich mich ein wenig kräftiger.

„Zu viel Nakonia, denke ich", sagt er und es klingt so teilnahmslos wie eine Computerstimme. „Die Dosis sollte reduziert wer-

den, auf nicht mehr als 0,3 Gramm pro Tag."

„Ich versuche weniger zu nehmen, aber es ist nicht so leicht", rechtfertige ich mich.

Er sieht mich an und außer Verachtung kann ich keine Emotionen in seinen Zügen lesen.

„Das ist Willenssache", erwidert er und zuckt mit den Schultern. „Ich hole ein Mittel, das als Ersatzstoff dienen kann, zumindest zum Teil."

Als er das Labor verlässt, fällt mein Blick auf eine Art metallbeschichtete Folie im Geräteschrank. Ich kenne dieses Material und weiß, dass es zu Verbandszwecken bei schweren Verbrennungen eingesetzt wird, darüber hinaus aber noch für andere Aufgaben geeignet ist. Die Tür schließt sich und ich zähle bis 5, dann gehe ich zu dem geöffneten Schrank, um mir etwas davon zu holen. Wenige Zentimeter genügen mir. Ich lasse das glänzende Material in meiner Hose verschwinden und beeile mich, wieder auf die Liege zu kommen. Kaum sitze ich, öffnet sich die Gleittür. In diesem Trakt gibt es keine Wasserfalltüren wie im Herrenhaus, alles ist simpler und funktionaler

eingerichtet, so sachlich wie eine Klinik nun einmal sein muss, damit sich niemand wohl fühlt.

„Diese Kapseln nimmst du, eine täglich, eine Woche lang, das lindert den Entzug. Wenn du die Dosis auf 0,3 abgesenkt hast, schädigt dich das Nakonia nicht mehr. Zumindest …" Er bringt den Satz nicht zu Ende, winkt einfach ab, als habe es keine Bedeutung, als sei ich es nicht wert, darüber informiert zu werden, was 0,3 Gramm pro Tag mit mir machen. Ich hasse ihn, auch wenn er nur ein Arzt ist, aber sollen Ärzte nicht helfen und Leben bewahren?

Das Döschen mit den Pillen nehme ich, ohne mich zu bedanken. Dann gehe ich, drehe mich nicht mehr um und verlasse das Labor. Ich habe, was ich brauche.

In meinem Zimmer hole ich die Pad-Leiste und den Datenwürfel hervor. Ich wickle die Metall-Folie, so gut es geht, um die Leiste. Das wird verhindern, dass der Rechner sich mit dem Netz verbindet. Dann schalte ich sie ein und schaffe mit dem Laser eine Verbindung zwischen Würfel und Pad.

Die Karte erscheint und sie ist mir immer noch vertraut, was ich aber immer noch nicht weiß, ist, was es mit dem Symbol in den Sümpfen auf sich hat. Ein Kreuz als Markierung hätte genügt, dieses Zeichen hier, der Kreis mit den zwei fein ineinander verwoben Bögen, ist zu kunstvoll gestaltet, um nur als Markierung zu dienen. Ich kopiere das Zeichen und lasse den Computer nach ähnlichen Symbolen suchen. Die Datenbank ist beschränkt, vielleicht aber habe ich Glück. Die Mustererkennung funktioniert gut, schon wird mir ein Artikel angezeigt. Die Überschrift alleine versetzt mir einen Stich in den Magen. In großen, geschwungenen Lettern wird dort ein Wort angezeigt, das mir nicht zum ersten Mal begegnet: Arlin steht dort. Es ist wie ein Versprechen, wie eine unbestimmte Hoffnung, wo es keine geben dürfte.

Streit

„Warum hast du sie verurteilt?“ Meine Frage hört sich alles andere als freundlich an und genauso ist sie gemeint. Er betrach-

tet mich, als sei ich eine Abnormität, interessant, aber auch befremdlich. Ohne zu antworten, tritt er neben die Statue des eingefrorenen Dryaden und berührt sie fast zärtlich. Der Kander kommt mit angelegten Ohren unter dem Tisch hervor und funkelt mich an, die ich seinen Herren anschreie.

„Ich bin erstaunt, wie gereizt du reagierst. Ich dachte, dazu wärst du nicht in der Lage“, sagt er nüchtern.

„Wie soll ich sonst reagieren?“

„Sanfter, verständiger, ich dachte, wir wären uns einig, ich habe es dir erklärt.“

„Was erklärt?“

„Dass es Gesetze gibt, denen wir uns nicht entziehen können.“

Ich schüttele verwirrt den Kopf. „Du meinst gestern? Wir haben vom Selbst gesprochen, davon, dass wir uns selbst treu sein müssen. Von nichts anderem.“

„Uns selbst auch, aber du darfst das Selbst nicht überbewerten. Es gibt mehr als das Ich. Wir sind Teil einer höheren Ordnung, der wir uns zu beugen haben.“

„Und diese höhere Ordnung sagt dir, Satya muss bestraft werden?“

Einen Moment sieht er mich an, als müsse er abwägen, ob ich es wert bin weiterzureden. Dann geht er zum Tisch, fixiert mit Blicken dessen Mitte und ein Holobildschirm bildet sich darüber. Ein langer Text erscheint in leuchtend blauen Buchstaben.

„Lies“, sagt er und winkt mich ungeduldig zu sich.

Neben ihm stehend, beginne ich Zeile um Zeile zu überfliegen. Es handelt sich um einen Gesetzestext, unterteilt in kurze Paragrafen und auch wenn ich Probleme habe, die gestelzten Formulierungen nachzuvollziehen, begreife ich doch, dass es sich um ein Gesetz handelt, das bereits die Empfängnis gemischtrassiger Kinder unter Strafe stellt.

Seit ich denken kann, weiß ich, wie wenig ein Menschenleben zählt, dass aber bereits ungeborenes Leben als nicht lebenswert eingestuft wird, schnürt mir die Kehle zu. Welcher zynische Geist hat ein solches Gesetz verfasst und warum?

„Und das entscheidet über alles?“

„Zola, du lebst dein ganzes Leben nach den Gesetzen, die dir gegeben werden und

jetzt wagst du es, all das in Zweifel zu ziehen? Besinn dich auf das, was du bist."

„Ich weiß, was ich bin und was Bedeutung hat. Ich weiß es sehr gut." Weiter kann ich nicht gehen. Wenn ich ihn noch stärker verärgere, wird das für Satya nicht von Vorteil sein. Aber ich muss zumindest versuchen, sie zu retten. „Gibt es denn keine andere Möglichkeit? Wir sind hier doch so weit entfernt von allem. Was haben diese Gesetze hier für eine Bedeutung?"

Sein Blick verrät Geringschätzung und Ärger.

„Sie sind unser Wesen, wenn wir uns ihnen entziehen, verlieren wir uns selbst. Ich bin kein Revolutionär und kein Träumer, sondern ein Wissender, im Einklang mit allem. Ich weiß, wie es ist, wenn Menschen sich über Gesetze stellen, eine funktionierende Ordnung infrage stellen. Du und die deinen, ihr seid nicht zufällig dort, wo ihr jetzt steht. Alles hat seinen Sinn und seinen Grund, und ich respektiere diesen Sinn, auch wenn das Opfer bedeutet. Es gibt kein Leben ohne Opfer."

Seine Stimme ist teils kalt und nüchtern, zugleich aber voller Kummer. Unvereinbare

Gegensätze in leisen Lauten vereint. Ich weiß, er wird seine Meinung nicht ändern. Er ist ein Idealist und das bedeutet Gefahr. Wahrscheinlich möchte er sogar von mir gelobt werden, weil er seinen Prinzipien folgt, das aber kann ich beim besten Willen nicht. Also stehe ich ihm schweigend gegenüber, betrachte sein schönes Gesicht und blicke von Zeit zu Zeit aus den Augenwinkeln auf den Holoschirm, wo die schrecklichen Worte schweben, vergänglich und Jahrhunderte überdauernd zugleich.

Nachrichten

Ich tobe mich aus, indem ich Gail zu einem Spiel Sokball herausfordere und auch wenn er halbherzig zustimmt, ist er bereits im ersten Satz sehr verbissen dabei, schlägt gegen die Bälle und schreit wütend auf, sobald er einen Punkt verliert.

Sein Fehler ist, dass er zögert, wenn ich in seine Nähe komme. Er hat den Rempler und die blutende Wunde vom letzten Mal nicht vergessen und so weicht er mir aus, was ihn wertvolle Sekundenbruchteile kos-

tet. Das Spiel dauert keine 45 Minuten, dann hat er in drei Sätzen verloren, ich fühle mich besser, während Gail sichtlich um seine Selbstbeherrschung kämpft. Dryaden ereifern sich nicht, sind stets bemüht, die Ruhe zu bewahren und keine negativen Emotionen zuzulassen. Gail fällt es in diesem Moment nicht leicht, seine Wut zu unterdrücken.

„Ich werde wohl ein wenig trainieren müssen“, sagt er und verabschiedet sich, so schnell es geht.

Ich lasse ihn ziehen und begebe mich direkt ins Aquarium, um mich zu erfrischen. Frieden werde ich dort heute nicht finden, auch das Spiel hat mich nur für den Moment abgelenkt. Solange Satya in einer Arrestzelle gefangen gehalten wird und darauf wartet, von Centon abgeholt zu werden, ist an Ruhe nicht zu denken.

Im Bassin sitzend betrachte ich mit leerem Blick den Dschungel. Ich habe mich an diese Projektion gewöhnt und es kümmert mich nicht länger, welche Lebewesen zwischen den Pflanzen hervorkommen, am Wasser trinken und in meine Richtung sehen, als würden sie mich mit ihren feinen

Sinnen über alle Grenzen hinweg wahrnehmen. Ich weiß, dass es nur eine realistische Illusion ist, nicht mehr.

Keine Illusion hingegen ist das Zeichen auf Schorts Karte. Dort wartet die Arlin, ein Stück Vergangenheit, das mir Hoffnung gibt. Schort muss die wahre Bedeutung kennen, er weiß ob der Geschichte. Was ist aber mit dem Besitzer? Er hat mich als Arlin bezeichnet. War das eine Anspielung, die ich nicht verstanden habe? Für den Augenblick werde ich darauf keine Antwort finden. Für einen Zufall aber halte ich es nicht mehr. Nichts ist Zufall und selbst wenn wir den Glauben an unser Schicksal verlieren, ist es doch da.

Eine halbe Stunde bleibe ich im warmen Wasser und lasse den Reiniger über meine Haut kriechen. Heute fühlt sich seine Berührung wie die eines Tieres an, einer Schlange oder dergleichen, die mich zu erdrosseln sucht. Ich bin so unruhig, dass es mir in den Fingerspitzen kribbelt, mein Arm schmerzt vom Spiel, ich möchte am liebsten aus der Haut fahren. Es ist das Nakonia, welches mir fehlt. Der Ersatzstoff hilft kaum, lindert nur die schlimmsten

Entzugserscheinungen, also bin ich gereizt und merke permanent, wie mein Körper nach der Droge verlangt. Ich habe die Menge auf 0,2 Gramm pro Tag herabgesetzt, gerade so viel, dass ich noch funktioniere und funktionieren muss ich.

Als ich den Pool verlasse, weiß ich, dass es an der Zeit ist, Amasole aufzusuchen und ihn um eine kleine Menge Nakonia zu bitten. Ich kann so nicht den Rest des Tages überstehen, Schweißperlen auf der Stirn, abgespannt und in einem Zustand, als hätte ich einen Stachel im Fleisch, der sich immer tiefer bohrt.

Er ist nicht in seinen Räumen. Ich aktiviere ein Datenpad und frage, wo er sich aufhält. Der Computer lokalisiert ihn vor dem Herrenhaus. Neugierig geworden, trete ich an die Panoramascheibe und spähe hinaus. Auf Höhe des kleinen Parks sehe ich Amasole und drei Bewahrer.

Es vermittelt den Anschein, als würde er auf etwas warten. Der Schreck fährt mir erneut in die Glieder. Hat der Centon-Mann seinen Besuch vorverlegt? Ist er bereits auf dem Weg hierher? Harlat hat gesagt, Centon würde übermorgen, also von heute an

gerechnet morgen, kommen. Wer garantiert mir, dass diese Information stimmt?

Schritte hinter mir lassen mich herumfahren. Wie auf Bestellung steht Harlat im Raum.

„Was ist da draußen los?“, rufe ich ihm entgegen und deute nervös mit den Armen auf Amasole und die Bewahrer. „Kommt Centon etwa heute schon?“

Er tritt zu mir, sieht hinaus und schüttelt den Kopf. „Beruhig dich, alles in Ordnung, die warten nicht auf Centon.“

„Was dann?“

Dor Amasole scheint den Himmel abzusuchen. Immer wieder schaut er nach oben in das strahlende Blau ohne Wolken.

„Besuch, Verwandtschaft von Amasole“, sagt Harlat gelassen.

„Er hat Verwandte?“

„Ja, einen Bruder. Sonst niemanden mehr, seine Mutter ist bereits vor einigen Jahren gestorben, sein Vater vor etwa zwei Jahren.“

Viel hat sich verändert in meiner Sicht der Dinge. Besitzer waren für mich bis vor einigen Wochen nur schwarze, mysteriöse Gestalten, furchteinflößend und ohne jede

Emotionen. Amasole aber ist für mich zu einem lebenden Wesen geworden, immer noch fürchte ich ihn, aber es hat eine andere Qualität als früher. Dass er eine Familie hat oder zumindest noch einen Bruder, irritiert mich, obwohl es nicht verwunderlich ist.

Wie wird dieser andere Besitzer sein? Ich bin neugierig, ihn kennenzulernen.

Jetzt kommt Bewegung in die Bewahrer. Amasole nickt zufrieden und tritt zwischen seine Wächter, welche sich nun um ihn herum gruppieren, als sei er bedroht.

Dann kommt der Schatten. Der dunkle Umriss ist das erste, das ich bemerke. Erinnerungen an den Riseg werden in mir wach, dieser Schatten aber ist anders, größer, kantiger, schneller. Ein Atmosphärengleiter setzt zur Landung an, Landestützen und vertikale Triebwerke werden ausgefahren, Staub wirbelt auf. Amasole schützt sein Gesicht, indem er seinen Umhang als Schild benutzt. Das Dröhnen der Triebwerke ist aufgrund des schallisolierenden Glases nicht im Inneren des Herrenhauses zu vernehmen. Stumm wie ein Film ohne Ton ist die Welt dort draußen. Kaum setzen die Ku-

fen auf, werden die Triebwerke deaktiviert und gleichzeitig öffnet sich an der Seite des silbrigen Gleiters die Luke, ein Landesteg gleitet in einer fließenden Bewegung hervor und faltet sich wie von Zauberhand zu einer Treppe. Der Staub legt sich, das Feuer aus den Triebwerken ist bald vollständig erloschen, dann tritt ein Besitzer an den Ausstieg. Er trägt einen ungewöhnlichen Bioanzug. Körper und Kopf sind schimmernd schwarz, an Armen und Beinen aber ist die Farbe nicht eindeutig zu bestimmen, wechselt je nach Reflexion zwischen einem dunklen Blau und einem ebenso dunklen Violett. Die Oberfläche lässt mich an Fischschuppen denken. Wichtiger aber: Ich glaube, diesen Anzug zu kennen. Woher weiß ich nicht. Unruhe ergreift von mir Besitz, ich möchte es hinausrufen, glaube mich zu erinnern, dann aber ist alles wieder ins Reich des Vergessens entglitten.

Während der neue Besitzer die Landungsbrücke hinabsteigt, erscheint eine zweite Gestalt in der Luke. Es ist ein Mann, fast noch ein Junge, mittelgroß, dunkles, langes Haar, das ihm in dicken Strähnen in die Stirn hängt. Die Art wie er sich bewegt,

sein Gesicht, soweit ich es erkenne, all das wirkt unendlich vertraut. Wie kann das sein? Er ist doch Teil eines vergangenen Lebens und gehört nicht auf Baldain. Ich muss halluzinieren, vielleicht das Nakonia oder Nebenwirkungen der Manipulationen an meinem Bewusstsein.

„Ich muss runter, um Dor Ulan zu begrüßen“, sagt Harlat und drückt mir heimlich einen Mikrodatenwürfel in die Hand.

„Ich kenne den Jungen.“ Meine Stimme zittert. Der Würfel in meiner Faust ist vergessen. „Ich glaube, ich kenne ihn.“

Harlat sieht mich fragend an, als fürchte er, ich hätte endgültig den Verstand verloren. Und vielleicht trifft genau das zu. Wo beginnt die Wirklichkeit, wo endet die Täuschung?

Wiedersehen

Amasole betritt als Erster den Raum und nimmt mich sofort wahr, obwohl ich halb verborgen hinter einer seiner schrecklichen Statuen stehe und nicht weiß, was auf mich wartet. Mit schnellen Bewegungen entfernt

er seine Maske, da aber folgen ihm schon die anderen beiden, der fremde Besitzer und der junge Mann.

„Du solltest nicht hier sein“, sagt Amasole. Seine Stimme verrät Anspannung und Ärger. Keine Spur Liebe liegt darin. Was erwarte ich von ihm? Er ist ein Monster, ein Monster, das Klavierspielen kann wie ein Zauberer.

„Ich wollte nur …“

Er hebt beide Hände und unterbricht mich. „Ich habe jetzt keine Zeit. Geh bitte.“

Der Mensch, den ich aus dem Gleiter habe steigen sehen, steht hinter dem zweiten Besitzer, dem Bruder Amasoles, aber sein Gesicht ist halb verdeckt im Schatten. Mein Herz schlägt schneller, ich zittere, alles in mir weigert sich, gerade jetzt den Raum zu verlassen. Neugierig versuche ich einen Blick auf den fremden Mann zu werfen, um meinen absurden Verdacht zu bestätigen.

Amasole weist auf den hinteren Durchgang, das Gesicht eine Maske der Missbilligung und wachsenden Verdrusses. Dieser Ausgang führt direkt zum Aufzug, so dass ich unseren Gästen nicht begegnen werde. Ich mache zwei Schritte in die entgegenge-

setzte Richtung, in der Hoffnung, einen Blick auf den Unbekannten werfen zu können. Der Bruder betrachtet mich neugierig, sein Atemfilter erweckt den Eindruck, als ringe er um jeden Atemzug.

„Zola! Geh bitte." Amasole stellt sich mir in den Weg, sodass kein Vorbeikommen ist. Missmutig wende ich mich ab und weiche.

„Sie hat sich nicht verändert", sagt eine elektronisch verstärkte Stimme, als ich den Raum gerade verlassen habe. Amasole aber hat keine Maske mehr getragen, also kann es nicht er sein, der da gesprochen hat. Das heißt, der andere Besitzer, Amasoles Bruder, kennt mich. Wie aber ist das möglich? Es gibt in meinen Erinnerungen keinen zweiten Besitzer, mit dem ich irgendwann einmal Kontakt gehabt hätte. Iwahla und Asam sind meine Vergangenheit. Kein anderer. Vielleicht aber hat mich diese Vergangenheit nun eingeholt.

Mir bleibt keine Zeit für Spekulationen und Spionage. Die Zeit läuft mir davon. In meinem Zimmer hole ich den Datenwürfel hervor, nehme das in Metallfolie gewickelte Datenpad zur Hand und lese die gespeicherten Informationen aus. Schort hat mir

geantwortet und was er schreibt, ist alles andere als leicht verständlich.

Jede Faser in meinem Körper spannt sich an, während ich die puzzleartigen Hinweise, welche er mir über Harlat hat zukommen lassen, zu entschlüsseln suche. Wenn ich mich nur besser konzentrieren könnte, aber mein ganzer Körper kribbelt, als seien Ameisen darauf unterwegs. Jeder zweite Gedanke dreht sich um Nakonia, Nakonia, immer wieder Nakonia. Verdammte Droge, verdammtes Zittern. Eine kleine Prise und ich würde mich besser fühlen und könnte klarer denken. Unter normalen Umständen hätte ich Schorts Hinweise in wenigen Minuten verstanden, so kostet es mich fast eine halbe Stunde. Ich schwitze, fahre mir mit den Händen unaufhörlich durch die Haare und spiele mit den Fingernägeln nervös an meinen Zähnen. Der Plan aber, soweit ich ihn verstanden habe, könnte funktionieren, ob er vernünftig ist, steht auf einem anderen Blatt.

Gerade habe ich Würfel und Pad weggeräumt, als die Wassertür zu fliesen beginnt.

Amasole steht vor mir. Sofort überkommt mich Angst, er könnte mich durch-

schaut haben. Er war noch nie in diesem Zimmer, solange ich darin lebe. Mein Blick fällt auf den Wandschrank, in dem der Datenwürfel zwischen zwei hübschen Kleidern versteckt liegt. Kein gutes Versteck. Amasoles Erscheinen ist kein Zufall, sicher weiß er über meine Pläne Bescheid und wird mich zur Rechenschaft ziehen.

Meine Finger, wenn sie doch nur aufhören würden zu zittern!

„Amasole?“, sage ich und fürchte, dass mich allein das Flatterhafte und Angespannte in meiner Stimme verrät. Nachsichtig sieht er mich an.

„Die Begegnung vorhin hat dich verwirrt. Ich wollte das vermeiden, denn du bist nicht gerade in einem stabilen Zustand.“

„Ich weiß“, erwidere ich nickend, verständig wie eine Musterschülerin, die ich nicht bin, nie war. Amasole betrachtet meine zitternden Hände, die wie nervöse kleine Tiere an meiner Kleidung spielen. Spätestens jetzt ahnt er, dass ich ihn hintergehe. Meine eigenen Hände, wie können sie nur solche Verräter sein?

„Wie viel Nakonia hattest du heute?“, fragt er.

Ich atme aus, entspanne mich. Er denkt, ich hätte Entzug und leider ist auch das die Wahrheit.

„Nicht viel“, sage ich und schon zieht er sein silbernes Döschen hervor. Es ist eine merkwürdige Form von Dankbarkeit, die ich fühle, durchsetzt mit bitterer Wut darüber, dass ich von ihm abhängig bin.

Das Nakonia beruhigt mich in wenigen Sekunden. Als Amasole mich berührt, über die Wange streicht und mich zu sich zieht, fühlt sich das gut an.

„Wer sind die zwei Besucher?“, frage ich mit neuer Gelassenheit.

„Lass mir ein bisschen Zeit mit unseren Gästen, dann wirst du sie kennenlernen und ich bin mir sicher, du wirst alles verstehen.“ Er sieht mir direkt in die Augen. „Du vertraust mir doch?“

„Ja, das tue ich. Ich vertraue dir.“ Dann liegen wir beieinander, halten uns und doch ist es wie ein Kampf, in dem es keinen Sieger geben kann. Ich schlafe traumlos in dieser Nacht, gefangen im Innersten des

Hauses, das darauf lauert, mich zu verschlingen.

Morgenmahl

Ich bin allein, als ich erwache und immer noch ist es merkwürdig, in solcher Stille zu sich zu kommen, völlig verlassen von den anderen, ihren leisen Geräuschen, dem Quietschen und Knarren der Bettgestelle.

Spino sagt mir bei der Morgenbesprechung, ich solle auf der Stelle zu Amasole kommen, er erwarte mich bereits. Von den anderen Dryaden ernte ich finstere Blicke, insbesondere Runa sieht mich mit unverhohlenem Hass an. Heute ist ihr großer Tag, Satya wird abgeholt, eine weitere Konkurrentin aus dem Weg geräumt. Herzlichen Glückwunsch, Schlange.

Mit leerem Magen stehe ich vom Tisch auf und begebe mich zum Aufzug. Es ist nicht meine Art, mich umzudrehen und mich zu verabschieden. Sollen die andern doch schauen, wie sie wollen.

In Amasoles Etage erwartet mich Katsul. Das Tier legt den Kopf schief und sieht mich

mit einem Auge an, dann knurrt er und wedelt mit dem Schwanz. Vorsichtig bewege ich mich an ihm vorbei, da ich nicht abzuschätzen vermag, ob er mich freudig begrüßt oder im nächsten Moment attackieren wird. Der Kander aber bleibt zu meiner Beruhigung zurück, während ich ins Speisezimmer gehe, vorbei an düsteren Bildern und grotesken Gesichtern. Dort erwartet mich die nächste Überraschung. Amasole ist nicht alleine, sein Bruder sitzt ebenfalls am Tisch, dieses Mal ohne Maske, und unterhält sich mit Amasole über die bald beginnende Regenzeit. Als sie mich bemerken, verstummt das Gespräch sofort. Amasole bittet mich, gegenüber seines Bruders Platz zu nehmen. Dann stellt er ihn vor.

„Zola, das ist Ulan, mein Bruder, er ist gestern aus Zabre gekommen. Und ich weiß, er freut sich sehr, dich hier zu treffen."

Ulan betrachtet mich aus seinen großen, dunklen Augen. Er ist jünger als Amasole, mindestens ebenso schön, auch wenn ihm die männliche Reife Amasoles fehlt.

„Wie geht es dir?"

Ein Zittern läuft durch meinen Körper, diese Stimme, die Art und Weise, wie er spricht, mich mit ehrlicher Besorgnis ansieht, all das wirkt so merkwürdig vertraut. Ist es, weil er Amasole ähnelt? „Mir geht es gut“, antworte ich nervös und versuche meine Gefühle zu ergründen. Wer ist dieser Besitzer? Er kommt von Zabre, hat Amasole gesagt. Wir stammen vom selben Planeten.

„Mein Bruder hat mir erzählt, du wärst krank gewesen, hättest Fieber gehabt und würdest dich teilweise nicht mehr erinnern.“

„Ja, aber es geht mir schon besser.“

„Woran erinnerst du dich, was Zabre betrifft?“

Die Frage befremdet mich, abgesehen von Iwahla und Asam gibt es nichts und niemand, an das ich mich erinnern möchte.

„Ich bin in einem Heim in Oldekka aufgewachsen“, antworte ich knapp.

„Und dann?“

Schulterzucken meinerseits. „Dann hatte ich das Alter erreicht, in dem die Leitung einen verkauft und so bin ich hierhergekommen. Mehr nicht.“

Dor Ulan lässt sich in seinen Sessel gleiten, macht eine missmutige Kopfbewegung und nickt dann seinem Bruder zu.

„Du hattest recht. Sie weiß es nicht mehr."

„Was weiß ich nicht mehr?", mische ich mich ein.

„Nicht jetzt Zola", unterbricht mich Amasole, „lass uns und dir ein wenig Zeit. Alles wird gut, aber lassen wir es für heute dabei bewenden. Geh jetzt."

Ich weiß, ich müsste nachfragen, darauf bestehen, mehr zu erfahren, aber ich kenne Amasole gut genug, um zu wissen, ich würde ihn lediglich verärgern. Alles, was zählt, ist der Augenblick, sage ich mir. Die Sonne scheint durch die getönte Scheibe, blass und kraftlos dringt sie durch das dunkle Glas, als weigere sie sich das Heute zu erhellen.

„Ich würde bei Gelegenheit gerne mehr erfahren, anscheinend sind wir uns auf Zabre bereits begegnet, auch wenn ich mich nicht daran erinnere."

Ulan richtet sich auf, öffnet den Mund, als wolle er mir Antwort geben, dann aber nickt er nur und sinkt kraftlos zurück.

„Ein andermal sprechen wir darüber, nicht jetzt."

Ich denke an Iwahla, die nie über die Besitzer sprechen wollte, jede Erklärung über ihr Wesen auf ein andermal vertagte, das es nie gab. Die Zeit aber bringt immer Antworten, wenn auch nicht immer die, welche einem gefallen.

Abtransport

Centon kommt in der Mittagssonne. Der Boden kocht, die Luft flimmert, niemand erträgt diese Hitze. Sie bringen Satya mit einem der Elektrowagen zum Tegger. Die letzten zwei Tage hat sie in einer Zelle der Krankenstation zugebracht, vollgepumpt mit Beruhigungsmitteln. Auch jetzt ist sie noch teilnahmslos, sitzt auf dem kleinen Wagen, den Blick ins Leere gerichtet, die Lider halb geschlossen.

Wer aus dem Inneren eines Gebäudes nach draußen tritt, für den ist die Welt ein einziges gleißendes Licht, das in den Augen schmerzt. Satya nimmt fast nichts wahr von dem, was um sie herum geschieht.

Weder den Bewahrer, der die letzten Meter neben ihr geht, noch den Centon-Mann, welcher mit Nimraha in eine Unterhaltung vertieft ist.

Gleichgültig lässt sie sich führen, ganz die Verurteilte, welche zur Hinrichtung geleitet wird. Ihr Gesicht ist blass und das lockige Haar ungewaschen und strähnig. Einmal gerät sie ins Taumeln, sofort aber greift die Hand des Bewahrers nach ihr und auch wenn es wie eine freundliche Geste aussieht, ist es doch nur die Reaktion einer Maschine, deren Aufgabe es ist, sie in den Tegger zu transportieren.

Nimrahas Grinsen spricht Bände. Es ist ihm ein persönlicher Genuss, eine Dryade an Centon zu übergeben. Was er nicht haben kann, hasst er. Das ist seine Natur und ich hoffe, er wird eines Tages Strafe erfahren.

Ein paar Eigene betanken den Tegger und laden einige Kisten Nakonia in den hinteren Laderaum. Die Fahrt in die Provinzhauptstadt ist gefährlich. Sollte ihnen der Sprit ausgehen, wer weiß, was geschehen würde?

Der Centon-Mann betrachtet Satya zufrieden, mustert ihren in einen schäbigen Overall gehüllten Körper von Kopf bis Fuß. Etwas Vergleichbares dürfte er selten in die Fabriken transportiert haben, denn meist sind es ja die Schwachen und Kranken, welche auf diese Weise entsorgt werden.

Er sagt Nimraha etwas und die beiden lachen, lachen, als sei all das nur ein Spaß, ein Vergnügen, etwas, das nichts bedeutet.

Dann reicht der zweite Verwalter die Karte an den Centon-Mann, der sie wie schon bei Nekras Dar in seine Tasche steckt und sich mit einer beiläufigen Handbewegung verabschiedet. Die Eigenen sind fertig mit dem Betanken. Alles ist gerichtet für die Fahrt, es gibt keinen Grund länger zu verweilen, dennoch dreht der Centon-Mann sich ein letztes Mal um, betrachtet den staubigen Hof und erweckt dabei den Eindruck eines Mannes, der etwas vergessen hat. Dann aber besinnt er sich ohne ersichtlichen Grund eines Besseren und steigt in den Tegger, die Luke schließt sich, der Motor springt an. Der Fahrer beschleunigt, Staub steigt auf, das Gefährt rollt in langsamem Tempo zum Sicherheitsring.

Ein paar Minuten später verschwindet der Centon-Tegger zwischen den Bäumen und Satya ist für immer gegangen.

So geschieht es, so sehe ich es durch das kleine Loch, welches Schort in die Kiste gebohrt hat, damit ich Luft bekomme und verfolgen kann, was dort draußen geschieht.

Der Plan ist von ihm und was seine Gründe sind, dass er sein Leben aufs Spiel setzt, weiß ich nicht. Vielleicht tut er es, weil ich ihn gerettet habe, als der Centon-Mann das letzte Mal da war. Vielleicht ist er es einfach Leid, darauf zu warten, dass man ihn verkauft, wenn er keinen Nutzen mehr besitzt.

Er war es, der wusste, was in den Centon-Tegger geladen werden würde, wo die Pakete lagern, wer sie transportiert. Der Rest war leicht. Mein Teil bestand darin, das Herrenhaus unbemerkt zu verlassen. Auf Harlats Elektromobil, zwischen alten Aminokleidern und Transportboxen eingezwängt, fuhr ich mit zu den Quartieren. Schort erwartete mich und ließ mich in eine der Nakonia-Boxen steigen.

Der Deckel war noch nicht geschlossen, schon vernebelte mir die Droge die Sinne.

Als sie mich in das Fahrzeug brachten, bin ich so high wie seit Tagen nicht.

Jetzt aber beginnt die Reise, und ich befinde mich in einem vergleichbaren Zustand wie bei meiner Ankunft.

Der Tegger setzt sich in Bewegung, ich werde eine halbe Stunde warten, länger ertrage ich es in dieser Enge nicht. Bereits jetzt ist mein Bewusstsein dabei, sich in der Schwärze dieses Containers zu verlieren. Die Dunkelheit ist bedrückend wie in einem Grab oder aber einer Schlafkammer während eines interstellaren Fluges. Die Euphorie weicht der Angst, eingesperrt und für Monate gefangen zu sein. Ich will nicht, dass sie mich wegbringen, betäuben und in eine andere Welt verfrachten, als sei ich ein Ding ohne Willen, ein Gegenstand, der keine Rechte besitzt. Sie denken, ich hätte kein Recht, außer dem zu gehorchen, zu Willen zu sein, zu schweigen. Sie irren sich.

Unruhe ergreift mich, mein ganzer Körper kribbelt, als würden kleine Tiere darüber streifen. Es ist nur die Droge, sage ich mir. Oder doch nicht? Etwas berührt mein Ohr, beißt mich, als ich jedoch mit meiner Hand danach schlage, spüre ich nichts, kein

Tier, kein Ohr, nur eine dumpfe, fiebrig heiße Fläche. Allem Anschein nach habe ich eines der Säckchen beschädigt, denn die Luft ist jetzt noch stärker mit Nakonia-Staub erfüllt als zuvor, beinahe unmöglich zu atmen. Den Husten zu unterdrücken, kostet mich Konzentration. Jetzt kommt ein Würgen hinzu. Es kriecht meine Speiseröhre hinauf, säuerlich und zäh wie zu lange gekochter Hirwa. Ich muss hier raus, muss die Kiste verlassen, muss durchhalten und warten.

Immer muss ich gehorchen, immer dulden. Ich mag nicht mehr. Was ist nur mit meinem Verstand los?

Nur die Droge Zola, bleib ruhig, gedulde dich noch einen Moment. Du kannst es schaffen. Tu es für sie. Du bist so weit gekommen, gib jetzt nicht auf.

Dann höre ich Stimmen und nur im ersten Moment denke ich, es sei der Centon-Mann, welcher mich gefunden hat und mich holen wird.

Dann weiß ich, die Stimme ist in meinem Kopf.

„Du hast ihn umgebracht“, sagt sie. Es ist Satya. „Jetzt werden sie uns beide bestrafen. Du hättest das nicht tun sollen.”

Es kitzelt an meinem Hals, während ich ihr zuhöre, wie sie durch die Ozeane der Zeit und des Raums mit mir spricht.

„Er hat es verdient”, antworte ich in das Dunkel hinein.

„Du musst weg von hier, fliehen, weg, nur weg“, sagt die Stimme. „Weg von hier, hier kannst du nicht bleiben. Komm jetzt!”

Ich muss aus der Box, bevor ich verrückt werde. Vorsichtig strecke ich den Arm und taste nach dem Deckel. Der Tegger rumpelt über die schlechte Straße und schlingert wie ein Atmosphärengleiter bei Sturm. Wir haben den Sicherheitsring mit großer Wahrscheinlichkeit passiert. Wenn ich länger zögere, werde ich nicht mehr dazu in der Lage sein, das zu tun, was ich tun muss. Der Blick durch das kleine Guckloch verrät mir wenig, ich sehe lediglich den Fahrer, wo der Centon-Mann sich aufhält, ist nicht zu erkennen. Trotzdem schiebe ich die Decke und das Nakonia behutsam zur Seite.

Dann erblicke ich ihn, er dämmert vor sich hin, die Füße auf einer Kiste, die Arme

vor dem Körper verschränkt. Sein Mund ist halb geöffnet und selbst jetzt lächelt er auf jene verächtliche Weise, die mich mit Ekel erfüllt. So leise wie es nur geht, befreie ich mich aus der Transportbox. Fast rutscht mir der Deckel aus der Hand, im letzten Moment aber halte ich ihn und lege ihn auf einer zweiten Box ab. Dann bin ich frei, atme durch, kauere mich auf dem Boden zusammen und versuche, mich zu besinnen. Ich werde den Rausch nicht überwinden, es wird Stunden dauern, bis ich wieder bei mir bin. Sobald das Nakonia nicht mehr wirkt, wird der Entzug einsetzen, Schweiß auf der Stirn, zittrige Glieder, all das kenne ich bereits. Ich wünschte, ich hätte niemals etwas genommen. Es spielt keine Rolle, wie lange ich warte, ich bin und bleibe in schlechter Verfassung. Nur mein Wille kann mir helfen, meine Aufgabe zu erfüllen.

Das Messer in meiner Hand ist schwer, der Griff gummiert, so dass es mir nicht aus der Hand rutschen wird. Ich weiß, ich habe bereits zu einer anderen Zeit, in einem anderen Leben ein solches Messer in den Händen gehalten. Es ist keine unschuldige Hand, die diese Waffe umfasst.

„Du hier?" Die Stimme ist über mir. Der Centon-Mann. Er ist ehrlich erstaunt darüber, mich zu sehen. So erstaunt, dass er zögert, den Paralysator auf mich zu richten. Vielleicht hat er eine Ratte erwartet, schlimmstenfalls eine Schlange, mit Gewissheit aber nicht eine Eigene, die ein Messer in der Hand hält. Ich werde ihn nicht mehr fragen können. Das Lächeln ist aus seinem Gesicht verschwunden, er ist zu langsam und er weiß es. Ich treibe ihm das Messer direkt in die Mitte seines Körpers und es ist, als würde ich einen Fehler aus meinem Leben streichen.

Das einzige Problem: Er schreit. Es ist ein markerschütternder, jämmerlicher Schrei, den ich ihm nicht zugetraut hätte. Auch wenn der Motor des Teggers laut ist, kann der Fahrer nicht anders, als dieses Aufbegehren zu bemerken. Das Fahrzeug bremst, ich verliere das Gleichgewicht, stolpere gegen die Wand und dann steht er im Durchgang zur Fahrerkabine, die Silhouette eines Mannes, die einen Teil des Lichts aufhält. Das Messer steckt noch unterhalb der Rippen des Centon-Mannes. Ich bin unbewaffnet, aber nicht wehrlos.

Schon ist er über mir, holt aus und schlägt, streift aber nur meine Schulter. Meine Faust trifft sein Ohr und als er das Gleichgewicht verliert, kann ich ihm einen Tritt verpassen, der ihn nach hinten schleudert. Noch ist er bei Bewusstsein und es wird schwierig, ihn mit bloßen Händen zu besiegen, aber an der Wand ist ein Mediset befestigt, ein kantiger Kasten aus Kunststoff, schwer, aber handlich. Ich reiße ihn aus der Halterung, und als er wieder hochkommt, knalle ich ihm das Set mit Wucht gegen die Stirn. Er fällt nach hinten und bleibt reglos liegen. Auf seiner Stirn leuchtet der rote Abdruck des medizinischen Fünfecks, das die Seite des Medisets ziert.

„Hier, zum Verbinden." Ich lasse den Kasten neben ihn fallen, so dass sich das Schloss öffnet und der Inhalt sich über den Boden ergießt. Ein paar Minuten später habe ich den Fahrer mit Verbandsmaterial so weit gefesselt, dass von ihm keine Gefahr mehr ausgeht, selbst wenn er wieder zu Bewusstsein kommt.

Mir ist schwindelig, das Nakonia pulsiert wie kaltes Feuer durch meinen Körper und

lässt mich zittern, aber es ist keine Zeit, um mich auszuruhen. Hinter den Kisten ist die verriegelte Tür zu den Zellen. Den Magnetschlüssel suche ich in den warm klebrigen Taschen des Centon-Mannes, dessen Mund immer noch offen steht, als würde er vergeblich schreien, um dem Tod zu entkommen.

Der Magnetschlüssel ist blutig, aber er funktioniert, mit einem Zischen entriegelt sich die Tür und gleitet auf. Dahinter befinden sich zwei kleine Zellen, beide nicht größer als 1,50 m im Quadrat und so niedrig, dass ein Erwachsener darin nicht aufrecht stehen kann. Hinter dem winzigen Sichtfenster der vorderen Zelle ist Satya, blass und ängstlich, ein Schatten ihrer selbst. Es dauert eine Weile, bis sie begreift, dass ich es bin. Endlich ruft sie meinen Namen, schlägt gegen die Tür und lacht oder heult, es lässt sich kaum unterscheiden.

Tränen schießen ihr in die schönen grünen Augen und lassen sie noch stärker leuchten, als sie es ohnehin tun. Als das Schloss aufschnappt, umarmt sie mich und drückt mich an sich. Ihr Leib zittert dabei

so stark wie der meine. Es ist, als würden wir uns gegenseitig halten, weil zwei eben fester am Boden stehen als einer.

Plötzlich ein Schlag. Satya zuckt zusammen und sieht sich erschrocken um. Jemand hämmert gegen die Tür der zweiten Zelle, eine gedämpfte Stimme meldet sich zu Wort.

„Zum Freuen habt ihr später noch Zeit, wir müssen hier weg." Schort blickt durch das Sichtfenster der zweiten Tür, den Kopf merkwürdig zur Seite gedreht, da er nicht aufrecht stehen kann. Er hat sich dort selbst eingeschlossen, nachdem ein Bewahrer Satya in ihre Zelle gebracht hatte.

Satya fährt den Tegger, obwohl sie noch nie ein Fahrzeug bewegt hat. Weder ich noch Schort sind jedoch dazu in der Lage, dieses Ungetüm zu lenken. Mein Adrenalin ist aufgebraucht, Müdigkeit flutet in meinen Körper, als hätte man mir ein Schlafmittel verabreicht.

Im Dschungel zurückgelassen sitzt der Fahrer, mit Verbandsmaterial zu einem handlichen Paket verschnürt und an einen wilden Banlo gebunden. Neben ihm im scharfkantigen Gras, verdeckt von ein paar

Zweigen mit violetten Blüten, die Satya über ihn gebettet hat, liegt der Centon-Mann, einen stummen Schrei auf den kalten Lippen, vielleicht auch ein letztes Gebet.

Wie viele hat er in die Fabrik gebracht und wird er ihnen, dort, wo er jetzt ist, wieder begegnen? Das frage ich mich, während der Tegger sich rumpelnd und schnaufend über die Straße in Richtung Distrikthauptstadt bewegt. Die Antwort verschluckt bleischwerer Schlaf, angereichert mit düsteren Träumen und Bruchstücken aus Erinnerung.

Entscheidungen

„Wir müssen die Straße verlassen, die Ausläufer der Distrikthauptstadt sind nur noch drei Stunden entfernt. Wir bewegen uns Richtung Norden. Nordwestlich liegen die Sümpfe", Schort deutet auf die Holokarte, welche über die Armaturen des Teggers projiziert wird, „Nordöstlich befindet sich die Stadt, Ladrun, wo der Raumhafen und die Distriktverwaltung sind. Wir müssen hier auf diese Seitenstraße abbiegen und

können dann bis zu diesem alten Gasfeld fahren."

„Und dann? Was machen wir, wenn wir das Gasfeld erreicht haben?", frage ich.

Schort zuckt mit den Schultern. „Laufen. Wir nehmen alles, was wir an Ausrüstung finden und laufen los. Mit viel Glück sind wir in drei bis vier Tagen an unserem Zielort."

„Vier Tage durch die Sümpfe?", ruft Satya entsetzt. „Wir überleben keine vier Stunden dort, wenn alles stimmt, was die Dryaden über die Sümpfe sagen."

„So, was sagen sie denn?", erwidert Schort gereizt.

„Dass dort niemand überleben kann, absolut niemand."

Schort schüttelt verärgert den Kopf. „Keiner und wirklich gar keiner von den Dryaden war jemals in den Sümpfen. Sie sitzen im Herrenhaus, denken, sie wüssten irgendetwas und wissen doch nichts. Ich kenne Eigene, die in den Sümpfen gearbeitet haben und auch wenn es nicht leicht sein mag, kann man dort überleben, also würdest du mir bitte vertrauen?"

„Ich wollte dich nicht verärgern“, sagt Satya und legt Schort beschwichtigend die Hand auf die Schulter. „Wahrscheinlich habe ich nur ein bisschen Angst, durch den Dschungel zu marschieren. Die Vorstellung macht mich ziemlich nervös“, fügt sie erklärend hinzu.

Schort nickt verständig. „Schon OK. Kann ich verstehen. Ich hätte auch Respekt davor, wenn ich immer nur gehört hätte, wie gefährlich es dort ist und klar gibt es dort jede Menge Gefahren, aber wir müssen vorsichtig sein, tagsüber marschieren, nachts auf einen Baum klettern. Außerdem gibt es Bewegungssensoren, die für uns eine Gefahr darstellen. Die können zumindest auf dreihundert Meter Objekte melden.“

Ich nicke lediglich, denn meine Konzentration reicht gerade dazu aus, mir anzuhören, was Schort sagt und vorschlägt. Meine Kraft ist verschwunden. Hoffnung existiert nicht in meinem Universum. Alles fühlt sich an, als gehöre es nicht zu mir. Meine Hände, die Beine, sie wirken, als hätte ein zynischer Gott sie an meinen Körper geklebt, ohne mir zu erklären, wie sie funktionieren. Jeder Schritt, jede Bewegung schmerzt und

wozu überhaupt bewegen, wir werden es ohnehin nicht schaffen. Ob wir in die Sümpfe fahren oder uns gleich hier an den Rand der staubigen Straße legen, um zu sterben, wo ist der Unterschied?

„Du siehst schlecht aus", merkt Satya an, aber das ist eine Beschönigung. Alles ist eine Beschönigung, die ganze Welt ein mit sinnloser Hoffnung übertünchter Haufen Schrott.

Schort nickt und geht ins Heck des Teggers, nur um gleich darauf zurückzukehren, das Mediset in den Händen, welches ich dem Fahrer auf den Schädel geschlagen habe.

„Du brauchst ein bisschen Nakonia, wir können es uns jetzt nicht erlauben, dass es dir so schlecht geht. Irgendwann musst du runter von dem Zeug, aber im Moment ist nicht der Zeitpunkt dafür."

Erstaunlich, wie mein Körper auf diese Worte reagiert. Sofort werden letzte Reserven angebrochen. Ich zittere vor Anspannung, giere nach einer kleinen Prise des Stoffes, den ich doch hasse. Es widert mich an, davon abhängig zu sein, aber es ist wie Schort sagt: Ich werde es ohne Nakonia

nicht durchstehen. Ein paar Gramm sind in einem solchen Mediset. Sie dienen der medizinischen Versorgung als Betäubungs- und Schmerzmittel. Genau das, was ich jetzt brauche.

Schort nimmt eine Spritze zur Hand und legt sie in einen Injektionsapparat. Der Anblick irritiert mich. Nur nach meiner Ankunft hat man mir Nakonia injiziert, zu jedem anderen Zeitpunkt aber habe ich es inhaliert. Am Ende aber spielt es keine Rolle, Hauptsache ich funktioniere wieder.

Fünf Minuten zwischen Himmel und Hölle. Kaum hat er mir die Injektion verabreicht, beginne ich mich zu entspannen. Weiter fünf Minuten später bin ich bereits wieder voll da und platze vor Aktionismus. Ich frage Schort, was ich tun kann. Der Drang in mir, mich nützlich zu machen, ist so stark, dass ich bereits aufgesprungen bin, bevor er antworten kann.

„Setz dich hin, halt die Klappe und entspann dich. Du kannst jetzt gar nichts machen, nur Satya von der Fahrerei abhalten und dafür sorgen, dass wir ein paar Bäume umnieten."

Widerwillig komme ich seinen Worten nach. Meine Beine kribbeln, es ist mir unmöglich ruhig zu sitzen und starr durch die Frontscheibe zu sehen. Die Landschaft verändert sich nicht, Bäume und Strauchwerk, so dicht, dass sich nicht sagen lässt, wo die eine Pflanze aufhört und die andere beginnt. Die Straße ist nicht mehr als ein blassroter Streifen aus Sand, der sich in leichten Bögen durch den Wald windet. Tiefe Löcher sind in der Fahrbahn, der Tegger aber ist so gut gefedert, dass er fast jedes Schlagloch schluckt.

Am Himmel vor uns ziehen sich Wolken zusammen, was mich beunruhigt, denn bis jetzt habe ich kaum Wolken am Himmel von Baldain gesehen. Immer ist der Horizont klar und strahlend, nur Wolkenfetzen schweben mitunter in der Atmosphäre und lösen sich auf wie Eis in der Sonne.

Entscheidungen II

Der Ärger beginnt 50 Kilometer vor dem Gasfeld. Schort sagt gerade, wir würden die Abzweigung nach Nordwesten bald errei-

chen, Satya solle vom Gas gehen, als ein Atmosphärengleiter über uns hinweg dröhnt und die Straße vor uns in einen Staubsturm verwandelt. Für einen Augenblick verliert Satya die Kontrolle und kommt von der Fahrbahn ab. Äste krachen, Holz splittert, dann aber hat sie das Fahrzeug angehalten und wir sehen uns ratlos an.

„Nicht stehen bleiben", sagt Schort, „drück drauf, fahr weiter."

„Aber ich sehe die Straße kaum noch und was war mit dem Gleiter?"

„Das ist Centon, wahrscheinlich, wenn wir stehen bleiben, sind wir im Arsch."

„Fahr los!", rufe ich. Sie zögert nur kurz, dann betätigt sie den Gashebel und der Tegger macht einen Sprung nach vorne. Die Wolke aus aufgewirbeltem Sand legt sich nur langsam. Die Bäume schimmern wie spalierstehende Riesen, die ein rötlicher Staub umhüllt. Unsere Geschwindigkeit ist nicht hoch, schneller aber lässt sich bei diesen Sichtverhältnissen nicht fahren.

„Was machen die jetzt?", fragt Satya.

„Keine Ahnung", erwidert Schort und ich sehe, wie er den Abwehrmechanismus vor-

bereitet. „Geh nach hinten, Zola, über den Sitzen in einem Fach auf der linken Seite sind zwei Gewehre und drei Handfeuerwaffen. Hol sie."

Das lasse ich mir nicht zweimal sagen. Ich sprinte nach hinten, reiße das Fach auf und staune nicht schlecht. Derartige Waffen kenne ich nur von Einsatzwächtern, die in Krisensituationen zum Zug kommen, um Aufständische in ihre Schranken zu weisen, sprich niederzumetzeln.

Vor Jahren habe ich einen Holofilm über den letzten Aufstand von Eigenen auf Zabre gesehen. Es ging um die Verknappung der Lebensmittelrationen. Fast 10.000 Menschen griffen seinerzeit das Regierungszentrum an, mit Äxten und erbeuteten Paralysatoren bewaffnet. Zweihundert Bewahrer und ein Korps Einsatzwächter genügten, um die Aufständischen zu eliminieren. Die Niederschlagung dauerte keine Stunde, dann waren die meisten tot, einige geflohen. Am aufwändigsten war es, die Flüchtigen anhand von Videobildern zu identifizieren und hinrichten zu lassen. Aber bis auf den letzten Mann hat man seinerzeit jeden gefunden, denn die Besitzer

sind akribisch, wenn es um die Vernichtung von Widerständlern geht. Der Gedanke ist nicht geeignet, mich mit Zuversicht zu erfüllen. Ich nehme eines der Gewehre aus der Haltung und bin erstaunt, wie leicht es für seine Größe ist. Außerdem stecke ich mir zwei Pistolen in den Gürtel, dann gehe ich zurück in die Fahrerkabine. Der Staub hat sich gelegt, alles scheint sich beruhigt zu haben.

„Vielleicht war es nur ein ganz normaler Atmosphärengleiter auf einem Routineflug. Woher sollen sie wissen, dass mit uns nicht alles in Ordnung ist?"

Schorts Reaktion ist ein verächtliches Knurren. Er schüttelt sich, als versuche er, ein lästiges Insekt loszuwerden.

Dass er Recht hat und ich Unrecht, wird spätestens klar, als der Tegger über einen riesigen Baum, der quer auf der Straße liegt, fährt. Ein kleineres Fahrzeug mit kleineren Reifen wäre daran zerschellt, der Tegger aber wird einige Meter nach oben geworfen, bis die Heckräder ebenfalls auf den Baum treffen, was zur Folge hat, dass das Vorderteil mit unglaublicher Wucht nach unten schlägt. Ich denke, wir sind tot,

das war es, der Tegger wird einfach auseinanderbrechen, aber da liege ich falsch. Das Fahrzeug springt, die riesigen Räder dämpfen den Aufprall, die Federung übernimmt den Rest. Schort geht zu Boden, ich werde gegen die Wand geschleudert und ein stechender Schmerz fährt durch meine Schulter, Satya aber, die im Fahrersitz angeschnallt ist, bleibt auf ihrem Platz. Irgendwie gelingt es ihr, den Wagen auf der Straße zu halten. Im nächsten Moment sehe ich die Wächter auf der Straße, Menschenwächter mit schweren Gewehren, einige hundert Meter voraus.

Sie überrascht mich ein weiteres Mal. Satya beschleunigt, steuert genau auf die Wächter zu. Sie legen ihre Gewehre an und Sekundenbruchteile später bohren sich Geschosse in die Scheibe. Ich weiß, was es ist und ich weiß auch, was wir zu tun haben, denn als Schort den Medikit geöffnet hat, um mich mit Nakonia zu versorgen, sind mir Atemmasken aufgefallen. Der Mediset ist irgendwo im Fahrzeug, alles ist durcheinandergewirbelt worden, als wir über den Baum gefahren sind. Ich sehe mich um, finde es in einer Nische im Durchgang und

greife danach. In diesem Moment strömt das Gas in die Kabine. Ich halte die Luft an, weiß, dass ich nur noch Sekunden habe und setze mir die Maske auf. Der Wagen schlingert, wird langsamer und fährt auf den Waldrand zu. Satya ist bewusstlos, ihr Körper hängt schlaff in den Gurten. Ich greife den Steuerhebel, drücke ihn nach vorne und bringe den Tegger wieder auf Fahrt. Mit der anderen Hand versuche ich Satyas Gurt zu lösen, finde aber nicht sofort den entsprechenden Knopf. Als meine Hände eine kleine Erhebung auf der Vorderseite des Fahrersessels berühren, ziehen sich die Gurte gleich Tentakeln zurück. Satya ist frei und sinkt zu Boden. Genau in diesem Moment schlagen Schüsse durch die Scheibe. Die Wächter feuern nicht länger mit Gasgeschossen auf uns, sie schießen nun mit scharfer Munition, um uns aufzuhalten, bevor wir sie erreichen. Eine Kugel streift meinen Arm, zerfetzt den Aminoanzug und lässt eine brennende Wunde zurück. Die Wächter sind nah, nehmen mich ins Visier. Ich gehe hinter den Armaturen in Deckung, meine Hand aber hält unverdrossen den Steuerhebel. Der Tegger hat hohe Ge-

schwindigkeit, die Schüsse zerfetzen Teile der Deckenverkleidung, bohren sich in die Wand, dann verstummt das Gewehrfeuer. Ich wage einen kurzen Blick, linse vorsichtig durch die zerschossene Scheibe und sehe, dass keiner mehr vor uns ist. Wir haben die erste Straßensperre genommen, in Sicherheit sind wir deswegen noch lange nicht. Im Gegenteil. Die Jagd hat begonnen, sie wird nicht ohne Beute enden, denn das ist das Wesen der Besitzer.

Gasfeld

Schort erwacht als erster. Plötzlich ist er wieder bei Sinnen, als wäre ein Schalter in seinem Kopf umgelegt worden. Er richtet sich auf, flucht, stolpert hektisch durch die Fahrerkabine und kniet sich schließlich neben Satya, um ihren Puls zu fühlen.

„Sie ist ok“, sage ich.

„Was zum Teufel ist passiert?“, will Schort wissen.

„Wir sind von Wächtern beschossen worden.“ Meine Hand deutet auf die mit Haken versehenen Projektile in der Front-

scheibe. Die Einschusslöcher der scharfen Munition sind von haarfeinen Rissen umgeben, an die 30 Einschläge müssen es sein. „Sie haben Gasgeschosse auf die Scheibe gefeuert, ihr wart innerhalb von Sekunden bewusstlos. Ich habe es gerade noch geschafft, eine der Masken aus dem Medikit aufzuziehen."

„Ich erinnere mich an nichts mehr. Sie müssen Sarom benutzt haben, das betäubt nur kurz und hat Gedächtnislücken zur Folge."

„Weißt du, wohin wir fahren oder ist das auch weg?"

„Zu den Gasfeldern. Wir sind auf dem Weg zu den Gasfeldern, oder?"

Ich nicke zufrieden. „Wir müssten die Abzweigung jeden Moment erreichen."

„Sehr gut! Nur runter von dieser Straße." Schort erhebt sich, holt den Medikit und nimmt eine Spritze mit Nakonia heraus. Er beugt sich über Satya, sucht eine Vene. Sofort wird mir klar, was er vorhat.

„Ist das wirklich nötig?", gebe ich zu Bedenken.

„Sie ist ziemlich weg und wenn wir noch einmal angegriffen werden, sollte sie nicht

bewusstlos sein. Eine betäubte Satya ist uns gewiss keine Hilfe, da ist es besser, ich gebe ihr eine kleine Dosis."

Im Grunde genommen müsste ich Schort beipflichten, aber etwas in mir weigert sich. Es sind nur wenige Dosen Nakonia vorhanden und ich weiß genau, ich werde Probleme bekommen, sobald sie aufgebraucht sind. Bevor ich jedoch weitere Einwände geltend machen kann, hat Schort ihr bereits eine Spritze injiziert. Keine zwei Minuten später streckt sich Satya, gibt ein Gähnen von sich und wacht auf.

„Was ist los? Wo sind wir?"

„Abzweigung zum Gasfeld", antworte ich. „Da vorne ist laut Karte der Weg."

Tatsächlich biegt eine kleine Seitenstraße ab. Ich muss weit ausholen, um die Kurve zu nehmen. Mit dem hinteren Teil des Teggers streife ich einige dünne Bäume. Eine schöne Spur für unsere Verfolger. Sie werden uns in jedem Fall finden. Wenn es aber nicht die Spuren sind, können sie ab einer gewissen Distanz unsere Biosignale orten. Kurz nach unserer Ankunft wurden unsere biologische Signatur aufgezeichnet. Ich erinnere mich an den dicken Beamten,

als sei ich ihm erst gestern begegnet. Unser einziges Glück: Die Biosignaturscanner sind erst ab einer Distanz von ca. 500 Metern wirksam. Sie müssen uns folglich zur Ortung sehr nahe kommen, was in diesem grünen Ozean nicht leicht sein dürfte.

„10 Kilometer bis zur alten Förderstation, dann müssen wir anders weiter“, sagt Schort.

„Wie anders?“, will ich wissen.

„Zu Fuß. Kleiner Spaziergang durch den Wald.“

„Wie weit müssen wir durch den Dschungel?“, fragt Satya.

„Hab ich schon gesagt“, erwidert Schort und es klingt merkwürdig ungehalten. „Vier Tage nach Nordwesten. Fast alles durch die Sümpfe.“

„Vier Tage in diesem Dschungel, in dem es Wazzas und was weiß ich noch gibt.“

„Wazzas gibt es bei den Sümpfen kaum. Sie können dort mit ihrem Gewicht nicht ordentlich jagen, hat mir Harlat mal erzählt.“

Als ich den Namen des ersten Verwalters höre, kommt mir eine Frage in den Sinn, die mich seit einiger Zeit beschäftigt.

„Warum hat Harlat uns eigentlich geholfen? Ich meine, er hat ein gutes Leben, wozu da etwas riskieren?“ Ich werfe Schort einen kurzen Seitenblick zu, dann konzentriere ich mich wieder auf die Piste.

„Wegen Alada.” Schort starrt durch die zerlöcherte Frontscheibe und macht den Eindruck, als sei er immer noch sehr erschöpft.

„Alada? Wer ist Alada? Der Name kommt mir bekannt vor, aber ich weiß nicht mehr, wo ich ihn schon einmal gehört habe.”

„Alada war eine der Dryaden auf Solum, eine sehr schöne Frau von Zardan und ein außergewöhnlicher Mensch noch dazu. Jeder hat sie gemocht, sie war fröhlich und aufgeschlossen und ist sogar mitunter in die Quartiere der Eigenen gekommen, um dort zu helfen, wenn einer krank war. Ich habe noch nie jemanden wie sie gekannt.”

„Ok, aber ich verstehe nicht, was das mit Harlats Entscheidung zu tun hat“, falle ich Schort ins Wort.

„Dann lass mich aussprechen und du wirst es wissen.” Schort legt die Füße auf die Armaturen, kratzt sich an der Nase, be-

vor er weiterspricht. „Harlat hat Alada sehr geschätzt, wie sehr kann ich dir nicht sagen. Ich möchte nicht behaupten, er sei verliebt gewesen, aber sie haben einige Zeit miteinander verbracht, das steht außer Frage. Ich habe sie oft bei den Quartieren gesehen und Misour war in ihrer Gegenwart immer so fröhlich, wie ich ihn vorher und danach nie mehr erlebt habe. In jedem Fall ist Alada irgendwann schwanger geworden."

Schort hört einfach auf zu sprechen und während ich warte, dass er weiter erzählt, fällt mir ein, von wem ich den Namen Alada schon einmal gehört habe. Runa hat mir von ihr erzählt, als ich sie auf der Dachterrasse gemalt habe. Alada ist eine der drei Dryaden, die man in die Fabrik verkauft hat.

„Centon hat sie geholt, nicht wahr?", fragt Satya gerade, als ich mich zu erinnern beginne.

Schort nickt und schnauft dabei, als laste ihm mehr auf der Seele, als er uns sagt. „Harlat hat das sehr schwer verwunden. Er hat damals bei Dor Amasole um Gnade ge-

beten und damit seine eigene Existenz riskiert. Das Ergebnis kennt ihr ja."

„Kein Ergebnis, keine Gnade", ergänze ich Schorts Worte, „denn es gibt ja Regeln, die eingehalten werden müssen, damit wir uns selbst treu bleiben. Ich kann mir gut vorstellen, wie der Besitzer reagiert hat, als Harlat ihn um Nachsicht gebeten hat."

„War das Kind wirklich von Dor Amasole?" Satya setzt sich zwischen Schort und mich.

„Ich weiß es nicht. Harlat war wirklich sehr vertraut mit Alada, aber er hat niemals etwas in diese Richtung verlauten lassen."

Satya nickt, als habe sie ein Problem gelöst, das sie lange beschäftigt hat. „Ich bin froh, dass wir Solum verlassen haben, selbst wenn wir es nicht schaffen."

Etwas Aufmunterndes fällt mir leider nicht ein, also schweige ich. Schort hält es genauso. Bewegungslos sitzt er in seinem Sessel und betrachtet das dichte Gewebe aus Pflanzen, welches uns von allen Seiten umschließt und sich gegen die Straße drängt. Eine Weile macht sich Schweigen im Cockpit breit, bis Schort auf etwas Metallisches am Wegrand deutet

Eine Pipeline, die aus dem Wald kommt und fortan parallel zur Straße verläuft, ist der erste Beleg für die Annäherung an das Gasfeld. Bald sehen wir einen alten Sicherheitszaun, der nicht mehr in Betrieb sein kann. Wir durchfahren ein Tor, das halb aus den Angeln gehoben vor sich hin rostet. Kein Hindernis für die vielen Tonnen Blech des Teggers. Auf Spuren kommt es nun ohnehin nicht mehr an, bald werden wir das Fahrzeug verlassen, sodass der schwere Teil unserer Flucht beginnt.

Der Wald weicht einer flachen, öden Buschlandschaft, durch die sich die rote Piste zieht wie eine blutende Wunde auf trockener Haut. Gelbliche Tanks erheben sich aus dem Boden, dazwischen sind die Reste alter Fahrzeuge zu sehen, von denen wenig mehr geblieben ist als stählerne Gerippe. Die Reifen sind nur noch sich zersetzendes Gummi. Baldain ist dabei, die letzten Spuren der Zivilisation zu vertilgen, indem es Pflanzen und Ranken, Sumpf und Bakterien gegen die Eindringlinge entsendet.

Bald erreichen wir eine große Halle mit einer Kuppel auf dem Dach, die an einer Seite zerfallen ist. Auf dem Dach sind An-

tennen zu sehen, zwischen denen ein Gewirr von Kabeln baumelt wie Sehnen, welche die verwesenden Glieder eines Kadavers miteinander verbinden. Es muss sich um eine alte Kommunikationsstation handeln, die seit langem keine Signale mehr sendet. Ebenso wie der Rest ist sie nur noch Relikt.

Auf beiden Seiten der Halle liegen kreisrunde Bauten, die sich im Vergleich mit dem Hauptgebäude in passablem Zustand befinden. Sie erinnern mich an die Quartiere der Eigenen auf Solum und ich hege keine Zweifel, dass es sich um die Unterkünfte der Menschen handelt, die einmal auf diesem Gasfeld gearbeitet haben.

„Wir sollten den Tegger in das große Gebäude stellen, dort sind Tore, durch die er passen dürfte", schlägt Schort vor.

„Weiter können wir nicht fahren?", frage ich missmutig.

„Wir sind unserem Ziel hier am nächsten. Es gibt eine Straße, die einen Bogen beschreibt und dann auf die östliche Zufahrtsstraße nach Ladrun stößt, aber wenn wir sie nehmen, entfernen wir uns wieder von unserem Zielpunkt. Am besten wir

bringen ein paar Meter zwischen uns und den Tegger und suchen uns dann ein Nachtlager."

Das klingt vernünftig. Schort ist der mit Erfahrung. Ich würde ihm nie widersprechen und in jedem Fall hat er damit recht, dass wir den Tegger loswerden müssen, denn wer weiß, ob Centon nicht Möglichkeiten hat, den Wagen zu orten. In jedem Fall ist ein 20 Tonnen Gefährt deutlich auffälliger als drei Menschen in diesem unwegsamen Dschungel.

„Ich versuche, ihn in die Halle zu steuern, damit sie ihn aus der Luft nicht mehr sehen."

Im Näherkommen glaube ich Bewegung hinter den Fenstern des Gebäudes zu registrieren, Schort aber meint, alles sei schon seit Jahrzehnten verlassen, es könne niemanden hier geben. Vielleicht nur Tiere. Die Vorstellung, dass hier wilde Tiere unterwegs sind, das verlassene Gasfeld auf der Suche nach Nahrung durchstreifen, beruhigt mich nicht. Ich habe gehofft, wenigstens heute Nacht noch in der vermeintlichen Sicherheit eines Gebäudes verbrin-

gen zu können, wahrscheinlich wird daraus jedoch nichts.

Der Tegger passt bequem in die Halle. Mit einer Hand am Steuerhebel fahre ich ins Innere. Es muss sich um einen Wartungsbereich handeln. Neben uns sind die Überreste eines anderen Fahrzeugs zu erkennen, nur die nackte Karosserie ist übrig. Es handelt sich um einen kleinen, einstmals wohl sechsrädrigen Geländewagen, der seit langem ausgedient hat. „Warum haben die Besitzer alles zurückgelassen?", frage ich Schort. Er ist so geistesabwesend, dass er mich zunächst nicht hört. Ich muss die Frage wiederholen und selbst dann dauert es, bis ich eine Antwort erhalte. „Das Feld war ausgebeutet und Gas wird ohnehin nicht mehr in so großen Mengen benötigt, seit in fast allen Fahrzeugen Elektromotoren eingesetzt werden. Selbst auf den Planeten der Peripherie. Außerdem gab es irgendwelche Probleme, Sabotage oder dergleichen, auf jeden Fall waren die Pipelines ständig leck, Fahrzeuge sind verschwunden und auch viele Eigene hat der Dschungel sich geholt."

„Hört sich vielversprechend an", sagt Satya.

Ich schalte den Tegger aus, lasse jedoch die Lichter an, denn in der Halle ist es ansonsten relativ düster.

„Ok", hebt Schort an, „wir suchen jetzt alles zusammen, was der Tegger an Waffen und Ausrüstung hat und dann marschieren wir in nordöstlicher Richtung los. Mit dem Positionsmarker sollte es nicht schwer sein, den richtigen Weg einzuschlagen."

Ich bin froh, dass Schort Anweisungen gibt und einen Plan hat. Wie wir es ohne ihn schaffen sollten, wüsste ich nicht.

Keine 10 Minuten später haben wir unsere Ausrüstung zusammen. Viel können wir nicht transportieren, um schnell voranzukommen, müssen wir auf vieles verzichten. Zum Glück haben wir drei Rucksäcke mit Notfallrationen gefunden. Außerdem nehmen wir zwei Gewehre und zwei Handfeuerwaffen sowie das Medikit mit.

Es gibt sogar ein kleines Zelt und Schlafsäcke, aber Schort meint, darauf könnten wir verzichten, denn zum Zelt aufbauen, würden wir ohnehin nicht kommen. Der einzige Schutz, den wir haben, sind die Bäume. Wir werden jeden Abend hinaufklettern müssen, um dort zu nächtigen.

Wie ich in 20 Meter Höhe schlafen soll, weiß ich nicht. Als ich Schort frage, ob er das wirklich als sinnvoll erachtet, schließlich wäre es doch auch nicht ganz ungefährlich auf den Ästen eines Baumes zu schlafen, wird er richtig ärgerlich und ermahnt mich.

„Wenn wir nachts unten sind und eines der verdammten Viecher, die es auf Baldain gibt, nimmt unsere Witterung auf, sind wir Geschichte. Die einzige Chance ist es, auf den Bäumen zu übernachten. Halt dich daran oder nimm dir eine von den Pistolen und bring es gleich hinter dich."

Drastische Worte für Schort. Der Stress fordert seinen Tribut, aber das war zu erwarten und als er einen ordentlichen Schluck aus seiner Incender-Flasche nimmt, wundert es mich nicht. Die Flasche ist leer, Schort betrachtet sie einen Moment traurig, dann wirft er sie in die Kiste, in welcher ich in den Tegger geschmuggelt wurde.

„Lasst uns gehen", verkündet er.

Satya und mir fällt es schwer, die Sicherheit des Teggers aufzugeben. In diesem Moment, als wir das Fahrzeug verlassen, um in diese unwirkliche Welt aufzubre-

chen, kommt es mir absolut verrückt vor, als würden wir kollektiven Selbstmord begehen. Immer war ich darauf aus, mein Leben zu verlängern, alles zu tun, was notwendig war, um nicht zu sterben und jetzt marschiere ich wegen einer vagen Hoffnung ins Nirgendwo. Tausend Geräusche schallen uns entgegen, ein schriller Schrei, Bäume knacken, als würden sie bersten, ein Schwirren und Pfeifen, erfüllt die feuchtheiße Luft.

Iwahla hat mir einmal gesagt, etwas Besseres als den Tod fände ich überall. Ich hoffe, sie hatte Recht.

Lichter

Wir sind noch keine 10 Minuten gegangen, als Schort einfällt, dass er etwas im Tegger vergessen hat.

„Was denn?", frage ich beiläufig.

Die Antwort ist ruppig.

Ich solle nicht so neugierig sein, es wäre in jedem Fall kein Geschenk für mich. Etwas, das ihm am Herzen liege.

Wahrscheinlich meint er die Incender-Flasche. Wenn er es mir nicht sagen will, kann ich damit leben. Satya und ich beschließen, auf ihn zu warten. Wir setzen uns an die Mauer eines der Quartiere und blicken Schort nach, wie er zurückmarschiert. Ich habe kein gutes Gefühl, ohne ihn hier zu sitzen, aber wozu sollen wir die paar Meter mitgehen? Außerdem ist mir schon wieder unwohl, weil meine Nakonia-Dosis nicht mehr wirkt. Ich zögere nur kurz, dann nehme ich mir eine Spritze aus dem Mediset und setze sie mir selbst. Satyas Blick verrät Missbilligung.

„Du musst davon herunterkommen", sagt sie.

„Wie soll das hier gehen? Ich kann kaum geradeaus schauen, wenn ich nüchtern bin."

„Du hast nur zwei Tage Entzug, dann lässt es nach. Ich habe in der Zeit aufgehört, als du dachtest, du wärst ich."

„Wirklich?"

„Ja, es war nicht einfach, aber es ging. Eine Nacht habe ich gezittert, als hätte ich Fieber, dann wurde es besser."

Unvorstellbar, was sie da erzählt. Allein der Gedanke, jetzt sofort damit aufzuhören, quält mich. Ich bewundere sie für ihre Willensstärke. Als ich sie das erste Mal sah, dachte ich, sie wäre schwach und würde Solum keinen Monat überleben, aber so wie es aussieht, habe ich mich zumindest in puncto Willensstärke getäuscht. Hinsichtlich des Überlebens wird die Zukunft entscheiden, ob ich falsch lag.

Ein Dröhnen erklingt und ich weiß sofort, dass es der Tegger ist, dessen Motor startet.

„Was macht er denn da?", rufe ich entsetzt. Schon sehe ich, dass das Fahrzeug mit hoher Geschwindigkeit rückwärts aus der Halle schießt und dabei einen Teil der Mauer niederreißt. Zwar lässt sich ein Tegger mit einer Hand lenken, da Bremse, Gas und Beschleunigung mit einem Steuerungshebel bedient werden, aber Schort hat natürlich als Invalide keine Übung darin. Satya ist als Erste auf den Beinen, läuft in Richtung Halle und ruft Schort.

Aber es ist zu spät, der Tegger bremst nur, um die Richtung zu wechseln. Jetzt beschleunigt er vorwärts, biegt auf die Straße

und fährt in jene Richtung, aus der wir nicht gekommen sind, die Straße nach Ladrun.

Sie geht auf die Knie, hämmert mit den Fäusten auf den Boden. Ich weiß nicht, was ich sagen oder denken soll. Der Tegger entfernt sich auf der Staubpiste und ist schon bald hinter hohen Bäumen verschwunden. Wir sind allein. Völlig verlassen. Kein Tegger, kein Schort, keine Hoffnung mehr.

„Warum hat er das getan? Ich dachte, er wäre unser Freund. Wieso lässt er uns im Stich?“ Satya sieht mich an, als wüsste ich die Antwort, dabei kann ich nur vermuten, was Schort antreibt.

„Ich glaube, er will uns nicht verraten, im Gegenteil.“

Satya horcht auf, sieht mich an und schüttelt gleichzeitig den Kopf. „Natürlich verrät er uns, indem er einfach mit dem Tegger davon fährt. Was sonst soll er tun? Er haut ab, wir sind allein. Und Schort ist oder besser war der Einzige von uns, der sich wenigstens ein bisschen in dieser Wildnis auskennt.“

„Satya, überleg mal! Er kennt sich kaum mehr wie wir hier aus und er ist stark ge-

handicapt, hat nur einen Arm, wie soll er auf einen Baum klettern, um dort zu übernachten?“

„Wir haben Seile“, erwidert sie trotzig.

„Selbst mit Seilen wäre es schwierig geworden und dann gibt es noch einen Grund, der vielleicht erklärt, warum er weg ist.“

„Welchen?“

„Wenn der Tegger in dieser Halle stehen bleibt, werden sie sehr schnell herausfinden, von wo wir gestartet sind und mit den Biosensoren können sie uns dann orten, wenn sie diese Gegend absuchen. Finden sie den Tegger woanders, beginnen sie dort mit der Suche. Dadurch, dass Schort den Tegger von uns weg bringt, erhöht er unsere Chance zu entkommen.”

„Das glaubst du wirklich?” Satya ist aufgestanden, die Arme vor dem Körper verschränkt, das Gesicht von Wut und Tränen rot gefärbt, schaut sie mich an.

„Ich denke, dass das seine Motive sein könnten.”

„Du glaubst, er ist so selbstlos, dass er sich für uns opfert?”

„Das hat er doch bereits. Er hätte ein relativ gutes Leben auf Solum haben können. Für einen einarmigen Eigenen ging es ihm doch gut dort. Aber er ist dennoch mit uns gekommen."

„Unseretwegen?"

„Ja, ich glaube schon, aber ich weiß es nicht genau."

Sie wendet sich ab, lässt ihren Zorn an einem dünnen Büschel Gras aus, dann reißt das Gebrüll eines Tieres sie aus ihrer finsteren Stimmung.

„Ok, wie auch immer. Wir sind ohne ihn ziemlich aufgeschmissen hier. Wenn er wirklich einen Vorteil für uns herausschinden wollte, müssen wir wohl möglichst schnell von hier verschwinden."

Ich pflichte ihr bei, indem ich nicke und in Richtung Wald deute.

„Lass uns aufbrechen, es hat keinen Sinn länger zu bleiben und zu hoffen, dass er zurückkommt", sage ich.

Der Tegger ist schon lange hinter den Bäumen verschwunden, selbst der Staub, den er aufgewirbelt hat, hat sich gelegt. Wir gehen zurück zu den Rucksäcken und marschieren los. Die Kuppelbauten liegen

bald hinter uns. Lecke Rohrleitungen und zerborstene Pumpen überziehen rostrot den sumpfigen Untergrund. Ab und zu liegen Gegenstände aus Plastik herum, zerbrochenes Werkzeug, Becher, Verpackungsmaterial. Alles aber ist in einem Zustand der Zersetzung, des Vergehens, der Dschungel schiebt sich von allen Seiten an uns heran. Wir gehen ihm entgegen, denn hinter uns lauert der Tod. Natur oder Zivilisation, wir haben die Wahl, woran wir sterben wollen. Das nennt sich wohl Freiheit, süße Freiheit wir kommen.

Marsch

Laut Uhr sind wir bereits zwei Stunden unterwegs, die Sonne ist schon lange nicht mehr zu sehen und das Halblicht, welches zwischen den Ästen schimmert, verblasst mit jedem Moment. Wir haben das Gasfeld hinter uns gelassen, immer noch aber finden wir Ausrüstungsgegenstände und Müll, Hinweise auf Menschen und Besitzer. Die Bäume in diesem Teil des Waldes sind niedrig, so niedrig, als wären sie erst nach der

Aufgabe des Gasfeldes gewachsen. Wir müssen bald ein Nachtquartier suchen, aber weder Bäume noch der Rest des Waldes wirken auf mich sehr vertrauenerweckend. Wir benötigen hohe Bäume, wenn möglich solche, die uns einen maximalen Rundumblick erlauben, dergleichen aber scheint es hier nicht zu geben.

Weder hat Satya noch habe ich, seit wir unterwegs sind, von Schort gesprochen. Es ziemt sich nicht über das Zurückliegende zu reden, wo doch alle Hoffnung vor uns liegt. Wir werden Schort niemals wieder sehen. Er ist ebenso Geschichte wie Iwahla, unwiederbringlich für mich verloren. Allerdings habe ich dasselbe von Asam gedacht und bin mir in diesem Punkt nicht mehr so sicher.

„Am Vortag unserer Flucht", sage ich zu Satya, „ist ein Atmosphärengleiter auf Solum gelandet. Darin waren Dor Amasoles Bruder und ein menschlicher Begleiter."

Satya bleibt stehen. „Ich wusste nicht, dass er einen Bruder hat."

„Ich auch nicht, aber ich müsste wohl, denn dieser Bruder hat angedeutet, er wür-

de mich kennen, auch wenn ich mich nicht mehr erinnern könnte."

„Und du glaubst ihm?" Zweifel schwingen in ihrer Stimme mit. „Nach all den Spielchen, die Amasole mit dir getrieben hat?"

„Das ist etwas anderes, ich fühle, dass er die Wahrheit sagt. Da sind Erinnerungen in mir."

„Zola, du bist manipuliert worden, bis du am Ende nichts mehr wusstest. Ich verstehe nicht, wieso du ihm glaubst."

„Es war jemand bei ihm, ein junger Mann. Ich kenne ihn."

„Woher?"

„Von Zabre, es ist der Junge, mit dem ich im Heim befreundet war, Asam."

„Was? Was erzählst du denn da? Wieso Asam?"

Satya ist stehen geblieben. Ihr Gesicht gerät in Bewegung, jeder Muskel spannt sich an. Ich bin erschrocken darüber, wie sie mich ansieht.

„Wieso? Habe ich was Falsches gesagt? Asam war mein Freund und er ist hier auf Baldain. Der Bruder Amasoles …"

„Dein Freund? Was soll das heißen, dein Freund? Du bringst immer noch deine und meine Erinnerungen durcheinander." Sie schreit jetzt beinahe und das Erste, was mir merkwürdigerweise durch den Kopf geht, ist, dass sie damit potenzielle Verfolger auf uns aufmerksam machen könnte.

„Nicht so laut! Reg dich nicht so auf, was ist denn mit dir? Ich kannte einen Jungen namens Asam, ganz sicher, er ist ins Heim gekommen, als ich bereits ein paar Jahre da war und wir haben uns gut verstanden, das ist alles, was ich sage. Das ist meine Erinnerung?"

Abwägend, zweifelnd blickt sie mir in die Augen. Schließlich senkt sie den Kopf. „Ich war mit einem Asam im Heim. Der Name ist so selten und jetzt sagst du, du wärst ebenfalls mit einem Jungen namens Asam befreundet gewesen? Was soll das für ein Zufall sein? Ich wette, es hat etwas mit deiner Gedächtnismanipulation zu tun."

Ein paar Sekunden schweigen wir beide, dann schnallt Satya den Rucksack ab und lässt ihn ins Gras fallen. Wir haben nicht viel Zeit, müssen einen Unterschlupf oder einen Schlafbaum finden, aber ein paar Mi-

nuten werden auch nicht darüber entscheiden, ob wir diese Nacht überleben oder nicht.

„Ich weiß nicht, was ich dazu sagen soll. Ja, es ist ein merkwürdiger Zufall, aber es ist eben, wie ich es sage. Wir haben nie darüber gesprochen, du hast mir nichts davon erzählt, dass du einen Freund mit diesem Namen hattest und eine Gedächtnismanipulation halte ich in diesem Fall für unmöglich. Asam ist praktisch meine ganze Vergangenheit."

„Ich habe niemandem von Asam erzählt, seit ich hier bin. Ich meine von meinem Asam", sagt sie und dabei steigen ihr Tränen in die Augen. „Ich war sehr verliebt in ihn und als du eben seinen Namen gesagt hast, war das wie ein Stich."

„Schon gut." Ich setze mich zu ihr, streichle ihre Wange und sehe ihr lange in ihre tränennassen grünen Augen. „Es ist natürlich auch ein sehr merkwürdiger Zufall, dass wir beide einen Asam kennen, mit dem wir im Heim befreundet waren. Eigentlich kann es kein Zufall sein. Vielleicht …"

„Schau nur da", unterbricht mich Satya plötzlich und richtet sich auf. Sie deutet auf eine Stelle zwischen den Bäumen und ich sehe zunächst nichts, bis sie erneut darauf zeigt: Ein Licht. Ein kleines, flackerndes Licht ist entzündet worden und leuchtet fahl zwischen den Zweigen.

„Es muss jemand dort sein", meint Satya hoffnungsvoll.

„Ja, schon, wahrscheinlich, aber es ist bestimmt gefährlich. Wir sollten einen Bogen darum machen."

„Vielleicht finden wir dort Hilfe. Wir haben Schort verloren. Alleine schaffen wir es nie bis zu unserem Ziel."

Dass wir kaum etwas zu verlieren haben, ist mir bewusst, ob es aber eine gute Idee ist, das Wenige zu riskieren?

„Lass uns Abstand halten und nur ein wenig näher gehen. Wenn es nicht geheuer ist, ziehen wir sofort weiter", schlägt Satya vor.

Sie sieht mich beinahe flehentlich an. Ich kann nicht anders, als einzuwilligen, auch wenn sich mein Magen zu Wort meldet und mich warnt.

„Nur bis wir etwas erkennen, und wenn wir nicht sicher sind, verschwinden wir sofort", sage ich herrisch.

Sie lacht, klatscht. Der Kummer von eben ist vergessen, zu verheißungsvoll leuchtet es zwischen den Bäumen, ein Irrlicht, das jeden verlorenen Eigenen anziehen muss. Ich hoffe, ich bereue es nicht nachzusehen.

Vorsichtig arbeiten wir uns vor. Ich habe das Gewehr im Anschlag, auch wenn ich noch nie eine Waffe abgefeuert habe. Schort hat mir gezeigt, wo der Sicherungsmechanismus ist und in welcher Kerbe mein Daumen zu ruhen hat, damit mein Fingerabdruck gelesen werden kann. Das Gewehr ist auf mich eingestellt. Es wird nur feuern, wenn mein Finger diese Sicherung am Abzug berührt. Es ist wie ein Teil von mir und ich müsste mich stark fühlen, da ich diese Waffe in Händen halte, meine Beine aber zittern und ich muss mich beherrschen, um nicht mit den Zähnen zu klappern. Das Licht wirkt gespenstisch, flackert, als würde es jeden Moment erlöschen. Und es ist in Bewegung, schwingt hin und her

wie ein Pendel in einer mechanischen Maschine.

Der Boden ist bedeckt von trockenen Ästen, keinen Schritt kann man machen, ohne dass es knackt. Der ganze Dschungel muss bereits Bescheid wissen, dass wir kommen. Keine Chance sich anzuschleichen. Plötzlich stolpert Satya und kann sich nur noch im letzten Moment halten. Dabei macht sie unnötigerweise noch mehr Geräusche, als wir es ohnehin schon tun. Als ich den Boden untersuche, um herauszufinden, warum sie gestolpert ist, zieht sich mir unvermittelt der Magen zusammen. Ich sehe eine hauchdünne Schnur, die dort gespannt ist, knapp über dem Boden verläuft, dann über einen im Boden steckenden Ast einen Baum hinaufführt und von dort weiter in Richtung des Lichts.

Eine Falle oder ein Warnmechanismus.

„Wir müssen hier weg", flüstere ich Satya zu. Sie sieht mich verständnislos an, bis ich ihr den Faden zeige. Sofort weichen wir zurück, marschieren in jene Richtung, aus der wir gekommen sind, aber es dauert nicht lange, da weiß ich, wir sind nicht mehr alleine. Es ist nun bereits dämmrig,

Vogelrufe und auf- und abschwellendes Insektensurren erfüllt den Wald. Wir beschreiben einen Bogen, gehen in östlicher Richtung, drehen nach Norden und marschieren weiter, weg von dem Licht und den Fallen. Unmöglich, noch lange zu marschieren, die Dunkelheit senkt sich unaufhörlich herab, während die alten Sterne das Firmament erfüllen. Unerwartet stoßen wir auf ein kleines Gebäude, zu klein, als dass es ein ehemaliges Quartier sein könnte. Satya sagt nichts, bleibt einfach stehen und wartet darauf, dass ich ausspreche, was wir beide denken.

„Vielleicht können wir dort schlafen. Sicherer als unter freiem Himmel ist es allemal."

„Wir müssen dort schlafen, es ist ja schon dunkel und die Bäume sind niedrig und dünn, die halten uns nie. Entweder dort oder unter freiem Himmel."

Ein rattenähnliches Wesen huscht zwischen zwei Pflanzen hervor, nimmt uns wahr und verschwindet sofort. Es scheint, als bewege sich eine der Pflanzen in Richtung des Wesens, das Dunkel aber lässt nur wenig erkennen. Wir hören ein verzweifel-

tes Quieken und das genügt, um uns schneller gehen zu lassen.

Das kleine Gebäude entpuppt sich als Einstieg für einen Tunnel. In die Tiefe des Schachts führen diverse Leitungen. Die Stahltür schwingt lose in den Angeln, sie wird keine Tiere abhalten, und dennoch ist diese kleine Schachtel aus Beton ein guter Unterschlupf. Ein paar Ventile, ein Metallkasten an der Wand, lose Kabel, mehr hat das Innere nicht zu bieten. Meine größte Angst: In der Nacht in den Schacht zu fallen, dessen Boden von hier nicht ersichtlich ist. Eine Leiter ragt in die Finsternis, ist aber so vom Rost zerfressen, dass ich beileibe nicht hinuntersteigen möchte.

„Wir müssen Wache halten. Erst schläfst du, dann ich", schlage ich Satya vor.

„Willst du wirklich erst wach bleiben?"

„Ja, das schaffe ich schon, keine Angst."

„Drei Stunden, dann du?"

Ich nicke. Drei Stunden kann ich dem Schlaf entkommen, vor allem mithilfe von Nakonia, und dass ich eine kleine Dosis nehmen werde, sobald Satya schläft, steht in jedem Fall fest.

„Ich bin viel zu aufgeregt, um zu schlafen, fürchte ich“, sagt Satya, dabei sehen mich ihre Augen so müde an, als seien wir bereits Tage unterwegs.

Es ist der erste Tag unserer Flucht, heute Morgen sind wir von Solum zu dritt geflüchtet, jetzt sind wir nur noch zwei, sitzen in einem feuchten Bunker neben einem Loch, das aussieht wie der Abstieg in die Hölle. Ich habe alles andere als ein gutes Gefühl.

„Da waren Schritte hinter uns, um uns herum vorhin, oder?“

Ich habe sie auch gehört oder glaube, sie gehört zu haben, dennoch schüttele ich den Kopf. „Das weiß ich nicht, wahrscheinlich nur der Wald, irgendwelche Tiere, kein Grund nervös zu sein. Wir sind hier erst einmal in Sicherheit und morgen, sobald es hell wird, marschieren wir weiter.“

Sie nickt, anscheinend habe ich das Richtige gesagt, um sie zu beruhigen.

„Wie war der Asam, den du kanntest? Kannst du ihn beschreiben?“, frage ich sie.

Mit leiser Stimme schildert sie sein Aussehen und wie sie ihn kennengelernt hat. Ich höre aufmerksam zu. Was sie sagt, irri-

tiert mich, aber ich lasse es mir nicht anmerken, frage nicht nach. Wir sind beide erschöpft. Satya muss schlafen, die Geheimnisse ruhen in der Dunkelheit. Die Pausen zwischen ihren Sätzen werden länger, ihre Stimme leiser, dann schläft sie, eingehüllt in die Schlaffolie ein, den Kopf auf dem Rucksack. Ich öffne das Medikit und hole eine Dosis Nakonia samt Spritze hervor.

Bald überkommt mich Zuversicht und Ruhe.

Alles ist gut, kein Grund zur Aufregung, du bist in Sicherheit. Was soll dir passieren auf dieser Welt? Du schwebst in einer Kugel aus Glas durch die Leere, unantastbar für alles Böse, weit weg von denen, die dir schaden wollen.

Arline?

Im Traum war ich bei Iwahla und Asam, ich habe geweint und ihnen erzählt, dass ich unendlich weit von ihnen entfernt bin. Es ist alles nur in deinem Kopf, hat Iwahla mir geantwortet. Du entscheidest über dei-

ne Gedanken und darüber, wer du bist. Sie können dir deine Gedanken nicht nehmen, sie sind in dir, und das macht dich frei. Du warst schon immer frei, steh auf und tu, was du tun musst. Sorge dich um jene, die du liebst und gib nicht auf, wo du auch bist.

Ich bin für euch da, sind Asams Worte, der mich lange schweigend angesehen hat. Als ich ihn aber zu fragen versuche, wen er mit euch meint, erklingt ein Schrei aus einem der angrenzenden Zimmer. Es ist normal, sage ich mir, dass im Heim geschrien wird, dann aber wiederholt sich der Schrei und ich bin mir mit einem Mal nicht mehr sicher, ob ich im Heim bin. Es riecht anders, fühlt sich anders an. Wo sind die Leuchtfäden, welche den Saal auch nachts mit blassem Licht erfüllen?

Dann bin ich wach und weiß wieder, wo ich mich befinde. Der Einstieg zum Tunnel, draußen der Dschungel, das Gasfeld, ein Leuchten in der Dunkelheit.

Das Nächste, was ich registriere, ist, dass sie fehlt. Satya und ihr Rucksack sind verschwunden. Ein erstickter Schrei dringt von draußen an meine Ohren, ich springe

auf, die Waffe in der Hand und renne hinaus.

Drei Gestalten, die sich rasch entfernen, sind dort, die Köpfe wie Echsen, der Körper aber mit Armen und Beinen. Zwei haben Satya gepackt, ein Dritter trägt den Rucksack.

Ich lege die Waffe an, ziele, um einen Warnschuss abzufeuern, da aber löst sich ein Schatten aus der Nacht und schlägt nach mir, die Waffe wird mir aus der Hand geschleudert, fliegt in den Bunker und schabt über den rauen Steinboden. Dann ist der Angreifer über mir, wirft mich nieder und holt aus. Ich schütze mein Gesicht, kriege einen Stein zu packen und wehre mich. Ein Echsengesicht mit Zähnen und toten Augen schwebt über mir und doch sind es Fäuste, die mich treffen. Der Stein findet sein Ziel und ein Schmerzenslaut erklingt, der zweifellos menschlich ist. Mein zweiter Schlag sorgt dafür, dass der Angreifer zurückweicht. Mit einigem Abstand hockt die Gestalt nun auf dem Boden, bereit zum Sprung, die Fäuste auf den Boden gepresst, wie ein Läufer vor dem Start. Ich erkenne nun, was sie ist. Menschenaugen,

sehen mich aus einem pechschwarzen Antlitz an. Es ist ein Mädchengesicht, eine junge Frau, in seltsam raues Leder gekleidet, die Füße stecken in lumpigen Sandalen, den Kopf aber überzieht ein Helm, der einmal der Schädel eines großen Reptils gewesen sein muss. Ihr Blick ist der eines Tieres, eines verängstigten Tieres, das nicht weiß, was es tun soll.

„Ich bin kein Feind, ich bin auf der Flucht vor meinem Besitzer, wir müssen nicht kämpfen“, rufe ich. Sie schnauft, Blut läuft ihr über die Wange und tropft herab. Schnell sieht sie in Richtung ihrer Begleiter, die aber mit Satya zusammen verschwunden sind, ohne auf sie zu warten. Ich habe keine Zeit, das hier auszudiskutieren.

„Lasst meine Freundin los, sie ist harmlos, lasst uns gehen.“

Ob sie meine Worte verstanden hat, erfahre ich nicht. Unvermittelt flieht sie, springt von dem flachen Steinsockel, auf welchem der Bunker angelegt ist, und läuft in Richtung ihrer verschwundenen Freunde, dorthin, wo wir das Licht gesehen haben.

Instinktiv folge ich ihr, nur um im nächsten Moment fluchend innezuhalten.

Das Gewehr und meine Ausrüstung liegen noch im Gebäude. Ohne Waffe werde ich nichts ausrichten, also sprinte ich zurück, greife die Waffe und nehme die Verfolgung auf. Weder das Mädchen noch die übrigen sind noch zu sehen. Äste und Ranken scheinen nach mir zu greifen, während ich durch den Dschungel stürme. Mein Arm pocht, meine Schläfe brennt, ich blute am Arm. Es kümmert mich nicht. Mein Atem geht regelmäßig, mein Herz ist stark. Das Nakonia pulsiert wie Feuer durch mich. Es gibt nur einen Gedanken: Satya finden.

Ich muss einen Umweg genommen haben, was mich Zeit kostet. Für einige Minuten fürchte ich, mich unheilbar verlaufen zu haben, dann aber sehe ich wieder das Licht zwischen den Bäumen, schaukelnd und flackernd, als würde es jeden Moment erlischen. Es macht keinen Sinn mehr, mich anzuschleichen, von Deckung zu Deckung zu laufen und immer wieder stehenzubleiben. All das kostet mich nur Zeit, die ich nicht habe. Wer immer sie sind, sie wissen, dass ich komme. Als ich dem Leuchten bereits sehr nahe bin, erlischt die Flamme, aber es ist bedeutungslos, denn ich weiß

nun, wohin ich meine Schritte zu lenken habe.

Es ist eine Ruine, war vielleicht einmal ein kleines Gebäude wie das, in dem Satya und ich Unterschlupf gefunden haben. Jetzt aber ist es vollständig zerstört, überall liegen die Überreste aus Stein, als hätte ein Riese alles durcheinander geworfen. Zwischen dem Chaos aus Geröll und Plastikteilen sehe ich immer wieder Knochen von unterschiedlicher Beschaffenheit. Allen ist gemein, dass sie sauber abgenagt sind, bleich und weiß schimmern sie zwischen dem von Moos und Gras überzogenen Boden. Ein Brandgeruch liegt in der Luft, durchsetzt mit einem intensiven süßen Gestank, der in mir sofort Übelkeit auslöst. Ich atme fortan durch den Mund, damit ich mich nicht übergebe. Inmitten dieses Chaos ragt ein einzelner Pfeiler empor wie ein fauliger Zahn im Mund eines alten Mannes. Ein irrwitziger Zufall muss ihn verschont haben, als das Gebäude zerstört wurde. An diesem Pfeiler hängt eine erloschene Lampe, mit Öl oder Harz betrieben, ein gelblicher Sud tropft an ihr herab. Der Docht aber zieht immer noch einen kleinen Faden.

Irgendjemand muss sie kurz vor meinem Eintreffen gelöscht haben. Die Waffe im Anschlag suche ich nach Satyas Entführern, schleiche hinter den Pfeiler und sehe im letzten Moment die schwindelerregende Leere zu meinen Füßen. Ein Loch, an die zehn Meter im Durchmesser, ist unmittelbar vor mir und fast wäre ich hineingefallen. Ein bodenloser, gähnender Schlund ist es, angefüllt mit einer Dunkelheit, schwärzer als die Nacht selbst. Leise, ganz leise, erklingt ein Pochen aus dem Boden, ein dumpfes Dröhnen und Schlagen wie von Steinen, die gegen Metall hämmern. Dann aber verstummt es und die Stille verbindet sich mit dem Nichts zu meinen Füßen.

Strickleitern baumeln am Rand, schwingen leicht hin und her, und ich weiß, es ist nicht der Wind, der sie in Bewegung gesetzt hat.

Nicht denken, Zola, steig einfach hinunter in diese Finsternis. Dorthin sind sie gegangen und es gibt keinen anderen Weg für dich. Du glaubst doch an Schicksal? Steig hinunter und tu, was du tun musst. Dort unten ist Satya, sie ist ein Teil von dir selbst und hast du Amasole nicht beigepflichtet,

als er sagte, man dürfe sich nicht verlieren. Zögere nicht. Steig hinab, sei nicht feige, sonst ist sie tot und du mit ihr. Denk nicht einmal daran wegzulaufen, denk nicht mehr, tu es.

Ich schnalle das Gewehr über meine Schulter, dann packe ich eine der Strickleitern, sie ist griffig, quietscht nur ganz leise, als ich sie mit meinem ganzen Gewicht belaste. So steige ich hinab, in die lichtlose Tiefe, werde ein Teil der Nacht, die mich umgibt.

Höhlenstätte

Wie lange geht es hinab? Fünf Minuten, zehn, länger? Ich weiß es nicht. Mein Herz rast in meiner Brust, jeden Moment erwarte ich eine Hand, die nach mir greift. Irgendwann hat sich mein Auge an die Finsternis gewöhnt und ich sehe Umrisse, die sich aus der Schwärze schälen, als seien sie eben geboren. Je tiefer ich hinabsteige, umso dichter wird das Gewebe der Nacht. Die Dunkelheit hier scheint beinahe Substanz zu besitzen. Sie tritt mir als Widerstand

entgegen und jede meiner Bewegungen ist verlangsamt, tastend. Ich zittere nicht mehr und wundere mich darüber, denn niemals hatte ich mehr Angst als in diesem Moment. Warum bin ich so ruhig, da die Furcht mir fast den Atem nimmt? Ist es die Waffe, die sich an meinen Rücken schmiegt und mir eine sonderbare Form von Stärke einflößt? Sie kann mich wahrscheinlich nicht retten, aber sie wird jenen, die mir Leid zufügen, ebenfalls Schaden bescheren.

Als ich den Grund erreiche, erkunde ich mit meinen Füßen den Boden, um sicher zu sein, dass es fester Untergrund ist und nicht nur ein kleiner Vorsprung, auf dem ich stehe.

Was jetzt? Ich sehe fast nichts, lediglich Lichtflecken tanzen vor meinen Augen wie Insekten.

Meine Finger tasten an meinem Gürtel. Ich habe dort eine kleine Tasche befestigt, die ich dem Notfallequipment entnommen habe. Ich weiß nicht genau, was sich alles darin befindet, vermute Verbandszeug, eine Notration, einen Getränkebeutel. Da aber ist noch etwas. Ein kleines, längliches Ding und wenn ich nur ein bisschen Glück habe,

ist es das, was ich hoffe. Mit blinder Hoffnung knicke ich den Gegenstand und tatsächlich spüre ich, wie etwas im Inneren zerbricht. Ein Leuchtstab. Sofort vermischen sich die zwei Chemikalien und ein blasses grünes Licht beginnt zu leuchten.

Die Wände des Schachtes werden deutlich. Unmittelbar vor mir liegt das Gerippe eines riesigen Tieres, weit ausladende Rippenbögen, ein massiger Schädel und Augenhöhlen, die mich stumpf anstarren. Ich gehe mitten durch die Zitadelle aus Rippen, erreiche dir andere Seite des Schachts und erblicke einen Tunnel, der völlig eben verläuft. Die Wände sind gerade und gemauert, der Boden ist feucht, ein bewegungsloses Rinnsal teilt den Untergrund entzwei. Ich marschiere in der Mitte, mal auf der einen Seite des stillen Wassers, mal auf der anderen. Am Ende des Tunnels ist ein oranges Leuchten. Dort werde ich finden, was ich suche. Ich beginne langsam zu laufen und werde schneller, je näher ich dem Licht komme.

Nach der Hälfte des Weges glaube ich Stimmen zu hören, ein leises Gemenge von Stimmen, die sich halb flüsternd unterhal-

ten. Die Höhle weitet sich weiter vorne zu einer unterirdischen Halle, die von dicken Säulen getragen wird. Keine hundert Meter vor dem Eingang halte ich an und lausche. Menschen! Ich bin nun sicher, dass dort Menschen sind, die sich unterhalten, auch wenn ich sie nicht verstehe. Als ich gerade weitergehen will, blicke ich vor mich und sehe ein Kabel, das in wenigen Zentimeter Höhe über den Boden führt, ähnlich dem Warnmechanismus, über den Satya und ich in der Dämmerung gestolpert sind. Sofort weiche ich zurück, greife nach einem Stein und schleudere ihn auf das Kabel. Die Reaktion kommt sofort, ein Gitter mit angespitzten Pfählen schwingt von links nach rechts durch die Höhle.

Zeit, mich über meine Entdeckung zu freuen, habe ich nicht. Aus kleinen Nischen in der Wand treten fünf Gestalten in den Lichtkreis des Leuchtstabes. Menschen, alle so gekleidet wie jenes Mädchen, das mich angegriffen hat, nur um dann zu flüchten. Sie tragen primitive Waffen, Speere und Schwerter, die kaum mehr sind als lange Messer. Dennoch weiß ich, dass sie mich damit töten werden, wenn ich ihnen die

Gelegenheit gebe. Das aber habe ich nicht vor.

„Ich will das Mädchen“, rufe ich ihnen entgegen. „Gebt mir das Mädchen und euch passiert nichts. Wir gehen und ihr habt keine Probleme.“ Die Höhle wirft meine Worte gespenstisch verstärkt zurück. Sie zögern, sind verunsichert, haben anscheinend eine andere Reaktion erwartet. Vielleicht aber auch wissen sie, dass ich mit ein bisschen Glück dank des Gewehrs in meiner Hand in der Lage sein dürfte, sie alle zu töten. Ich ziele auf den, der mir am nächsten ist. Er verzieht das Gesicht zu einer Grimasse der Wut, Zähne und Augen leuchten in der Dunkelheit. Der Rest ist rußschwarz. Alle tragen die gleichen Kopfbedeckungen aus bräunlichem Echsenleder.

Der Mann fährt mit seinem Schwert durch die Luft, so dass ein schneidendes Geräusch entsteht. Wenn er einen Schritt auf mich zu macht, werde ich schießen müssen, womit meine Chancen auf friedliche Einigung gegen Null gehen dürften.

Ein Pfiff erklingt, der Schwertträger lässt die Waffe sinken, entfernt sich rückwärtsgehend in Richtung der Halle, die anderen

folgen ihm auf die gleiche Weise. Die Art, wie sie gehen, sich bewegen, die Gesichter verziehen, erinnert mich an wilde Tiere. Im nächsten Moment verschwinden sie aus meinem Blickfeld.

Sind das die freien Menschen, von denen Iwahla meinte, dass es sie gäbe? Noch schlimmer: Sind sie die Arline, welche wir suchen?

Eine einzelne Gestalt tritt aus der Halle in die Höhle und nähert sich mit kleinen Schritten.

„Nicht bewaffnet, nicht bewaffnet, nicht schießen, nicht schießen, alles ist friedlich, wir sind Freunde, Freunde, nicht schießen, sind Freunde." Immer und immer wieder wiederholt die Stimme ihr Freundschaftsangebot, dennoch lasse ich die Waffe nicht sinken. Ich weiß weder, ob es sich um eine Frau oder einen Mann handelt, noch was dieser Mensch im Schilde führt. Mein Instinkt befiehlt mir, auf der Hut zu sein. Der Boden vor mir scheint keine weiteren Fallen bereitzuhalten, also mache ich einen Schritt nach vorne. „Bleib stehen", rufe ich und entsichere die Waffe. Ein Summen erklingt, der Ziellaser wird aktiv.

„Sind Freunde, nicht schießen."

„Wir sind Freunde, wenn ich das Mädchen kriege. Sonst sind wir sowas von Feinde."

„Kannst das Mädchen haben, ihr geht es gut, ist alles gut, Freunde sind wir."

Es ist eine Frau, die dort steht, älter als die anderen. Sie hält die Handflächen empor, um zu zeigen, dass sie keine Waffe verborgen hat.

„Das Mädchen, bevor wir weiterreden, will ich das Mädchen."

Sie dreht sich um, ruft etwas, dass ich nicht verstehe, obwohl es nach der Standardsprache klingt. Gleichzeitig aber sind Worte enthalten, die mich vom Klang her an das erinnern, was Gail von Zeit zu Zeit benutzt, wenn er besonders charmant sein will.

Drei Schattenrisse tauchen im Höhleneingang auf. Bei zweien handelt es sich eindeutig um Krieger mit den Echsenschädeln als Kopfschmuck, der dritte aber muss zu Satya gehören. Sie rennt in meine Richtung, taumelnd, als würde sie jeden Moment zu Boden gehen.

„Geh nur langsam, Satya. Alles ist gut, sie werden uns nichts mehr tun."

„Sind Freunde", sagt die Frau vor mir, als Satya sie passiert. Es hört sich in meinen Ohren an wie der Refrain eines sehr merkwürdigen Liedes. „Sind Freunde", wiederhole ich, nachdem ich es oft genug aus ihrem Mund vernommen habe.

„Alles ok?", frage ich Satya, die keuchend zu mir kommt und mich umarmt.

„Ja, alles ok. Sie haben mir nichts getan, abgesehen von Lederfesseln und einem Knebel."

„Wer sind die?"

„Ich weiß nicht, wer sie sind. Aber es sind an die dreißig Menschen in der Halle dort hinten und es gibt noch mehr Durchgänge und Kammern, es ist ein richtiges unterirdisches Dorf. Ich würde sagen, es war einmal eine Art Lager. Überall stehen alte Container, die vor sich hin rotten und lecken."

„Sind wir jetzt Freunde?", ruft die Frau und grinst mich an.

„Wer seid ihr und was macht ihr hier?", rufe ich zurück.

„Wir sind die Gebliebenen und leben hier, lange Zeit, sehr lange Zeit, seit die anderen gegangen sind, seitdem sind wir hier. Wir leben in diesen Höhlen, verstecken uns und hoffen, dass sie nicht zurückkommen. Wir sind ihnen entkommen, habe uns versteckt, viele, viele Tage ist das her."

„Wem entkommen? Von wo?"

„Hier, wir waren schon immer hier. Als das Gas zu Ende war, sind wir geflohen. Sie brauchten uns nicht mehr, wir wären in die Fabriken gekommen. Nicht in die Fabriken, nicht in die Fabriken. Niemals wären wir gegangen." Die Frau schüttelt den Kopf, ballt die Faust und schlägt ins Leere, um ihre Aussage zu verstärken.

„Es sind Eigene, die einmal auf dem Gasfeld gearbeitet haben", sagt Satya.

Ich nicke, auch wenn es mir unglaublich erscheint. Das Gasfeld ist laut Schort seit fast 30 Jahren nicht mehr aktiv, also müssen diese Menschen seit einer Generation in dieser Wildnis überleben, Kinder zeugen, Nahrung finden. Dabei aber haben sie sich zu Wilden zurückentwickelt, dreckige Gestalten, mehr Tiere als Menschen.

Die Arline, wir haben sie gefunden.

Lagerfeuer

Satya ist dagegen. Sie hat große Angst, ihr Blick ist starr, aber ich habe ihr gesagt, es sei wichtig, mehr über sie herauszufinden. Wir brauchen Gewissheit, ob es die sind, welche wir suchen. Der Ort stimmt nicht. Die Karte markiert einen anderen Platz. Auch habe ich mir eine Kolonie von Menschen anders vorgestellt als das hier. Sollen wir fortan in diesen dunklen Höhlen leben, alles jagen, dessen wir habhaft werden und es bis auf die kleinsten Knochen abknabbern? Von Flammen erhellte Dunkelheit.

Ich erinnere mich an den Abend des Lagerfeuers vor den Quartieren. Damals dachte ich, dass die Menschen sich nicht weiterentwickelt haben, immer noch wie vor Jahrtausenden an ihren Lagerfeuern sitzen, berauscht von den Flammen, nach Vergessen und Wärme suchend. Damals kannte ich noch nicht diese Wilden, die sich selbst als die Gebliebenen bezeichnen. Ich wusste nichts von Menschen, die in Höhlen hau-

sen, sich in Echsenleder kleiden und Schmuck aus Knochen anfertigen.

Sie alle sitzen um das große Feuer in der Halle und starren uns an, als wären wir Außerirdische und genau das sind wir für sie.

„Wir kommen von einer Plantage im Süden und sind von dort geflohen", erkläre ich Sakol, der älteren Frau, welche mir im Tunnel entgegengetreten ist. Sie ist die Anführerin des Clans, eine der verbliebenen Ersten. Die meisten von denen, die noch auf dem Gasfeld gearbeitet haben, sind bereits tot. Der überwiegende Anteil der Gruppe sind ihre Kinder und Kindeskinder. Kinder, die in Freiheit geboren wurden. Das allein sollte mich mit Hoffnung erfüllen. Die kleinen schmutzigen Gesichter, welche die Flammen beleuchten, wirken bemitleidenswert.

„Eine Plantage im Süden?" Sakol schüttelt den Kopf, als habe sie niemals von Plantagen gehört. Es gibt viele davon auf Baldain und auch wenn sie eine Eigene auf dem Gasfeld war, muss sie von den Plantagen wissen.

„Eine Nakonia-Plantage", füge ich hinzu. Jetzt nickt sie verstehend.

„Nakonia. Ja, ich weiß. Gut. Wir ernten auch Nakonia. Es wächst auf den Banlos, wild. Gut. Viel besser als auf künstlichen Feldern." Sie wendet sich einem jüngeren Mann neben ihr zu und sagt ihm etwas in der unverständlichen Sprache, worauf er sich erhebt und eilig davongeht.

„Ihr lebt seit dreißig Jahren hier in diesen Höhlen, ohne entdeckt zu werden?", frage ich.

„Ja, lange Zeit, Kinder werden geboren. Kinder kriegen schon wieder Kinder. Wir leben hier, ohne dass sie zurückkommen. Am Anfang war es schwer, am Anfang wussten wir nichts." Sie schweigt abrupt, als seien die Erinnerungen an diese Zeit schmerzhaft.

„Wie habt ihr es geschafft, im Dschungel zu überleben?"

Kurz sieht sie mir in die Augen, dann richtet sich ihr Blick in das Feuer. „Als die Vorräte fast aufgebraucht waren und wir nichts mehr in den Gebäuden fanden, gab es Kampf. Wir kämpften um das, was noch da war und am Ende haben nur wenige

überlebt. Ich und sieben andere. Wir lernten, was nötig ist, um alles zu haben, was man braucht. Es war schwer und ist nie leicht geworden, aber wir leben. Es ist gut hier. Gut in der Freiheit zu leben und keinem Besitzer zu dienen." Sie spuckt voller Verachtung in das Feuer. „Die Jungen wissen nicht, was Besitzer sind, sie denken, sie könnten irgendwann in die Stadt gehen, um dort zu leben. Sie wissen, dass es Dinge gibt, die wir nicht haben. Dass es dort Nahrung gibt, die einfach da ist. Sie denken, das wäre gut. Sie wissen nichts und wir müssen ihnen alles erklären und immer wieder erklären, aber nicht alle verstehen."

Der junge Mann kommt zurück, den sie zuvor weg gesandt hat. Er reicht ihr einen kleinen Gegenstand, macht eine angedeutete Verbeugung und geht zu einer Gruppe von Frauen, auf der gegenüberliegenden Seite des Feuers. Sakol hält ein Röhrchen mit rundem Auswuchs auf der einen Seite triumphierend empor. Der Gegenstand erinnert mich in diesem Moment an eine Pfeife, wie sie einer der Wächter im Heim in seinen seltenen Pausen zu rauchen pflegte. In Wahrheit aber ist es ein selbst geschnitz-

tes Nakonia-Röhrchen. Die Anführerin nimmt einen kleinen Zug. Dann reicht sie es an mich weiter und selbst wenn ich nicht danach gieren würde, mir eine kleine Dosis zu gönnen, wäre es wohl unhöflich, das Angebot abzulehnen. Ich spüre Satyas Hand, die mich zurückzuhalten versucht, an meinem Arm.

„Schon gut", sage ich und schüttele sie ab. „Nur ein Zug. Wir sind Gäste."

Das Röhrchen ist sehr kunstvoll gemacht. Die Schnitzereien am Stiel zeigen eine Echse. Das Reservoir gegenüber der Inhalations-Öffnung ist das weit aufgerissene Maul des Tieres. Ein gruseliger Gegenstand zum Nakonia-Genuss.

Mit leichtem Widerwillen führe ich den Inhalator an meine Nase und atme ein; das Verlangen nach der Droge aber ist größer als jeder Ekel. Sakol ist zufrieden. „Gutes Nakonia, gut ist es, ist es nicht?"

Ich stimme ihr zu, obwohl ich noch nichts spüre. Einige Minuten sitze ich einfach dort und warte, dann aber merke ich, wie mein Bewusstsein sich aufzulösen beginnt. Nur noch die Flammen und die dunklen Gesichter existieren. Eine Gestalt er-

scheint im Feuer, ich sehe Umrisse, höre hallende Laute.

„Es war falsch davonzulaufen“, sagt eine Stimme und ich erkenne, es ist Amasole, der zu mir spricht.

„Ich bin keine Beute“, antworte ich wütend.

„Das wird sich zeigen. Flüchten tust du bereits. Dabei hättest du ein gutes Leben gehabt auf Solum.“

„Als Eigene, als deine Eigene.“

„Als meine Eigene, ja. Und du hast es gemocht, zu mir zu gehören. Du hast mich gemocht und mehr vielleicht. Auch wenn du nicht weißt, wie es sich anfühlt zu lieben, weil du noch nie zuvor geliebt hast.“

„Das war keine Liebe, niemals. Nichts daran war Liebe.“

Einen Augenblick scheint sich der Schattenriss in den Flammen zu verzerren, dann aber kehrt er wieder und abermals spricht die Stimme zu mir. „Was dann war es? Sag es mir. Ich bin in deinen Gedanken, immer noch, was ist das, das dich immerfort an mich denken lässt? Erinnerst du dich an unsere letzte Nacht?“

Ich blicke zu Boden, mein Gesicht vom Spiel aus Licht und Schatten erhellt. Die Wärme des Feuers brennt auf meiner Haut.

„Ja, ich erinnere mich."

„Woran erinnerst du dich?", fragt eine vertraute Stimme. Ich zucke zusammen und fühle mich erwischt. Es ist Satya, die neben mir sitzt und zu mir spricht. „Du führst Selbstgespräche, ist alles ok?"

„Alles in Ordnung, ich bin nur ein bisschen weggetreten. Nur ein bisschen schwindelig …Ich weiß nicht …, was mit mir ist. Ich bin …"

„Du hättest nichts nehmen sollen", sagt sie, den Rest höre ich nicht mehr. Alles beginnt sich zu drehen, Gesichter, Flammen, die Wände der Höhle. Ein einziger Tanz, in dessen Mitte ich stehe.

„Gib es zu, du wärst jetzt gerne bei mir", sagt Amasole und tritt aus dem Wirbel, um mit seiner Hand meinen Mund zu berühren. Sie schmeckt nach Blut.

Hölle

Blut! Ich schmecke es auf meinen Lippen, die brennen und trocken sind. Mein Kopf tut mir weh, sobald ich ihn bewege. Es ist kalt und feucht, unaufhörlich tropft es herab und ich glaube unter freiem Himmel zu liegen, wenn nur das Licht nicht so spärlich wäre.

„Was ist?"

„Zola? Zola, wach bitte auf, wach doch bitte auf!"

Satya rüttelt an mir, aber jede Bewegung tut weh.

„Zola. Bitte." Sie drückt sich an mich und alles an ihr scheint verändert. Ihre Stimme macht mir Angst, der Geruch um uns herum macht mir Angst, alles ist plötzlich in Furcht getaucht, vollgesogen mit der Essenz von Alpträumen. Ich erhebe mich, sehe in ihr Gesicht und weiß, dass etwas Schreckliches passiert ist. Der Schock fährt durch meinen Körper und die Kälte, welche mich überkommt, ist kaum zu ertragen. Kein warmes, prasselndes Lagerfeuer mehr, keine Menschen, keine Stimmen.

„Was? Was ist los? Meine Arme liegen auf ihren Schultern. Ich sehe ihr Gesicht in den Schatten. Eine Schürfwunde auf der Stirn, zerzaustes klebriges Haar, all das aber ist nicht das Schlimmste. Es sind ihre Augen, in denen sich nackte Angst abzeichnet. Unverfälschter und schrecklicher, als ich sie jemals gesehen habe.

„Wir sind in einer Kammer, eingesperrt. Du bist eingeschlafen, einfache eingeschlafen von einem Moment auf den andern, und dann sind sie gekommen wie ein Rudel wilde Hunde und sie haben mich gepackt und an meinen Kleidern gerissen und an mir gerochen und dann hierher gebracht zu den … anderen." Ihre Stimme ist wirr, schrill, droht jeden Moment zu ersticken.

„Was? Wer ist noch hier?"

Sie deutet ins Halbdunkel, wo ich auf den ersten Blick nur Felswände sehe. Eine kleine Öffnung, viele Meter über uns, erhellt die Höhle mit wenig Licht und lässt mich eine Bewegung bei den Wänden erkennen.

Ich denke an Tiere. Die Furcht ist immer noch da und sie wird nicht weniger bei dem, was ich sehe. Menschen oder mensch-

liche Schatten, mager und nackt wie ein Wurf Hunde. Einer kommt schleichend auf uns zu, zögerlich, als fürchte er geschlagen zu werden.

„Bleib weg, weg mit dir“, ruft Satya und die Gestalt huscht hinter einen Felsen.

„Wer?“, frage ich Satya, sie aber zuckt nur mit den Schultern. Ich bemerke den Stein in der Hand, die älteste aller Waffen.

„Wer seid ihr?“, rufe ich in das Dämmerlicht der Schatten.

Lange bekomme ich keine Antwort. Nur das Tropfen auf Stein und ein leises klapperndes Geräusch sind zu vernehmen. Es dauert, bis ich begreife, dass es Satya ist, ihre Zähne, die aufeinander schlagen. Ich berühre ihren Nacken, drücke ihren Kopf an mich und spüre, wie es mir fast den Atem nimmt. Ihre Angst lähmt mich.

Es ist so kalt in mir, als würde ich von innen heraus frieren. Sie darf nicht sterben, denke ich, nicht hier, nicht durch meine Schuld. Was aber tun? Ich löse mich von ihr, stehe auf, betrachte das Loch, durch welches Licht fällt und überlege, ob es möglich sein kann, dorthin zu gelangen. Es sind feuchte Felswände, die sich wie um uns

herum spannen wie die Wände einer Zitadelle. Es gibt keinen Weg dort hinauf, wir sind gefangen wie Insekten in einem Glas, wehrlos, hilflos, dem Ende nah. Beute. Ich höre Dor Amasoles Stimme direkt in meinem Schädel, wie sie immer und immer wieder dieses eine Wort wiederholt.

So also endet es, denke ich. Das ist es, wohin dich dein Leben gebracht hat? Schlimmer noch, du hast sie hierhergelockt, sie, die mit dir auf diese fremde Welt gekommen ist und deren Gedanken und Gefühle du in dir hast, als wäre sie deine Schwester. Und sie trägt ein ungeborenes Leben unter der Brust. Du spürst, wie es sich anfühlt. Ein ganzes Leben ist in ihr verborgen, ein Mensch, eine neue Welt, die dort heranwächst.

Meine Fingernägel bohren sich in meine eigene Haut, bis der Schmerz meine Verzweiflung auslöscht. Sie werden kommen, sie werden schon bald kommen und uns holen.

„Hilf uns, bitte!", sagt der Schatten hinter dem Felsen.

Die Stimme ist dünn, flehend, nur ein leichtes Vibrieren in der feuchtkalten Luft.

„Hilf uns."

„Komm raus und rede mit mir. Krieche hinter diesem Stein hervor. Los!", rufe ich wütend.

Eine Hand tastet sich nach vorne. Ich habe mich langsam an die Dunkelheit gewöhnt, so dass die Schemen immer deutlicher werden. Hinten bei der Felswand sehe ich das Weiß ihrer Augen, tief vergraben in aschschwarze Gesichter. Eine Gestalt aber liegt regungslos auf dem Boden, als sei sie tot. Es ist ein Mensch, dort aber wo die Beine sein müssten, ist nichts außer versengter Stumpen.

„Mein Gott."

„Hilf uns!", fleht die Stimme

Keiner kann uns helfen, keiner kann etwas tun, machtlos sind wir, dort liegt der Beweis, dass es nichts Gutes geben kann, keine Macht, die unser Leben bewahrt und bewacht, der wir mehr sind als das Fleisch, welches unsere Knochen umspannt. Wenn es Menschen sind, die so etwas vollbringen, dann haben wir es alle verdient zu sterben. Ich spüre kaum, wie meine Beine schwach werden. Sie knicken einfach wie Äste, die der Sturm bricht und mit sich trägt.

„Du musst langsam atmen, langsam, dann wird alles gut, atme langsam, du hyperventilierst." Satya, das vertraute Gesicht über mir, um sie herum die Aureole aus Licht, welche durch das Loch in der Decke sickert. Ihre Stimme so weich, voller Wärme. Sie ist da, sie hält mich, sie ist die Starke von uns beiden, diejenige, die immer noch denken kann, während ich auf dem Boden liege, die Augen weit aufgerissen, unfähig wegzusehen. Wir werden hier sterben, denke ich, ich kann an nichts anderes denken. Sie werden kommen und uns holen, schon bald.

„Atme langsam, bitte, bitte. Ich brauche dich doch." Dann weint sie und das ist es, was mich wieder zur Besinnung kommen lässt. Sie soll nicht mehr weinen. Ich will nicht, dass sie weint. Sie darf nicht leiden. Ich muss sie erlösen, bevor sie kommen. Kann ich das? Kann ich es tun? Ich muss. Muss einen Stein finden, es zu Ende bringen, bevor es zu spät ist. Dann sehe ich den Stein, den sie immer noch hält, und frage mich, was sie damit tun wird. Denkt sie wie ich?

„Könnt ihr uns helfen?" Es ist eine Kinderstimme, die erneut aus dem Dunkel spricht. Sie ist nahe. Ich richte mich auf, konzentriere mich auf Satya, nicke ihr zu. Sie greift meine Hand und drückt so fest, dass es beinahe schmerzt.

„Bleib, wo du bist", fährt sie den Jungen an, der nun neben dem Felsen hockt.

„Wer bist du?", frage ich mit heiserer Stimme. „Seid ihr Gebliebene? Gehört ihr zu denen, zu Sakol?"

Er schüttelt den Kopf, als erfülle ihn alleine der Name der Clan-Chefin mit Ekel und Abscheu.

„Quartier 3. Wir sind Quartier 3. Wir sind die anderen."

„Ihr seid auch Nachkommen derer, die einmal auf dem Gasfeld gearbeitet haben?"

Er nickt eifrig. „Quartier 3 ist unser Dorf. Wir sind so lange hier wie Sakol, der Dämon, die Hexe, die Mutter der Echsenköpfe. Sie fängt meine Brüder und Schwestern und mich. Schon immer machen sie Jagd auf uns."

„Warum?", fragt Satya müde, als wisse sie bereits die Antwort.

„Viele aus Quartier 3", beginnt der Junge, „sind damals in den Wald geflohen, um nicht in die Stadt zu müssen. Quartier 1, Sakol, sie waren wenige, aber stark und verschlagen, und als die Vorräte fast aufgebraucht waren, haben sie sich daran gemacht, das Wenige für sich zu horten. Als es nichts mehr gab, begann der Krieg. Meine Mutter hat mir erzählt, am Anfang hätte es nur kleine Kämpfe gegeben, Wunden von Steinen und Stöcken, dann aber hat Sakols Mann, Ehrum, einen der unseren erschlagen und sie brachten ihn in ihr Lager. Meine Mutter und drei Männer wollten am Abend seine Leiche holen und ihn beerdigen, aber als sie das Lager fast erreicht hatten, sahen sie ein großes Feuer vor dem Eingang zu den Katakomben, um das Sakol mit ihren Leuten saß. Auf dem Feuer aber, an einem Gestell aus Eisen waren die Reste des Mannes, den sie getötet hatten. Sie brauchten Nahrung und hatten etwas gefunden, um zu überleben. Die Toten."

Der Junge schweigt einen Moment, als müsse er sich besinnen oder Atem holen. „So hat es mir meine Mutter erzählt, als ich alt genug war. So hat es begonnen. Danach

haben sie uns gejagt und wir sind immer weiter in die Wälder zurückgewichen, um ihnen zu entgehen. Mich und die anderen aber haben sie beim Wasser am Fluss erwischt. Wir waren zu weit von unserem Dorf weg und dann waren sie da und haben uns gefangen. Es passiert nicht mehr oft, aber es passiert, dass sie einige von uns holen. Keiner kommt zurück."

Die Stimme in meinem Kopf gewinnt an Stärke.

Beute ruft sie, ohne jedes Gefühl, als stelle sie eine Wahrheit fest, die Teil der Welt ist, über die es kein Urteil geben kann. Wir müssen sein, was wir sind, sagt die Stimme. Mir ist, als halle sie von den Wänden wider, immer und immer wieder.

Entzug

Die Krämpfe kommen bald, dann die Visionen. Der Riseg, der den Arbeiter wie eine Puppe mit sich trägt, das Auge des Wazzas, welches mich fixiert, plötzlich wieder das Herrenhaus mit seinem Labyrinth von leuchtenden Gängen, der Kander wartet

knurrend auf mich, die Klauen ausgefahren, über den Boden schabend, zum Sprung bereit. Sein Herr steht hinter ihm. Er wirkt groß und gefährlich in seinem Bioanzug mit der Metallmaske.

Komm zurück, sagt Amasole und als ich mich weigere, beginnt er mich zu verfolgen. Ich laufe und es ist, als käme ich nicht voran, denn alles ist gleich und geht ineinander über, jeder Gang ist wie der zuvor. Ich weiß, ich kann nicht entkommen, egal, wie schnell ich fliehe.

In kurzen Momenten Finsternis, Wände aus Granit und das kleine Felsenbecken, gefüllt mit brackigem Wasser, eisengrauer Boden, von Flechten bewuchert. Käfer, die in Felsnischen kriechen, Echsenbeine in blitzschneller Bewegung.

Ab und an Satya, die von Nebeln verborgen scheint, mich anlächelt und mir einen Kuss auf die Stirn gibt, der die Kälte lindert.

Du bist nicht wie sie, sagt eine Stimme und ich weiß nicht mehr, ob es Iwahla ist, die aus dem Nichts der Erinnerung mit mir spricht, oder Satya.

Dann wieder Träume, der Besitzer mit den fast weißen Haaren, das Gesicht eine Fratze, hasserfüllt, voller Verachtung.

„Du und die deinen“, hebt er an und zeigt sein altes Gebiss, „ihr seid nichts, verlogen, von Angst erfüllt, nicht mehr als Beute für die Starken. Jedem das Schicksal, welches er verdient. Ich werde euch zeigen, woran ihr zu glauben habt.“

Das Messer blitzt in meiner Hand, er taumelt, dann Schreie, Satya, die sich über mich wirft, als müsse sie mich schützen.

Schuld und Verzweiflung vermischen sich zu pochenden Schmerz, es ist, als würde ich in einen Topf schauen, in dem es köchelt. Von Mal zu Mal kommt etwas an die Oberfläche, das meiste aber ist in dem heißen Sud verborgen.

Wieder das Blut auf meinen Lippen.

Eine schöne, wohlklingende Stimme lockt mich aus dem Schlaf.

Sie singt ein Lied, das ich kenne. Iwahla hat es gesungen, als ich noch ein Kind war, und doch ist es nicht Iwahla, die da singt. Gelähmt von der Last meiner Träume, bleibe ich liegen und lausche. Es wäre schön,

wenn dieses Lied das Letzte ist, was ich höre.

Verloren in der Mitte des Nirgendwo
Im Herzen des Sturms schweigt die Welt

Vergessen die alten Worte
Vergessen der blaue Garten
Kein Licht wärmt den Horizont
Kein Laut durchdringt die Stille
Kein Morgen bringt Sonne

Verloren in der Mitte des Nirgendwo
Im Herzen des Sturms schweigt die Welt

Alt ist das Leuchten und leer
Alt ist die Hoffnung auf mehr
Fern ist das Funkeln des Lichts
Fern die sieben Welten im Meer
Fern die helle Wolke aus Staub

Verloren in der Mitte der Welt

Als ich mich strecke, schmerzt jeder Muskel. Nur meinen Rücken spüre ich nicht mehr, die Kälte des Bodens hat ihn betäubt.

Das Lied verstummt, eine Hand streicht über meine Wange.

„Denkst du, wir leben weiter, wenn wir diese Welt verlassen?“

„Meine Mutter sagt, wir seien nur die Schatten unserer wahren Natur. Das, was wir wirklich sind, kann uns niemand nehmen.“ Der Junge, es ist der Junge aus der Felsengruft. Wir sind immer noch dort. Einen kurzen Moment weigere ich mich, die Augen zu öffnen, dann ergebe ich mich dem Erwachen.

„Ein schönes Bild“, antwortet Satya, „ich hoffe, sie hat recht.“

Ich richte mich auf, sehe Satya, sehe den Jungen. Das Tropfen von der Felsendecke hat aufgehört. Ein Balken aus Licht strahlt durch das Loch. Staubpartikel tanzen wie Mücken im Sonnenschein.

„Wie fühlst du dich?“, fragt Satya mit kraftloser Stimme.

„Schlecht, sehr schlecht.“

„Das ist der Entzug. Du hast seit zwei Tagen kein Nakonia bekommen.“

Als ich versuche aufzustehen, zieht sich mein Magen zusammen, ich sinke zurück, lasse mich zur Seite fallen und würge, auch wenn mein Magen fast leer ist. Als es endlich aufhört, fühle ich mich tatsächlich ein wenig besser.

Das Licht in der Höhle ist ausreichend, um alle Ecken und Nischen auszuleuchten. Ich wische mit dem Handrücken meine Mundwinkel trocken und sehe mich um. Nur was hinter dem kleinen Felsen in der Mitte des Verlieses ist, entzieht sich meinem Blick.

Niemand außer dem Jungen und Satya scheint bei uns zu sein.

„Wo sind die anderen?“, frage ich ängstlich.

Der Junge wendet sich ab, sitzt nun im Profil zu uns, leicht wippt sein magerer Körper hin und her. Er kann kaum 13 sein, ein Kind noch. Satya schüttelt den Kopf, verschließt ihre Augen mit den Händen und so bleibt sie sitzen.

Meine Augen richten sich auf den Stein vor ihr, rund, schwer, handgroß, geeignet, um einen Schädel zu spalten. Wie leicht es ist, ein Leben zu nehmen.

„Wenn sie kommen, werden wir uns wehren“, sage ich.

„Hör auf, ich will das nicht hören“, antwortet Satya, ohne die Hände von den Augen zu nehmen.

Ich schweige, fokussiere den Stein. Eine Weile senkt sich bleischwere Stille herab. Niemand spricht. Satya sitzt nur dort, das Gesicht verdeckt, leicht hin und her wiegend, als höre sie eine leise Musik. Ich lasse den Stein, wo er ist, krieche stattdessen zu ihr und lege ihr eine Hand auf die Schulter. Als Reaktion lässt sie ihre Hände sinken, sieht mich fast heiter an und ihr Blick sagt mir, dass wir nur Schatten sind, unantastbar ist unser wahres Wesen.

Ein Schrei lässt uns auffahren. Sie kommen, denke ich. Wir weichen zurück in den höhlenartigen Raum, nur weg von der rostigen Tür. Ein zweiter Schrei, Stimmen, die durcheinander rufen. So plötzlich wie der Lärm gekommen ist, verschwindet er wieder. Bewegungslos stehen wir nebeneinander und warten, halten uns an den Händen wie damals nach unserer Ankunft auf Baldain.

Ein gewaltiger Schlag lässt die Tür erzittern. Ich werfe mich, Satya mit mir ziehend, hinter den Felsen in der Mitte, wo der Junge bereits Zuflucht gesucht hat.

Die Tür fliegt auf, wird einfach in das Verlies geschleudert, als sei sie aus Pappe,

poltert hin und her und bleibt endlich liegen. Staub erfüllt den Raum. Jetzt sind es nicht mehr einzelne Partikel, die in der Sonne tanzen, sondern eine dichte Wolke, die alles umschließt. Ein roter Schein durchschneidet den Nebel aus aufgewirbelter Materie und wandert durch das Verlies.

Es sind keine Gebliebenen, nicht Sakols Echsenkrieger, die die Kammer scannen. Centon hat uns gefunden.

„Das ist Centon. Wir müssen laufen, ja?", sage ich zu Satya. „Jetzt gleich!" Ich ziehe sie hoch und auch wenn ich weiß, dass wir keine Chance haben, will ich es versuchen. Der aufgewirbelte Staub schützt uns. Wenn wir dem roten Licht entgehen, werden sie uns nicht sehen. Wir müssen an die Tür und dann versuchen, an ihnen vorbeizukommen, sobald sie den Raum betreten. Satya nickt und erhebt sich, als ich mich erhebe.

„Ich komme mit euch", sagt der Junge und rennt neben mir ins Verderben. Ich weiß nicht, wann ich den Stein gepackt habe, aber er ruht in meiner Hand wie ein Teil von mir, eine primitive Waffe, die kaum

etwas gegen die Bewahrer auszurichten vermag.

Hinter dem Felsvorsprung neben dem Eingang gehen wir in die Hocke. Ein Zischen erklingt, hydraulische Gelenke surren, ein schwerer Fuß setzt sich in Bewegung.

„Jetzt!“, flüstere ich Satya ins Ohr und dann springe ich auf und laufe geduckt an dem Bewahrer vorbei, der sich maschinenschnell umdreht und nach Satya greift, die unmittelbar hinter mir ist.

Der Junge steht wie gebannt vor dem Roboter, die Augen weit aufgerissen, als hätte er niemals dergleichen gesehen. Satya lässt sich fallen, der Bewahrer aber steht unbewegt und hält sie fest, während sein rotes Sensorfeld zu leuchten beginnt. Ohne zu denken, drehe ich um, eile zurück und hole aus, schlage mit dem Stein gegen das Sensorfeld und tatsächlich flackert der Lichtstrahl, welcher den Staub durchdringt. Als ich ein zweites Mal zuschlagen will, packt mich seine metallische Hand an der Kehle und hebt mich hoch.

„Lass sie“, befiehlt eine elektronische Stimme. Ein Besitzer schält sich aus dem

Staubnebel und bleibt unmittelbar vor uns stehen. Es ist, als zögere der Bewahrer, dem Befehl Folge zu leisten, dann aber surrt seine Handhydraulik und er lässt sowohl mich als auch Satya los.

Ich reibe meine Kehle, die sich anfühlt, als sei sie zerquetscht, huste ein paar Mal und hebe den Blick, um den Besitzer anzusehen.

Amasole hat uns also gefunden, jetzt wird er sich für den Verrat rächen, denke ich. Immer noch habe ich den Stein in der Hand. Mein Arm spannt sich, ich bin bereit, ein letztes Mal zuzuschlagen, irgendetwas aber stimmt nicht. Der Bioanzug ist nicht völlig schwarz, sondern von einem violetten Schimmer. Es ist nicht Amasole.

„Alles in Ordnung, Zola, entspann dich, ich bin es, Ulan. Ich will euch nichts Böses“, sagt die elektronische Stimme.

„Was zum Teufel …“ Satya kommt zu mir und packt meine Hand. „Ulan?“, sagt sie, den Namen verständnislos wiederholend.

„Erinnerst du dich an mich?“ Die Frage ist an Satya gerichtet. Sie zögert kurz, dann

schüttelt sie verneinend den Kopf. „Ich weiß nicht."

Der Besitzer hebt die Hände, um das Gespräch zu unterbrechen.

„Egal, es ist jetzt keine Zeit. Ihr müsst genau zuhören, damit ihr überlebt."

„Du nimmst uns nicht gefangen?", fragt Satya ungläubig.

„Nein, das tue ich nicht, hört einfach zu. Sie steigen bereits den Hauptschacht hinunter. Ihr nehmt diese Unterbrecher", er drückt mir zwei kleine längliche Kapseln in die Hand, kaum größer als Tabletten. „Sie blockieren eure Biosignale, aber dazu müsst ihr sie herunterschlucken." Er verstummt, nickt uns aufmunternd zu und wir lassen uns nicht noch einmal bitten.

„Gut und jetzt lauft ihr zur Haupthalle und durch den Gang entlang. Er ist nicht länger verschlossen. Durch das Tunnelsystem könnt ihr entkommen. Ich finde euch irgendwann, aber jetzt ist nicht der Zeitpunkt dafür."

„Der Junge bei dir war Asam, nicht wahr?", frage ich, denn es ist mir wichtig.

„Ja, das war er. Jetzt lauft, lauft so schnell ihr könnt, ich gebe ihnen einen fal-

schen Hinweis, lauft endlich los. Sie sind im Tunnel zur Haupthalle. Ihr habt keine Sekunde zu verschenken.“

Er tritt zur Seite und ich packe Satya, die keine Anstalten macht, sich in Bewegung zu setzen. Sie ist völlig verwirrt, bleibt einfach stehen und schaut den Besitzer an.

„Komm schon, wir haben keine Zeit. Los.“

Da setzt sie sich in Bewegung und folgt mir einen schmalen Gang entlang, dann in die Haupthalle. Ein toter Echsenkrieger liegt vor uns, ein Arm ausgerissen wie bei einer Puppe. Der Bewahrer hat ihn mit großer Gewissheit so zugerichtet. Der Rest von Sakols Clan aber ist allem Anschein nach geflohen oder vernichtet. Keine Zeit, darüber nachzudenken, wo sie jetzt sind, ob sie es verdienen. Der Tunnel ist tatsächlich nicht länger verschlossen, dahinter aber ist es dunkel. Wie lang diese schwarze Höhle ist, lässt sich nicht erkennen. Ein Mauseloch, eine tödliche Falle vielleicht, aber wer der Gruft entkommen ist, muss nichts mehr fürchten. Jeder einzelne Moment ist fortan ein Geschenk. War es schon immer.

Tageslicht

Von Zeit zu Zeit fällt Licht in den Tunnel, weil kleine Schächte nach oben führen, durch die spärlicher Sonnenschein in das Höhlensystem dringt. Es reicht kaum, um die nächsten Meter zu erkennen. Wir laufen, solange wir können und ich kann nicht lange, denn meine Glieder sind schwach, mein Kopf pocht, meine Beine zittern. Immer wieder muss ich anhalten und verlangsame damit unsere Flucht. Ich bin zur Last geworden für Satya, die in wesentlich besserer Verfassung als ich ist.

„Lauf schon vor“, sage ich. „Du bist schneller, ich komme nach.“

„Du spinnst wohl. Wir würden uns doch nie mehr finden, in diesem Höhlensystem. Wenn wir uns einmal trennen, war es das. Mach mir nie mehr so einen dummen Vorschlag. Und jetzt lass uns weitergehen.“

Schritte hinter uns. Satya bleibt wie versteinert stehen und schaut in die Dunkelheit.

„Hast du das gehört?“, flüstert sie.

„Ja, leider. Sie haben uns gefunden.“ Ich denke an Sakol und ihre Brut. Sie müssen irgendwo in diesen Gängen sein, halten sich dort versteckt, nachdem Ulan und der Bewahrer sie aus ihrer Höhle vertrieben haben.

„Ich bin es nur“, erklingt eine Stimme aus dem Dunkel. Es ist kein Echsenkrieger, keine Sakol, die schlangengleich von Freundschaft redet und doch nur an Hinterhalt und Mord denkt. Es ist der Junge aus dem Kerker. Er ist uns in den Tunnel gefolgt und kommt langsam, ängstlich geduckt heran.

„Ich kann euch hier herausführen. Nehmt mich mit und ich helfe euch.“

Satya nickt eifrig, ohne mich um Zustimmung zu fragen.

„Natürlich kommst du mit uns. Ich bin so froh, dass du entkommen bist. Wir hätten dich gleich mitnehmen müssen.“

Allem Anschein nach haben sich die beiden, während ich im Entzug lag, angefreundet.

„Wir müssen noch weiter und dann abbiegen, da gibt es einen Schacht nach oben“, erklärt der Junge und übernimmt die

Führung. Satya stützt mich, denn ich bin mit meinen Kräften am Ende. Es ist sonderbar, wie ich mich fühle. Zwar war ich selten schwächer, aber gleichzeitig scheint es, als sei ein Vorhang zur Seite geschoben. Ich kann tiefer atmen, bin wacher, und nehme viel mehr wahr als noch vor zwei Tagen. Mein Puls rast und doch fühle ich mich besser.

Bald haben wir eine schmale Röhre von Tunnel erreicht, die senkrecht nach oben führt. Eine rostige Leiter ragt uns entgegen, die der Junge, ohne zu zögern, erklimmt. Ich bin mir fast sicher, dass sie uns nicht alle tragen wird.

„Wir müssen nacheinander hochsteigen, sonst wird sie brechen“, sage ich zu Satya.

„Geh du zuerst.“ Schnell tritt sie zur Seite und nur weil ich zu schwach bin, widerspreche ich nicht. Der Aufstieg ist endlos. Alle paar Meter halte ich an, um mich zu erholen, den Puls zu beruhigen, durchzuatmen. Den Jungen sehe ich schon lange nicht mehr. Satya aber ruft in regelmäßigen Abständen meinen Namen und ich antworte von mal zu mal kraftloser, dass alles in Ordnung ist.

Meine Finger schmerzen, Rost klebt an ihnen und macht die Haut spröde. Die Zeit ist wie eine Säure, die unaufhörlich das Metall zersetzt, bis es am Ende vollständig umgewandelt sein wird. Endlich wächst die Öffnung über mir. Es sind nur noch wenige Meter bis zum Ausstieg. Das Licht ist nun heller und ich sehe, wie zerbrechlich die alte Leiter ist, über die wir nach oben steigen, dem Tag entgegen, der Sonne, dem Leben.

„Gleich haben wir es geschafft“, sage ich halblaut und in diesem Moment bricht eine der Stufen, an der ich mich nach oben ziehe und stürzt in die Dunkelheit. Der Rest der Leiter knirscht, schwankt und hält doch. Ich traue mich sekundenlang nicht, die geringste Bewegung zu machen oder zu atmen. Von unten aber ist nichts zu hören, weder der Aufprall der Sprosse noch ein Zuruf von Satya.

„Satya, alles ok?”, rufe ich in die Tiefe. Einen Moment passiert nichts, dann kommt die Antwort. „Ja, hab mich nur erschrocken. Nächstes Mal sagst du Bescheid, bevor du mit schweren Gegenständen nach mir wirfst.”

Bald darauf erreiche ich den Ausstieg und der Junge streckt mir die Hand entgegen. Sein Gesicht wirkt völlig verändert, denn er lächelt das erste Mal, seit ich ihn im Felsenverlies kennengelernt habe. Erschöpft gleite ich über die Kante und kann kaum glauben, wo wir sind. Es ist der kleine Betonbunker, in dem wir vor zwei Tagen Unterschlupf gesucht haben. Mein Rucksack liegt unberührt auf dem Boden. Unglaublich, dass keiner der Echsenköpfe ihn geholt hat.

Es scheint, als hätten wir eine Glückssträhne. Die Treppe knirscht ein letztes Mal, denn Satya hat nun ebenfalls die obere Kante erreicht. Der Junge und ich halten sie, damit nicht im letzten Moment noch ein Unglück geschieht.

„Wir sind da, wo wir vor zwei Tagen übernachtet haben", sage ich froh. Sie schüttelt den Kopf und kann es genauso wenig glauben wie ich.

„Was für ein Glück, dein Rucksack, etwas zu essen, Ausrüstung." Satya klatscht vor Freude in die Hände. Ohne zu zögern, machen wir uns über den Inhalt des Rucksacks her. Alles wird redlich geteilt. Auch

der Junge bekommt seine Ration. Wie lange er in dem Felsenloch war, wissen wir nicht und es liegt mir fern, ihn darauf anzusprechen und die schrecklichen Erinnerungen auf diese Weise zu reaktivieren. Es gibt nur die Notfallrationen und eine Flasche mit süßer Flüssigkeit, eine mit Nährstoffen angereicherte Lösung. Wir machen uns keine Gedanken darüber, dass alles, was wir jetzt essen, morgen fehlen wird. Es hat keine Bedeutung. Das hier ist ein Fest und genauso sorglos genießen wir unser Mahl.

Zwei Pistolen sind uns geblieben. Die Gewehre aber können wir abschreiben. Eines haben die Echsenköpfe Satya entwendet, das andere habe ich auf meiner Verfolgung bei mir getragen, sodass es nun ebenfalls in den Höhlen liegt oder von Sakols Leuten mitgenommen wurde. Keine Chance, es jemals wiederzubekommen. Ein paar Portionen Nakonia befinden sich ganz unten in meinem Rucksack. Ich betrachte sie nachdenklich und wäge sie kurz in meiner Hand. Ihr Gewicht ist gering und dennoch haben sie so viel Bedeutung für mich.

„Leg das weg, du hast den Entzug hinter dir und bald geht es dir wieder gut. Du brauchst es nicht mehr", sagt Satya.

„Als Medikament behalte ich es aber."

„Keine gute Idee. Am besten du gibst sie mir und ich passe darauf auf."

Ohne zu zögern, reiche ich ihr die kleinen Kapseln mit den Infusionen. Es fällt mir schwerer, als ich mich traue, es zuzugeben. Mein Kopf ist schwer, meine Glieder schmerzen, immer noch brennen diverse Wunden, es ist nur allzu verlockend, sich eine kleine Spritze zu setzen und all das zu vergessen.

Satya steckt die Infusionen schnell in eine Tasche ihres zerrissenen Overalls. Wenn einer von uns starke Schmerzen hat, werden wir das Medikament noch brauchen, sage ich mir und weiß, dass ich lüge.

„Wir müssen weiter", drängt der Junge. „Es ist bestimmt zu gefährlich hier. Die Echsenköpfe werden zurückkommen und sie kennen diesen Tunnel. Sie wissen, dass sie von hier aus in die große Halle zurückkehren können. Und sie werden uns suchen."

„Schöne Aussichten", meint Satya. „Ein paar gute Neuigkeiten wären mir lieber. Gibt es nicht irgendetwas Aufmunterndes?"

„Wir haben immerhin den Rucksack und außerdem", ich greife in eine der Seitentaschen, „den Holonavigator mit den Koordinaten der Arlin."

Der Junge springt auf. „Arline? Ihr meint die Waldgeister?"

„So werden sie wohl genannt, aber wir denken, dass es eine Siedlung von freien Menschen in den Sümpfen gibt", erkläre ich ihm. „Es sind keine Geister."

„Aber sie lassen meine Leute verschwinden. Sie sind nicht wie wir, auch nicht wie die Echsenköpfe, aber von Zeit zu Zeit holen sie einen der unseren. Ihr solltet sie nicht suchen."

Satya und ich sehen uns an, als wüssten wir beide nicht mehr weiter. Die Arlin ist unsere einzige Hoffnung, was der Junge aber sagt, irritiert mich. Wieso sollten sie diesen Menschen etwas Böses tun? Wieso sie holen? Ich wage nicht, darüber nachzudenken.

„Wir müssen sie suchen. Sie sind unsere einzige Hoffnung", versucht Satya den Jun-

gen zu beruhigen. Er schüttelt den Kopf, winkt uns, ihm zu folgen. „Ich bringe euch in unser Dorf, dort seid ihr sicher, ihr braucht keine Arline, keine Waldgeister, die euch holen und in ihresgleichen verwandeln."

„Wo ist euer Dorf?", frage ich.

„Im Norden, dort, wo die Sümpfe beginnen. Einen Tag von hier."

Satya sitzt an den Rucksack gelehnt und sieht sehr müde aus. Die Skepsis in ihren Augen ist offensichtlich. Gerade sind wir Sakol und ihrer Brut entgangen, ob es da vernünftig ist, sich einem weiteren Wilden anzuvertrauen, nur weil dieser mit einem gefangen war, ist fraglich. Auf der anderen Seite könnten wir davon profitieren, einen Führer zu haben. Besonders gut sind wir offensichtlich nicht darin, Gefahren in dieser Wildnis zu erkennen und die richtigen Entscheidungen zu treffen.

„Wie heißt du eigentlich?", will ich wissen.

„George", antwortet der Junge fröhlich.

„George? Das ist ein merkwürdiger Name. Einen so ungewöhnlichen habe ich noch nie gehört."

„Es ist ein alter Name, ein sehr alter Name aus der Zeit, als unsere Vorfahren nach einer neuen Welt gesucht haben."

„Und du meinst, wir sollen mit dir kommen?" Ich werfe Satya einen fragenden Blick zu, sie hat den Jungen besser kennengelernt, während ich im Delirium war. Sie nickt kraftlos, verhalten, als sei sie nicht überzeugt, wisse aber selber keine bessere Lösung.

„Es ist wohl vernünftig, wenn George, dessen Name aus der alten Welt ist, unser Führer wird", sage ich und reiche ihm die Hand.

„Ihr kommt mit?"

„Ja, wir kommen mit dir, um deine Leute kennenzulernen. Ich hoffe, sie freuen sich, uns zu sehen", antwortet Satya.

Der Junge klatscht in die Hände, ist mit einer flinken Bewegung am Ausgang und springt vom Betonsockel in den weichen Waldboden. „Natürlich freuen sie sich. Kommt jetzt, wir müssen so schnell wie möglich hier weg, sonst finden uns die Echsenköpfe."

„Keine Echsenköpfe mehr", sagt Satya, „von denen habe ich bis ans Ende meiner

Tage genug gesehen. Alles, nur nie wieder diese verrückten Menschenungeheuer."

Nachtgespräche

Wir übernachten nicht in einem Baum, denn George hat andere Vorstellungen davon, was sicher ist und was nicht. In der Dämmerung beginnt er Schmetterlinge zu fangen und als ich ihn frage, ob alles in Ordnung sei, nickt er nur und macht weiter. Kaum hat er einen der handtellergroßen braunen Falter erwischt, zerdrückt er ihn zwischen seinen Handflächen und reibt sich mit der dabei entstehenden Masse von Kopf bis Fuß ein.

Satya beobachtet dieses Schauspiel genauso verwirrt wie ich. Dann aber kommt George zu uns und will mich mit seinen klebrigen Händen berühren. Voller Ekel weiche ich zurück.

„Du musst dich damit einreiben, sonst sind wir heute Nacht nicht sicher", erklärt er fast beleidigt.

„Das ist widerlich. Ich will das nicht auf meiner Haut. Und warum sollte es uns

schützen? Schlägt es Wazzas auf den Magen oder was, verdirbt es ihnen den Appetit? Könnte ich bei dem Geruch verstehen." Angewidert halte ich mir die Nase zu.

George verzieht spöttisch das Gesicht. „Nein, es schlägt ihnen nicht auf den Magen, aber es besänftigt diese Pflanzen dort hinten." Er deutet auf eine Gruppe von Büschen mit feinen weißen Ästen, die leicht im Wind wogen. Aber es ist kein Wind. Eine gespenstische Stille herrscht in diesem Teil des Waldes.

„Was sind das für Dinger? Sie sehen aus wie Wollknäuele auf Holzstäbchen."

„Das sind Kanoren, Pflanzen nur, aber sehr gefährlich. Diese Schmetterlinge leben in den Büschen und wenn wir uns damit einreiben, werden uns die Kanoren beschützen. Wir können zwischen ihnen übernachten und nichts wird uns geschehen. Die Echsenköpfe gehen nie in die Nähe der Büsche." George macht eine Geste mit den Handflächen, mit der er uns signalisieren will, wie einfach das alles ist. Satya aber sieht so begeistert aus, als hätte er vorgeschlagen, wir sollten zurück in die Höhlen steigen.

„Und das ist dann wirklich nicht gefährlich?", fragt sie.

„Nein, ist alles friedlich. Die Pflanzen können uns gut riechen und meinen, wir sind Schmetterlinge. So werden wir heute Nacht sicher sein."

„Aber auf den Bäumen ist es doch auch sicher, oder?" Satya ist noch nicht bereit, sich von dem, was Schort uns gesagt hat, zu lösen. Und auch mir will die Vorstellung, zwischen diesen weißen Büschen zu nächtigen, nicht gefallen.

„Die Bäume sind nur im Notfall gut, die Kanoren aber viel sicherer. Ich lebe schon immer hier und ich weiß das."

Ein gutes Argument. George hat viele Jahre in dieser Wildnis überlebt, also können wir davon ausgehen, dass er weiß, wovon er spricht. Ich zucke mit den Schultern und schnaufe.

„Lass uns diese Dinger mal aus der Nähe anschauen."

„Erst müssen wir euch noch gut einreiben", antwortet George und schon ist er wieder auf dem Weg, um dem nächsten Schmetterling ein Ende zwischen seinen Handflächen zu bereiten.

Als wir uns den Büschen nähern, riechen wir wie Ratten, tote Ratten aus der Gosse Oldekkas. In gebührendem Abstand bleiben wir stehen und betrachten die Büsche, welche den Anschein erwecken, als würden sie sich uns entgegen neigen.

„Ich will da nicht rein“, sagt Satya ängstlich.

„Sie tun uns nichts“, meint George. „Passt mal auf.“ Schon geht er alleine weiter, bis die Äste ihn berühren. Tatsächlich wenden sie sich in seine Richtung, streicheln fast zärtlich seine Haut und ziehen sich wieder zurück. Ihre Äste erscheinen wie Tentakeln, die von noch kleineren Tentakeln überzogen sind. Der Schmetterlingsgeruch aber zeigt Wirkung, beruhigt die Pflanzen und lässt sie George nicht weiter beachten.

Ein rötlicher Vogel kommt zwischen den Bäumen hervor und jagt einem Schmetterling nach, das Insekt aber flieht mit flatterhaft unförmigen Bewegungen in Richtung Büsche. Kaum ist der Vogel den Büschen zu nahe gekommen, erwachen alle Äste zum Leben. Weit strecken sich die Tentakeläste und greifen nach ihm. Das Tier versucht

sich loszumachen, immer neue Äste aber winden sich um seine Flügel und Krallen, unaufhaltsam wird er hinabgezogen in das weiße Geflecht.

Satya schüttelt den Kopf. „Das kann doch nicht wahr sein."

„Leider doch", erwidere ich, den Blick auf das Drama zwischen den Büschen gerichtet.

„Wir können doch nicht in diesem Pflanzending übernachten. Das ist ein Fleischfresser."

„George greifen die Äste nicht an. Er wird schon wissen, was er tut. Und wenn den anderen Bewohner des Waldes diese Büsche auch so viel Angst einjagen wie uns, dann sind wir dort sicher."

Es kostet mich ein wenig Überredung, um Satya zwischen die Büsche zu locken. Sicher bin ich mir mit meiner Entscheidung nicht und schon einmal lag ich mit meiner Einschätzung der Lage falsch. Niemals hätte ich am Lagerfeuer Sakols Nakonia nehmen dürfen. Ich hoffe, dieses Mal nicht danebenzuliegen und uns wieder ins Verderben zu stürzen. Solche Fehler dürfen sich nicht wiederholen.

Auch uns berühren die Büsche mit ihren Polypenarmen, als wir zwischen sie treten. Ihre Berührung ist erfrischend wie eine kalte Dusche bei großer Hitze. Tot und schlaff aber hängt der Vogel zwischen den Zweigen, die Federn von einer schwarzen Flüssigkeit verklebt, welche die Äste absondern. Jetzt erst bemerke ich weitere kleine Tiere in verschiedenen Stadien der Verwesung. Alle sind von klebrigen Fäden eingesponnen, die sie offensichtlich verdauen.

Im Innersten der Sträucher gibt es zum Glück einen Bereich, der nicht bewachsen ist, lediglich graue Flechten bedecken den Boden. Hier bereiten wir unser Nachtlager. George erzählt eine Weile von seinen Leuten, dann werden die Pausen zwischen seinen Sätzen länger, bis er ganz verstummt. Leise, ganz leise hebt und senkt sich sein schmächtiger Körper im Schlaf.

Ich aber kann nicht ruhen, denn ich weiß, ich muss mit Satya sprechen, wo aber beginnen?

„Der Besitzer, welcher uns in der Höhle gefunden und befreit hat, kannte dich“, sage ich leise. Satya wälzt sich in ihrer dünnen Schlaffolie herum.

„Ja, er hat mich angesprochen, aber ich weiß nicht, woher ich ihn kennen sollte. Irgendwie habe ich das Gefühl, es müsste mir jeden Moment einfallen, aber das tut es einfach nicht."

„Mir geht es genauso. Ich kenne ihn und kenne ihn doch nicht. Was aber noch wichtiger ist, er sagte, Asam, der Asam, den ich kenne, der mit mir im Heim war, sei bei ihm gewesen."

Wie beim ersten Mal verzieht sich Satyas Gesicht. Sie ist wenig erfreut über meine Worte, gereizt, alleine wenn ich den Namen ausspreche. Dennoch fahre ich fort. „Es sind mir zu viele Zufälle. Wenn dieser Besitzer dich kennt und er kennt mich und wir beide haben einen Freund, der Asam heißt, dann stimmt irgendetwas nicht."

Ihre Augen sehen zu Boden und gleichzeitig in die Abgründe des eigenen Denkens.

„Du denkst, wir kennen den gleichen Asam?"

„Ja, das denke ich und vielleicht noch mehr. In welchem Heim bist du aufgewachsen? Wo warst du auf Zabre?

„Oldekka, ein kleines Heim in Booktown. Aber nur die letzten paar Jahre, vorher in Bedin, fast zweihundert Kilometer weiter südlich. Das Heim in Bedin ist geschlossen worden, nachdem dort eine Epidemie ausgebrochen war. Alle Kinder, die nach der Quarantäne noch lebten, wurden in andere Heime gebracht. Ich war 12 oder 13, als ich nach Oldekka kam und wenn es nicht Asam gegeben hätte, wäre ich wahrscheinlich nicht mehr am Leben. Er war damals, so wie du …" Sie zögert, sieht mich an und bemerkt das grenzenlose Erstaunen in meinem Gesicht. „Zola, was ist los?"

Ich schlüpfe aus meinem Schlafsack und gehe zu Satya, um ihr näher zu sein, wenn ich es ihr sage. Ich beuge mich zu ihr, bis mein Gesicht über ihrem ist.

„Ich war dort, ich war in Oldekka, in Booktown. Das ist mein altes Heim. Ich bin dort aufgewachsen. Es existiert kein zweites Kinderheim dort. Aber in diesem Heim gab es keine Satya, nicht in meiner Erinnerung. Wer bist du und wie kann das alles sein?"

Pflanzenwelt

Schlecht schlafen ist eine Sache, gar nicht schlafen, wenn man ohnehin schon übermüdet ist, eine Tortur. Die meiste Zeit der Nacht verbringe ich in einem Zustand, der mich sehr an einen Nakonia-Rausch erinnert. Leider an einen schlechten mit Visionen und bösen Trips in eine Welt der Alpträume. Immer wieder erinnere ich mich an die Höhle, den Mann ohne Beine, die ängstlichen Gestalten mit ihren unnatürlich großen Augen. Sie sahen wie Totenschädel aus und nichts anderes waren sie. Das Leben war im Begriff, aus ihnen zu weichen, obwohl sie noch in dieser Welt weilten wie Erinnerungen, die noch nicht geschehen sind.

Dann denke ich über Satya nach. Im Herrenhaus war ich sie, Dor Amasoles absurdes Experiment zielte darauf, mir vorzutäuschen, ich wäre Satya. Warum all das? War es wirklich seine Absicht, unsere beiden Wesen zu kreuzen, um einen geistigen Hybriden herzustellen? Mein Gefühl sagt mir, dass mehr dahinter steckt. Und wenn

einmal an meinem Verstand herumgepfuscht wurde, woher will ich wissen, dass es nicht bereits vorher passiert ist. Wer bin ich? Was von dem, was ich denke zu sein, ist wahr? Je länger ich die weiß wogenden Büsche anstarre und die Textur der nächtlichen Geräusche verfolge, desto stärker spüre ich einen blinden Fleck in mir, eine Stelle, die sich meinem nach innen gerichteten Blick entzieht.

Satya hat mit anvertraut, sie wäre in Asam verliebt gewesen, aber er wäre ihr immer nur wie ein Bruder begegnet. Ähnlich sind meine Erinnerungen an ihn, wenn ich auch niemals das Wort Liebe verwenden würde, weil es mir als etwas erscheint, dass zu leicht zerbrechen kann. Ich werde Asam niemals aufgeben, er ist ein Teil von mir und das geht nach meinem Empfinden über jede Form von Liebe hinaus.

Als die ersten Sonnenstrahlen durch das Blätterdach brechen und die Vögel zu singen beginnen, falle ich vor Erschöpfung in einen Halbschlaf. George rüttelt mich irgendwann an der Schulter und meint, es sei Zeit aufzubrechen. Was würde ich in diesem Moment geben, wenn ich in der ver-

meintlichen Geborgenheit meines Zimmers im Herrenhaus weiterschlafen könnte? Oder in Dor Amasoles Bett, das so breit ist, dass drei Personen darin übernachten können, ohne sich auch nur im Geringsten im Weg zu sein.

Satya wirkt ausgeschlafen und fast fröhlich. Am meisten scheint es ihr zu gefallen, dass wir das Gestrüpp der weißen Büsche verlassen. Wir haben am gestrigen Abend keine Antworten gefunden, sind nur zu dem Schluss gelangt, dass man uns beide manipuliert hat. Es fehlen uns Erinnerungen, aber es ist nicht der Zeitpunkt, dieses Rätsel zu lösen.

Wir sind in der Gegenwart wie in der Vergangenheit miteinander verbunden, unsere Leben bilden ein Geflecht, dessen feine Verknüpfung keiner von uns versteht. Dennoch ist es ein gutes Gefühl, fast so, als hätte ich eine Schwester gefunden, die lange verschollen war.

Nachdem wir eine halbe Stunde marschiert sind, wird der Wald lichter und lebhafter. Zwargas wuseln an den Bäumen herum und verschwinden in ihren Höhlen, sobald sie uns sehen. Ihr Anblick beruhigt

mich. Ich freue mich, ihre Gesellschaft zu spüren, denn ich weiß seit den Feldern, wie gut sie als Wächter dienen können. Auch die Insekten in diesem Teil des Waldes sind vielfältig und allesamt von enormer Größe. Es gibt Käfer so groß wie Ratten, deren Panzer in unterschiedlichen Farben schimmern, je nachdem, wie die Sonnenstrahlen auf ihre Rücken fallen. Kommt man ihnen zu nahe, rollen sie sich zu fast perfekten Kugeln zusammen.

George geht voran und macht dabei fast kein Geräusch. Er ist ein Waldkind, ein freier Mensch, genau das, was ich immer begehrt habe, zu sein. In seinen Bewegungen liegt eine Eleganz und Effektivität, die uns fehlt. Alle paar Minuten hält er an, horcht in den Wald, um Gefahren frühzeitig zu entdecken. Ich frage mich, ob sein Gehör sensibler ist als das meine oder das von Satya.

Wenn es wilde Tiere in der Nähe gibt, werden sie einen von uns bestimmt hören. Auf keinen Ast zu treten, kein Knacken und Knirschen zu verursachen, ist uns unmöglich, zu sehr sind wir daran gewöhnt uns plump und achtlos zu bewegen.

Außerdem riechen wir immer noch nach den Faltern, mit denen George uns eingerieben hat. Zwar nehme ich den Geruch nicht mehr so stark wahr wie noch am gestrigen Abend, dennoch ist er da und dünstet in ekelerregenden Wolken aus jeder Pore meines Körpers.

Gegen Mittag machen wir Rast und verzehren die letzten Vorräte aus dem Rucksack. George findet ein paar gelbe Früchte, die sehr süß schmecken, aber auch faserig sind, so dass sie einem zwischen den Zähnen hängen.

„Wir sind jetzt schon nah bei unserem Lager. Es ist nicht mehr weit“, verkündet George, wahrend ihm der süße Saft der Früchte über das Kinn läuft und zu Boden tropft. Dann aber unvermittelt erstarrt sein Gesicht, ruckartig sieht er sich um und horcht in den Dschungel.

Ich höre nichts und auch Satya versteht nicht, was George beunruhigt.

„Was …?”, sage ich, kann den Satz jedoch nicht zu Ende bringen, weil er mich unterbricht.

„Wir müssen auf einen Baum“, zischt der Junge und schon ist er auf dem Weg,

läuft seitwärts und winkt uns mit seinen dünnen Armen. Nicht jeder Baum ist leicht zu erklettern, aber es gibt einige mit wulstigen Stämmen und ausladenden Ästen, die perfekt sind, um hinaufzusteigen. Für einen dieser Bäume entscheidet sich George und flink wie ein Zwarga erklimmt er den Stamm, so dass Satya und ich Mühe haben ihm zu folgen. Keine 10 Meter sind wir hinaufgestiegen, als etwas knurrend aus dem Unterholz bricht und auf uns zuhält. Kein Wazza, deutlich kleiner, deswegen nicht minder gefährlich. Bäume und Ranken verwehren mir einen direkten Blick auf die Bedrohung, aber ich ahne, was es ist.

„Schneller“, rufe ich Satya zu, die versucht einen Ast zu greifen, der knapp außerhalb ihrer Reichweite liegt, so weit sie sich auch streckt.

„Du musst in die Rinde greifen und dich hochziehen.“

Sie tut, was ich ihr rate und doch ist es das Falsche. Ein Stück morscher Rinde bricht ab, sie verliert den Halt und klammert sich im letzten Moment mit beiden Händen an den Ast, auf dem sie eben noch stand. Im selben Moment erreicht unser

Verfolger den Baum: Katsul, der Kander. Das Tier stößt ein wütendes Brüllen aus und legt seine vorderen Pfoten an den Stamm. Langsam schieben sich lange Krallen aus den Pfoten und Katsul beginnt, seinen wuchtigen Körper den Stamm hinaufzuziehen. Hilflos baumelt Satya an ihrem Ast. Keine Chance, diesem kletternden Ungetüm zu entkommen. Nicht auf einem Baum.

Ich nehme den Rucksack ab und hole die Pistole aus der Tasche. Satya aber ist im Weg, der Kander direkt unter ihr. Die Pistole im Gürtel kralle ich mich an den Stamm und versuche zu ihr herabzusteigen. Wenn die Rinde jetzt nachgibt, ist alles verloren. Den letzten Meter überwinde ich mit einem Sprung, werfe mich auf den Ast und ziehe die Pistole. Der Katsul ist keine zwei Meter mehr von Satya entfernt, hat die Ohren angelegt und zeigt sein furchtbares Gebiss mit den überlangen Schneidezähnen. Der erste Schuss streift ihn nur, der zweite aber zerreißt sein eines Auge. Kein Laut kommt aus seiner Kehle, das Knurren verstummt augenblicklich und für einen kurzen Mo-

ment steht die Zeit still, dann stürzt der Hybrid wie ein Stein auf den Boden.

Ich packe Satyas Handgelenke und halte sie, bis sie mit den Beinen am Ast Halt findet. Außer Atem sitzen wir einen Moment einfach da, die Köpfe aneinander gedrückt, und warten, dass die Aufregung sich wieder legt. Mein Herz rast, dass mir beinahe schwindelig ist. Dennoch dränge ich Satya hinabzuklettern. George ist unvermittelt wieder da und hockt neben uns.

„Was ist das für ein Tier?", fragt er verwundert.

„Ein Kander, eine Mischung aus einer Raubkatze und einem Hund."

Er runzelt die Augenbrauen, versteht aber nicht, wie das sein kann und schüttelt schließlich verärgert den Kopf.

„Wir müssen hier weg", sage ich, „bevor der Besitzer kommt. Wir sind von seiner Plantage entflohen und wenn dieses Tier hier ist, kann er nicht weit sein. Schnell!"

George versetzt dem Kander einen vorsichtigen Tritt, als fürchte er, dieser werde jeden Moment wieder lebendig. Dann aber sieht er in die Richtung, aus der das Tier aus dem Dschungel gebrochen ist. „Es

kommt wer, wir müssen schnell hier weg. Schnell." George stürmt davon, so dass Satya und ich wieder Mühe haben, ihm zu folgen. Plötzlich ist vor uns ein kleiner Abhang, der zu einem Bachbett führt. George wirft sich hin und späht über den Rand zurück. Wir tun es ihm gleich und sehen, wir plötzlich Äste brechen und ein Secubot aus dem Wald schreitet. Zielsicher geht er zu jenem Baum, zwischen dessen Wurzeln der Kadaver des Hybrides liegt. Drei Bewahrer folgen dem Secubot in einigem Abstand. Ihre ölig, metallenen Körper sind Fehlstellen im Grün des Dschungels. Dann tritt eine dunkle Gestalt aus dem Wald, bleibt unvermittelt stehen und hebt den Kopf, als nehme sie eine Witterung auf: Amasole.

Er selbst hat sich auf die Suche nach uns begeben. Die Angst ist wieder da. Ich drücke meinen Kopf ganz dicht auf den Boden, bis er zwischen dem dürren Gras verschwindet.

„Wir müssen sofort hier weg. Er wird uns sonst finden", sagt Satya. Ich nicke und dann sind wir bereits unten am Bach, nutzen die natürliche Deckung des Bachbetts und fliehen, so schnell es nur geht. Unsere

Schritte sind zu laut, sie werden uns hören, denke ich, während wir immer schneller flüchten. Hinter uns aber erhebt sich die keinen Widerspruch duldende Maschinenstimme des Besitzers und so verfremdet sie sich auch anhören mag, erkenne ich sie sofort.

„Zola", ruft sie. Immer und immer wieder schallt mein Name durch den Wald, als sei ich ein dressiertes Tier, das zu ihm zurückkehren wird, wenn er nur laut genug befiehlt.

Ein Irrtum.

Dorf

Am späten Nachmittag halten wir endlich an. Stunde um Stunde sind wir George durch den Dschungel gefolgt. Meine Hände und Arme bluten von unzähligen Kratzern, die Dornen und Sträucher mit beigebracht haben. Wir sind durch Bäche gewatet, über entwurzelte Bäume geklettert und durch die ersten Ausläufer der Sümpfe marschiert. Positiv ist, bis jetzt haben wir tatsächlich keinen Kontakt mit Raubtieren gehabt,

sieht man von einer unglaublich langen Schlange ab, die vor uns im Gras lauerte, von George aber rechtzeitig bemerkt wurde, sodass wir sie umgehen konnten, ohne in akute Gefahr zu geraten. Auf der negativen Seite stehen die Insekten. Habe ich erwartet, wir würden innerhalb kürzester Zeit von Risegs oder Wazzas oder anderen, namenlosen Ungetümen verschlungen, so muss ich mich korrigieren: Es sind die Kleinen und Kleinsten, welche uns bei lebendigem Leibe auffressen. Jede Stunde müssen wir anhalten, um rötlich, aufgeblasene Würmer von unseren Beinen zu lösen. Sie saugen sich fest, ohne dass man es bemerkt, injizieren eine betäubende Substanz und beginnen Blut zu saugen, bis sie satt sind und sich wieder lösen. Alles in allem keine große Sache, nur wenn die Zahl der Sauger ein bestimmtes Maß übersteigt, wird es bedrohlich, denn unbegrenzt pulsiert kein süßes Blut durch unsere Adern.

Hinzu kommen Mücken, Schwärme von Mücken unterschiedlicher Größe und Form. Manche sind wie Fliegen und ihr Stich schmerzt, brennt und schwillt an, kaum dass sie davonfliegen. Andere wiederum

sind winzig und versuchen einem in Augen und Ohren zu gelangen, als sei dort ein Festmahl für sie bereitet.

Je nachdem, wo wir uns befinden, nimmt die Belästigung durch Insekten ab oder zu. Am schlimmsten ist es in jenen Gebieten, die feucht sind, wo es Tümpel und Schlamm gibt, der leise vor sich hin köchelt und immer neue Würmer und Mücken gebiert.

Kein Zeichen mehr von Dor Amasole und seinen Begleitern. Meine Angst war, es gäbe einen zweiten Katsul, irgendein gezüchtetes Raubtier, das unserer Fährte zu folgen vermag. Der Hybrid aber war wohl der einzige seiner Art, denn seit er tot auf dem Waldboden liegt, verfolgt uns niemand mehr. Die Unterdrücker, welche Ulan uns gegeben hat, verhindern die Ortung der Biosignale. Es dürfte Amasole und Centon fast unmöglich sein, uns in dieser Wildnis zu finden. Kein Atmosphärengleiter zeigt sich am Himmel, der von dunklen Wolken verhangen ist.

George hebt die Hand und bleibt stehen. Satya, die nicht schnell genug reagiert, tritt auf einen dünnen Ast, der mit einem lauten

Knacken bricht. George wirft ihr einen verärgerten Blick zu, schweigt aber.

Ein leiser, an uns abschwellender Ruf erklingt aus der Ferne, wird aufgegriffen und an anderer Stelle wiedergegeben. George zuckt zusammen, beginnt heftig zu atmen und den Kopf zu schütteln.

„Was ist denn?", flüstere ich ihm zu. Er sieht mich an und seine Augen sind geweitet, die dunklen Pupillen wirken mit einem Mal sehr klein darin.

„Das ist Gefahr. Jemand von meinen Leuten warnt uns. Irgendetwas ist passiert, wir können nicht ins Dorf, nicht jetzt. Sie sind nicht dort."

„Was machen wir jetzt?", fragt Satya. „Sollen wir hier bleiben, bis die Gefahr vorüber ist?"

„Nein, wir haben ein Versteck in der Nähe, für Notfälle, eine Höhle mit Vorräten, dort gehen wir hin. Es ist nicht mehr weit."

Dass es nicht mehr weit sei, behauptet George seit Stunden. Meine geschwollenen, geschundenen Beine sprechen eine andere Sprache. Ich spüre kaum noch, wie meine Füße den Boden berühren.

Unwillig marschieren wir weiter. Als ich George frage, was er denkt, wer sein Dorf bedroht, schüttelt er nur den Kopf und legt den Finger an die Lippen. Offensichtlich sind wir unseren Verfolgern, seien es Echsenköpfe, Centon oder eben Amasole, doch noch nicht entkommen. Keine Stunde später gelangen wir an einen Tümpel, auf dessen regloser Oberfläche Seerosen treiben. Langbeinige Reptilien, einen knappen Meter groß, stehen still im Wasser und lauern auf Beute. Kommt ihnen ein Fisch oder eine Kröte zu nah, strecken sie ihre Köpfe und pfeilschnell schießt eine rosa Zunge aus ihrem Maul und packt das Opfer.

Auf der anderen Seite des Sees sind Felsen, die steil ansteigen. Wenige Bäume wuchern hier, sodass die Gegend in alle Richtungen gut überschaubar ist. Ein geeigneter Ort, um nicht überrascht zu werden, gleichzeitig aber eine Falle, aus der es sich nur schwer entkommen lässt. Sollte Centon auftauchen und mit Atmosphärengleitern den Boden beobachten, haben wir keine Chance, uns davonzumachen.

„Ist das der Ort?“, fragt Satya George, der aufmerksam die Umgebung betrachtet.

„Ja, hier sind meine Leute, wenn sie aus dem Dorf fliehen konnten.“ Er legt die Hände an den Mund und lässt wieder den Tierlaut erschallen. Es dauert einige Sekunden, bevor eine Antwort kommt und selbst ich erkenne, in welche Richtung wir uns zu wenden haben. Irgendwo zwischen den Felsen muss der Antwortgeber im Verborgenen warten, uns beobachtend, ohne sein Versteck endgültig preiszugeben. Wahrscheinlich sieht uns der Wachtposten gut von dort, wo er sitzt.

Wir gehen um den See herum, wobei George uns dazu anhält, einen gehörigen Abstand vom Wasser zu halten, weil dort etwas Gefährliches sei. Als eines der langbeinigen Reptilien unvermittelt ins Wasser gezogen wird, glaube ich ihm. Das Wasser wird aufgewühlt, für einen kurzen Moment ist ein riesiges Maul zu sehen, blitzende Zähne, ein Nackenkamm wie der eines Wazzas, dann schließt sich das Wasser wieder, die braunen Fluten beruhigen sich, ein paar Blasen tanzen über der Oberfläche, platzen und Ruhe kehrt ein. Die anderen Langbeiner marschieren ein paar Meter weiter und setzen ihre Jagd unbeteiligt fort.

George zuckt nur kurz mit den Schulter und geht weiter. Das hier ist sein Alltag, es kümmert ihn ebenso wenig wie einen der Eigenen von Solum ein Tegger, der durch die Felder rollt.

Der Aufstieg ist leicht, die Felsen sind an einigen Stellen zu Treppen geformt, zweifellos haben hier Menschenhände den nackten Stein bearbeitet.

George lässt seinen Ruf erschallen und aus immer größerer Nähe wird geantwortet. Als er zum wiederholten Mal die Hände an den Mund legt, erheben sich ohne Vorwarnung zwei magere Gestalten vor uns, die hinter Felsen verborgen waren und stehen einfach da, wie Geister, Teile des Waldes, die menschliche Form angenommen haben.

„Bleibt hier, ich muss ihnen erst erklären, was geschehen ist“, sagt er und fügt ein „Bitte“ hinzu.

Satya und ich bleiben unsicher zurück, zu schrecklich war die Begegnung mit den Echsenköpfen, als dass wir unvorsichtig diesen Fremden gegenübertreten möchten. Wir wussten, dass wir unser Leben riskieren, indem wir fliehen, dass es aber Men-

schen sein würden, die uns bedrohen, ahnten wir nicht. George kann kein Betrüger sein, sage ich mir. Er hat uns nicht betrogen, will niemand ans Messer liefern und verraten. Wir waren zusammen in der Gruft und wenn man aus dieser Finsternis befreit wird, was soll einen dann noch trennen?

Die zwei jungen Männer hingegen scheinen wenig begeistert von unserem Kommen. Sie gestikulieren und schimpfen mit George. Anscheinend behagt es ihnen nicht, dass er ihr Versteck preisgegeben hat.

Nach einigen Minuten Beratung aber, bedeutet uns George näherzutreten.

„Das sind Siivik und Arm, sie sagen, dass Bewahrer in der Nähe des Dorfes gesehen worden sind, deshalb sind einige, aber nicht alle in die Höhlen geflüchtet, um sich dort zu verbergen, bis die Gefahr vorüber ist. Die meisten Krieger sind noch im Dorf."

Arm und Siivik sehen uns an, als würden sie uns keinen Meter vertrauen. Was mich aber wirklich wundert: Sie müssten außer sich sein vor Freude über die Rückkehr von George, sind es aber nicht. Die Sorge über ihr Dorf scheint zu überwiegen und George

selbst betrachten sie, als sei ein Geist zu ihnen zurückgekehrt.

„Kommt mit zu den Höhlen, ihr werdet mit Charles reden und er wird entscheiden, ob ihr bleiben dürft oder nicht“, sagt der, den uns George als Siivik vorstellt.

Wir steigen einige Meter weiter hinauf, gehen über einen schmalen, in den Fels gehauenen Stein horizontal weiter und erreichen zwei kantige Felsen, die an der oberen Kante gegeneinander geneigt sind und so den Zugang zu einer Höhle bilden. Der Durchgang selber ist nicht mehr als ein Loch, das sich nur geduckt passieren lässt, dahinter aber weitet sich die Höhle und im Fackelschein betreten wir eine Felsenhalle, in der einige Dutzend Menschen sitzen. Alle wirken nervös, Stimmen erwachen wie ein aufgeschreckter Schwarm Vögel. Kinder treten zu uns oder flüchten hinter ihre Eltern. Die meisten der Höhlenbewohner sind jung und unterscheiden sich abgesehen von dem Verzicht auf archaische Echsenhelme kaum von Sakols Clan. Ich fühle mich unangenehm an die Katakomben in der Nähe des Gasfeldes erinnert. Auch dies hier sind Menschen und was in meinem Leben –

sieht man einmal von Besitzern und Wazzas ab – ist mir jemals gefährlicher geworden? Wir selbst sind uns Feind und Freund in einem Wesen, undurchschaubar bis zu dem Augenblick, in dem wir unser wahres Ich enthüllen.

Die Menge tritt zur Seite, als ein Mann von hinten näher kommt. Er überragt die anderen, sein Bart ist grau und er ist älter als der Rest des Clans.

George hebt unsicher die Hand und lächelt schief, als schäme er sich dafür, uns hierher gebracht zu haben.

„Das sind Freunde, die ich in den Höhlen der Echsenköpfe gefunden habe. Sie waren mit mir für das Opfer vorgesehen, aber wir sind entkommen und …"

Der Mann hebt den von zahlreichen Narben verunstalteten Arm, worauf George auf der Stelle verstummt. „Wo ist Lana?"

George schüttelt den Kopf und blickt zu Boden. „Sie ist nicht mehr. Die Echsenköpfe…"

Ein Raunen geht durch die Menge und das Gesicht des großen Mannes, des Anführers dieses Stammes, wahrscheinlich einer von den Eigenen, die vor vielen Jahren in

die Freiheit entflohen sind, beginnt zu zucken, sein Kehlkopf gerät in Bewegung, er schluckt, sucht nach Fassung. Ich sehe, wie sich die großen Hände zu Fäusten Ballen, die gerne etwas zertrümmern würden und greife vorsichtig in meinen Overall, wo ich in den Gürtel gesteckt, die gesicherte Pistole trage.

„Du hast sie dort gelassen?" Die Stimme des Anführers ist nun rau, mehr Brüllen als Sprache.

„Sie war nicht mehr, als wir geflohen sind. Sie haben sie ja schon geholt, ich konnte nichts tun, niemand konnte etwas tun. Ich hätte ja, wenn es mir möglich gewesen wäre, aber sie haben Speere und Messer und es waren viele."

„Sei ruhig!", brüllt der Mann. „Wie seid ihr aus der Gruft entkommen? Wieso seid ihr hier?"

George zögert, als traue er sich nicht, die Wahrheit zu sagen. „Sag mir, wie ihr entkommen seid!" Der Anführer – ich vermute, er ist Charles, zu dem uns die Wachen bringen wollten – schreit nun wie ein verwundetes Tier, das Gesicht vor Zorn rötlich gefärbt. Die übrigen Clan-Mitglieder

schweigen. Das Gespräch entwickelt sich nicht in die erhoffte Richtung. Der freundliche Empfang ist verschoben, auf niemals, wenn ich es richtig sehe. Iwahla pflegte zu sagen, der erste Eindruck zählt. Leise entsichere ich die Pistole. Was immer geschehen mag, dieses Mal werde ich mich nicht übertölpeln lassen.

„Ein Besitzer hat uns gerettet und die Freiheit geschenkt. Ohne ihn wären wir tot", rufe ich, um George dieses Eingeständnis abzunehmen.

Die Menge weicht zurück, als hätte ich eine Beschwörungsformel gesprochen, einen Zauberspruch, der jeden zu Asche verbrennen vermag, der nicht genügend Abstand hält. Weicht zurück, ihr Wilden, vor den machtvollen Worten Zolas, die nicht ihre Klappe halten kann.

„Wir sind aus der Gruft entkommen und werden hier empfangen, als ob wir nicht eure Freunde wären. George hat uns hierher gebracht, weil ihr anders seid als die Echsenköpfe, aber ich sehe nichts von eurer Freundschaft."

Satya berührt mich leicht am Arm. Wenn ich es bin, die dazu neigt, zu viel zu sagen,

so ist sie die Stimme der Vernunft. „Du provozierst sie", flüstert sie mir zu.

„Und wenn schon!", schreie ich hinaus.

Der graubärtige Mann sieht uns finster an, seine Augen scheinen von innen heraus zu leuchten. Als Einziger wendet er sich nicht ab und flieht in die Schatten. „Ihr seid hier nicht willkommen. Ihr müsst gehen, denn wir wollen euch nicht. Ihr bringt schlechte Kunde und seid aus der Gruft entkommen, niemand aber entkommt von dort und kehrt zurück. Ich sage, ihr bringt Unglück und Gefahr."

„Aber Charles, wir …", stottert George fassungslos.

„Sei ruhig, George. Schweig still! Du weißt genau, dass niemand entkommt, dass die Gruft das Ende ist, so wie es das Ende für meine Tochter war. Niemand darf zurückkehren. Wenn die Stunde gekommen ist, dass wir den Schatten ablegen, dann müssen wir diesen Ruf annehmen. Du hast es nicht getan, stattdessen bringst du diese Fremden hierher und plötzlich, nach 30 Jahren in Frieden tauchen Bewahrer hier auf und wir müssen vor ihnen fliehen. Für

euch ist kein Platz hier. Geht, solange ihr es könnt."

George winselt etwas und beginnt zu heulen. Satya nimmt ihn an die Hand und redet leise mit ihm. Dann gehen wir, widerstandslos, vorsichtig tastend und immer damit rechnend, dass sie uns doch noch angreifen. Aber alle sind in der Dunkelheit der Höhle unseren Blicken entzogen. Nur Charles steht dort, aufrecht und doch gebrochen. Seine Tochter ist in der Gruft geblieben und es ist egal, ob er daran glaubt, dass dort nicht ihr wahres Wesen gestorben ist. Er weiß, seine kleine Tochter hat unendliches Leid erfahren. Als wir die Höhle verlassen, sehe ich ein letztes Mal in sein trauriges Gesicht und spüre Mitleid mit ihm. Er kann nicht anders, als alle zu verurteilen, die dem Schrecken entkommen sind, während sein Kind sterben musste. Ich wünschte, es wäre alles anders gekommen.

Wir steigen die Felsen hinab, wobei es Satya und George sind, die vorangehen und ich uns den Rücken freihalte. Niemand aber folgt uns, keiner ist zu sehen. Der Graubärtige scheint nicht die Absicht zu haben, uns zu verfolgen. Wir gelangen an den See, wo

Satya den Navigator hervorholt, um sich zu orientieren. George hockt zusammengekauert auf einem Stein und redet zu sich selbst. Den ganzen Weg ist er hinunter gestolpert, unfähig etwas zu sagen oder zu weinen.

„Wir sind auf halber Strecke zum markierten Punkt. Wenn wir Glück haben, können wir unser Ziel in zwei Tagen erreichen." Sie deutet auf die blinkende rote Markierung.

„George, du kommst mit uns. Wir lassen dich nicht alleine."

Der Junge sieht nicht auf, scheint apathisch und immer noch nicht bereit zu akzeptieren, dass man ihn vertrieben hat.

„George, ist alles klar?", frage ich unbeholfen. Ich bin nicht sehr gut im Trösten und was soll ich auch einem Jungen sagen, der alles verloren hat? „Satya hat recht, wir haben keine Familie, nur uns, und du gehörst jetzt dazu. Verstehst du?"

Eine kleine Ewigkeit dauert es, bis er unbestimmt nickt und aufsteht. „Hätte ich wirklich nicht zurückkehren dürfen?", fragt er mit trockener Stimme, als hätte er seit sehr langer Zeit nicht gesprochen.

„Nein!", sage ich entschieden. „Wir haben nicht viel im Leben zu bewahren, aber wir dürfen uns nicht aufgeben. Das ist unsere Aufgabe. Du hast ein neues Leben geschenkt bekommen und das musst du wertschätzen und achten. Du hast keine Schuld auf dich geladen."

Satya sagt nichts, nimmt George einfach in den Arm und streichelt über seinen Kopf.

„Lasst uns gehen", sage ich nach einer Weile, „wir sind hier ungeschützt und müssen noch einen Platz finden, an dem wir übernachten können." Keine Zeit für Aufarbeitung, Erholung und Wundenlecken.

All das hat bald ein Ende, gut oder schlecht, wird sich zeigen. Zwei Tage noch bis zu jenem Punkt, der unsere letzte Hoffnung ist. Nach allem, was ich in dieser Wildnis bis jetzt gesehen habe, weiß ich nicht mehr, was ich denken soll. Ja, es gibt freie Menschen, aber ist ihr Leben deshalb von Wert? Sie leben in Gesellschaften, die ebenso wenig lebenswert sind wie Solum oder das Heim. Gibt es keinen verheißenen Ort, existiert er am Ende nur in meinen Träumen? Iwahla hat immer an das Gute geglaubt. Ich bewundere ihren Optimismus,

vielleicht ist er der Grund dafür, dass ich weitergehe.

Wir haben den See und die Felsen hinter uns gelassen, als ein Atmosphärengleiter über die Bäume gleitet, so dass die Äste erzittern und jedes Tier in unserem Umkreis, sich verkriecht oder flieht. Sofort suchen wir Schutz unter dem Wurzelgeflecht eines Mangroven-Baumes. Der Gleiter zieht weiter, als habe uns niemand registriert, dennoch bleiben wir noch eine Weile in Deckung, um sicher zu sein, dass er nicht zurückkehrt. Dann erfüllt ein Donner die Luft und lässt Bäume und Äste vibrieren. Unbeschreiblich laut schallt eine Abfolge von vier Explosionen durch den Wald. Sekunden später kommt Wind auf, warme Luft zieht an uns vorbei, die Äste neigen sich wie im Sturm und das Brüllen der Triebwerke erklingt in der Ferne. George zittert. Keiner von uns spricht, jeder denkt das Gleiche. Nach einigen Minuten gehen wir weiter. Es gibt keinen Weg zurück, George gehört jetzt zu uns.

Sumpf

Am nächsten Tag beginnt der Sturm. Ich erinnere mich an Runa, die am Pool erzählt hat, es würde bald die Regenzeit einsetzen. Wenigstens einmal hat sie die Wahrheit gesagt. Der Regen kommt und er kommt mit aller Kraft, die den Wolken zu eigen ist. Wind peitscht in das Blätterdach und die Tropfen rieseln auf uns herab, dass es eine Freude ist. Dort wo der Wald weniger dicht ist, nimmt ein Vorhang aus Wasser, das aus allen Richtungen zugleich zukommen scheint, uns die Sicht. Um den Navigator zurate zu ziehen, müssen wir eine der Iso-Folien ausbreiten. Unmöglich ist es, ohne Regenschutz den Holoschirm zu betrachten. Ich habe Angst, dass das Gerät durch die Feuchtigkeit in Mitleidenschaft gezogen werden könnte und nicht mehr funktioniert. Ohne Navigator würden wir niemals an den Ort gelangen, der unsere letzte Hoffnung ist. Was für den Navigator gilt, ist auch für die Unterbrecher zutreffend. Alle technischen Geräte sind bei dieser Witterung in Gefahr. Sollten die Unterbrecher ih-

ren Dienst aufgeben, können wir wieder geortet werden, was mit großer Sicherheit zur Folge hätte, dass sie uns sehr schnell fänden. Amasole hat die Suche nicht aufgegeben, ebenso wenig wie Centon. Die Besitzer können es nicht ertragen, wenn sie ein Spiel verlieren. Es ist wider ihre Natur. Durch den Raub des Teggers haben wir sie provoziert und auch wenn Schort sie in die falsche Richtung gelenkt hat, wissen sie mittlerweile – wie die Ereignisse der letzten Tage gezeigt haben –, wo wir sind und in welche Richtung wir marschieren. Vielleicht ist die Regenzeit das Beste, was uns passieren konnte, denn der dichte Mantel aus Regen, welcher den Dschungel einhüllt, dürfte auch den Geräten der Atmosphärengleiter Probleme bereiten.

Auch unser Navigator zeigt eine ungewöhnlich hohe Fehlertoleranz auf. In der Regel kann er auf den Meter genau sein Ziel ansteuern, jetzt aber ist die Toleranz auf fast 50 Meter angewachsen. 50 Meter aber sind nicht viel, wenn man eine Siedlung mitten im Dschungel sucht. Wir werden das kleine Kreuz auf dem Schirm aufspüren,

falls es existiert und nicht nur ein leeres Versprechen ist.

Der erste Tag verläuft ohne Zwischenfälle. George entpuppt sich als große Hilfe und kleines Wunder. Bereits nach wenigen Stunden findet er in die Wirklichkeit zurück. Er redet darüber, wie schlimm es ist, seine Familie verloren zu haben, gleichzeitig aber wirkt er gefasst. Seiner Erzählung kann ich entnehmen, dass er bereits viele geliebte Menschen verloren hat und Waise wie wir ist; vielleicht hat ihn das gegen das Schicksal abgehärtet. Kein böses Wort kommt ihm über die Lippen, wenn er von ihrem Anführer Charles spricht, obwohl dieser sich bei unserem Treffen als hartherzig erwiesen hat. Weder ich noch Satya sprechen von der großen Explosion, wir beide gehen aber davon aus, dass der Atmosphärengleiter das Versteck von Georges Leuten aufgespürt hat. Ich weiß, dass dieser Atmosphärengleiter nur dort war, um uns zu finden. Im selben Moment sehe ich die Bilder der Kinder in der Höhle. Dann meine ich, keine Luft mehr zu bekommen. So viel Schuld habe ich in meinem Leben auf mich genommen, dass ich manchmal

das Gefühl habe, nicht weitergehen zu können. Ohne George und Satya würde ich mich einfach auf den durchnässten, vollgesogenen Boden setzen und darauf warten, dass sie mich aufspüren. Es ist nicht mehr viel von meiner früheren Kraft in mir verblieben. Das Leben hat mich fast gebrochen, den Stein, der mich einst umgab, umspült, bis nicht mehr blieb, als eine dünne zerbrechliche Hülle.

Ich denke in diesem Moment, es ist meine einzige Chance auf Glück, für diese beiden Menschen da zu sein, die vor mir durch den Schleier aus Regen marschieren.

Am zweiten Tag treffen wir auf einen Wazza, der gerade ein Tier erlegt hat, das wenig kleiner als er selbst ist. Natürlich ist es George, der uns frühzeitig warnt. Wir klettern mit vorsichtigen Bewegungen auf einen Baum, hoffen, dass das Ungetüm seiner Wege zieht und uns nicht bemerkt. Der Wazza wirkt zu unserem Glück nach seinem Mahl satt und zufrieden, wankt zwischen die Bäume und ist verschwunden.

George erklärt, es gäbe normalerweise keine Wazzas hier, aber es sei ein Jungtier, dass noch nicht viel Erfahrungen hätte und

deshalb in den Sümpfen jage, wo es selbst Gefahr liefe zu versinken.

„Für ein Jungtier war dieses Ding groß", sagt Satya, die nur einmal während der Fahrt nach Solum eines dieser Tiere gesehen hat.

„Der, der mich auf den Feldern fast erwischt hat, war fast doppelt so groß", merke ich an.

„Und selbst das ist noch nicht ihre maximale Größe", sagt George. Mehr Aufmunterung bedarf es nicht, um uns schneller gehen zu lassen. Wir ziehen weiter und erreichen ohne weitere Vorfälle am Nachmittag unser Ziel oder das, was wir für unser Ziel halten. Der graue Himmel, der unaufhörliche Regen, all das macht es schwer, die Tageszeit einzuschätzen. Wenn der Navigator jedoch richtig funktioniert, bleiben uns an die drei Stunden Tageslicht, um die Gegend abzusuchen.

Wenn ich wirklich so naiv war, eine Siedlung zu erhoffen, die mitten im Dschungel auf uns wartet, ist es an der Zeit, meine Dummheit einzugestehen. Der Wald hier sieht nicht anders aus als die vielen Kilometer, welche wir in den letzten Tagen

durchquert haben. Keine Hütte, kein Arlin, nichts.

„Die Daten werden nicht ganz genau sein, aber wir finden bestimmt, was wir suchen", sage ich, um den anderen Mut zu machen.

Niemand antwortet. Satya lässt sich kraftlos auf einem Felsen nieder und George verkündet, er werde nach etwas Essbarem suchen. Unsere Vorräte sind aufgebraucht, wir haben den ganzen Tag keine Nahrung mehr zu uns genommen und mein Magen meldet sich langsam zu Wort. Durst müssen wir keinen leiden -danke auch-, denn unaufhörlich, rinnen Wasserströme die Blätter herab und alles, was man zu tun hat, ist, seinen Mund zu öffnen, damit es einem hineinläuft.

Ich beschließe, die Gegend abzusuchen, so nah vor dem Ziel, kann ich nicht einfach untätig bleiben. Eine halbe Stunde benötige ich, um jeden Stein im näheren Umkreis umzudrehen, dann finde ich, wonach wir suchen. Es ist halb im Schlamm verborgen, rostig und verbeult, die weiße Farbe blättert herab und das kleine Sichtfenster an der oberen Seite hat einen Sprung. Eine

Weile stehe ich einfach da, der Regen läuft an mir herunter, tropft mir von der Nase, ich spüre nichts mehr. Endlich mache ich einen Schritt auf die Kapsel zu und fahre mit meiner Hand über jene Stelle, an der Schriftzeichen unter dem Schmutz vieler Jahre, einer Kruste aus Schlamm und Verwesung, hindurchschimmern. Der Schlamm gibt nach, der Regen spült die Reste hinfort und ich lese *Arlin*.

Kapsel

„Das ist eine Rettungskapsel", sagt Satya. „Nur eine Rettungskapsel."

„Ja, es ist eine Rettungskapsel, von der Arlin. Danach haben wir ja schließlich gesucht", antworte ich.

„Aber doch nicht nur nach einer Rettungskapsel. Die Arlin war laut Zentralwissen eines der interstellaren Schiffe, mit denen unsere Ahnen in dieses System gekommen sind. Du hast gesagt, sie wäre über 600 Meter lang gewesen, fast zweittausend Mann Besatzung, ein Kriegsschiff, wie es heute keine mehr gibt. Und alles,

was wir finden, ist ein rostiger Blecheimer im Sumpf."

George kratzt an der Außenhülle und klopft dagegen, dann legt er sein Ohr an das Sichtfenster und horcht.

„Es ist nur eine Kapsel, aber niemand hat erwartet, dass wir das ganze Schiff hier finden. Die Kapsel zeigt zumindest, es ist Besatzung von der Arlin auf Baldain gelandet."

„Zwei, maximal drei Personen passen in eine solche Kapsel und wenn ich richtig gerechnet habe, muss sie schon fast 400 Jahre hier im Schlamm stecken. Hier ist keine Siedlung. Es gibt keine Siedlung von Menschen in diesen Sümpfen. Wir waren verrückt, hierherzukommen."

Sie wendet sich ab und geht davon. George sieht mich vorwurfsvoll an, als hätte ich das Falsche getan oder gesagt, dabei war es doch ich, die versucht hat, Optimismus an den Tag zu legen, wo keiner ist.

Satya hat recht. Was immer wir erwartet haben, es ist hier nicht zu finden. Warum Schort den Datenwürfel wie einen heiligen Gral verwahrt hat, was es mit seinem Freund auf sich hat, der im Dschungel ver-

schwunden ist, ich weiß es nicht. Es ist mir ebenso ein Rätsel wie meine verschwundenen Erinnerungen. Der Junge folgt Satya, um sie zu trösten, ich aber setze mich auf die Kapsel und frage mich, was Iwahla sagen würde. Sie hat mir immer Mut gemacht, es gäbe freie Kolonien. Jetzt weiß ich, dass alles nur Märchen waren, die alleine einen Zweck verfolgten: Jenen, die keine Chance auf ein besseres Leben haben, Kraft zu geben. Bitter ist es, wenn am Ende all dieser Hoffnungen nichts anderes wartet als der Untergang.

Wäre es besser gewesen, auf Solum dahinzuvegetieren, ein besseres Haustier zu sein und darauf zu warten, bis der Centon-Mann einen holt? Nein, gewiss nicht!

Die nächsten zwei Tage nutzen wir, um ein provisorisches Baumhaus zu errichten. Der Regen ist schwächer geworden, reduziert sich mitunter auf ein leichtes Nieseln. Eine Astgabel, auf die wir Stöcke legen und mit Schlingpflanzen verknoten, ist das Fundament unseres neuen Hauses. Wir sind fast die ganze Zeit nass, Satya fiebert ein wenig und auch George sieht nicht besonders gesund aus. Dennoch ist er der Einzi-

ge, der nicht über alle Maßen enttäuscht scheint. Er verbringt die meiste Zeit mit Satya und erzählt ihr von seinem Leben, seiner ersten Jagd, seiner Mutter, die immer eine Weisheit parat hatte und in diesem Punkt an Iwahla erinnert, die Lichtjahre von hier entfernt lebt. Oder aber bereits tot ist.

Ich erweitere die Kreise, in denen ich die Umgebung absuche, finde aber nichts und gar nichts. Die Sümpfe sind schwer zu erkunden, jeder Marsch ist schwierig und aufgrund des wenigen Essens, das George findet, sind wir alle sehr schwach. Ein paar rattenähnliche Nager haben wir in den letzten zwei Tagen erbeutet, ich und Satya aber sind noch nicht so weit, das Fleisch roh zu essen, und ein Feuer zu entzünden, ist weder ratsam noch möglich. Der Wald ist feucht, jeder Zentimeter durchnässt, quellend und modernd. Es riecht nach feuchter Rinde und Moos. Ein guter Geruch, das Beste, was es im Moment hier gibt.

Die Kapsel widersetzt sich hartnäckig jedem Versuch, sie zu öffnen. Ich bin erstaunt darüber, dass sie nach so vielen Jahrhunderten noch hält. Kein Stein kann

sie zerbrechen und die Pistole will ich nicht einsetzen, um auf die Sichtscheibe zu feuern.

Das Schwierigste für mich ist die Hoffnungslosigkeit in Satyas Blick. Sie sieht mich an und sieht doch durch mich hindurch. Es ist, als wäre ich nicht da. Ich aber wage es nicht, sie anzusprechen oder aufmunternde Worte an sie zu richten. Sie würde wahrscheinlich nur den Kopf senken und nicht zuhören, sich in sich selbst zurückziehen, schweigen oder einen stillen Fluch aussprechen.

In der wievielten Woche ist sie? Wird das Kind in dieser Wildnis geboren werden? Was für ein Leben soll das sein?

Wir werden nicht hier bleiben können. Es ist weder der richtige Ort, um ein Kind zu gebären, noch um zu leben. Alles, was wir an diesem Platz finden werden, ist ein langsamer Tod.

Eine Rückkehr aber ist ebenso aussichtslos. Wir müssten ohne Vorräte zu den Gasfeldern marschieren und von dort in die Stadt, unzählige Tagesreisen entfernt. Dort würden sie uns spätestens fangen und vor ein Schnellgericht stellen.

Manchmal denke ich an die Pistole, sie enthält noch genügend Munition, um all dem ein Ende zu machen. Der Gedanke ist schrecklich, aber ich kann nicht anders, als ihn immer wieder abzuwägen.

Sieben Tage verbringen wir in der Nähe der Kapsel, sieben Tage schweigt Satya, wenn sie mich sieht. Dann aber – George sucht gerade nach Früchten – sagt sie ein einzelnes Wort. „Danke."

„Wofür danke?"

„Dass du es versucht hast."

„Versucht und ins Nichts geführt."

Sie nickt. „Ich weiß. Und wenn es so ist, dass wir in diesem Nichts sterben, dann bin ich froh, dass du da bist und wir uns voneinander verabschieden können. Ich finde, es ist am schlimmsten, wenn man einfach geht und nicht mehr mit denen sprechen kann, die einem im Herzen wohnen. Verstehst du, was ich meine?"

Ich weiß nicht, ob ich verstehe. Die Pistole drückt gegen meine Rippen. Ich bin glücklich, hier zu sein und gleichzeitig so verzweifelt, dass meine Augen sich mit Tränen füllen. Es ist lange her, dass ich geweint habe.

„Ja, ich glaube, ich verstehe", antworte ich dennoch. „Ich bin auch froh, dass du da bist. Als ich hierherkam, dachte ich, ich wäre auf alle Zeiten alleine, aber du bist schon immer bei mir gewesen und das tröstet mich. Ich weiß nicht, ob ich es verstehe, aber es ist gut, das zu wissen."

Wir sitzen eine Weile. Satya sagt, es sei ein gutes Leben gewesen, weil es sich eben jetzt gut anfühle und alle Irrtümer und jeder Kummer seien damit ausgelöscht. Dann lächelt sie schmerzvoll. Ich weiß nicht, was ich noch sagen soll, also sehe ich sie einfach nur an und festige das Band zwischen uns.

Ein Geräusch lässt uns aufhorchen. Ich denke, es ist George, der von seiner Suche zurückkehrt, ein paar harte Nüsse und geschmacklose Pilze bei sich tragend, wie sie in den Sümpfen wachsen, dann aber sehe ich sie durch den Vorhang aus Regen auf uns zukommen. Drei Männer in weißen Anzügen, breite Gürtel an den Hüften, an denen Pistolen oder Paralysatoren befestigt sind.

Ich hole augenblicklich die Waffe hervor und ziele auf sie.

„Stehen bleiben!", gebiete ich ihnen. Sie gehorchen, heben die Arme und verharren.

Einer geht einen kleinen Schritt weiter und sieht uns an. „Es wäre angemessen, die Waffe wegzustecken. Ich denke, ihr habt zu lange nach uns gesucht, um jetzt zu schießen. Und wenn wir euch Böses wollten, würden wir wohl kaum so zu euch kommen."

„Wer seid ihr?"

Satya ist neben mich getreten, so dicht, dass ich ihren Atem höre.

„Wir sind die, die ihr sucht."

Ein Symbol prangt in Brusthöhe. Ich kenne es. Es ist das Zeichen der Arlin, Schiff der Betaklasse, Flaggschiff der dritten Flotte, letzte Hoffnung der Menschen.

Sie bringen uns mit einem Bodengleiter durch den Wald. Die Reise dauert nicht länger als ein paar Stunden. Kurz vor unserer Ankunft beginnt Clint, ihr Anführer, damit, uns alles zu erklären.

„Wir beobachten jeden Neuankömmling, bevor wir entscheiden, ob wir ihn aufnehmen. Es dient unserer Sicherheit."

„Ihr wart die ganze Zeit da?"

Er nickt und lächelt, als wolle er sich entschuldigen.

„Unsere Vorfahren sind vor fast 400 Jahren auf diesen Planeten gekommen. Es gibt ein altes Felsensystem auf Baldain, weitläufige Höhlen und Hallen, alle miteinander verbunden sind. Das Herz des Ganzen ist eine unterirdische Zitadelle, hunderte von Metern hoch. Dort leben wir."

Wir nähern uns einer steilen Felswand. Wie der Leib eines Riesen erhebt sich der Berg aus dem Dschungel. Die Wand aber, auf welche wir zu rasen, so sagt uns Clint, sei nicht mehr als Projektion. George schlägt kurz vor dem vermeintlichen Aufprall die Arme über dem Kopf zusammen und schreit spitz, weil er nicht verstehen kann, wie es möglich ist, durch Fels zu fahren. Dann aber sind wir im Inneren des Berges und die Lichter der unterirdischen Stadt erhellen unseren Weg, schimmernd und Trost spendend wie die Sterne selbst.

Sie hatte recht, denke ich, Iwahla hatte recht mit jedem Wort. Wir waren es wert, gerettet zu werden.

„Ich danke dir für deine Träume", flüstere ich den Lichtern zu und reiche denen, die

ich liebe, die mein Leben sind, die Hände, um sie nie wieder zu verlieren.

Ende Teil 1

Johann Wolfgang von Goethe (1749–1832)
(Ölgemälde von Joseph Karl Stieler, 1828)

DAS GEISTIGE BAND (GOETHE)

Einstein 118

Artikel

Gerd Maximovič

Verwendete Literatur:

– Hartmann, Eduard von: Philosopie des Unbewußten. Zweiter Teil. Zwölfte Auflage. Alfred Kröner Verlag, Leipzig 1923. Reprint durch Verlag Petra Wald, 61184 Karben, 1999.

– Hegel, Georg Wilhelm Friedrich: Enzyklopädie der philosophischen Wissenschaften II. Werke 9. Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft 609, Frankfurt am Main 1970. Zitiert als „Naturphilosophie“.

– Newton, Isaac: Mathematische Grundlagen der Naturphilosophie. Felix Meiner Verlag, Hamburg 1988.
– Novalis: Das philosophisch-theoretische Werk, Band 2. Carl Hanser Verlag, München Wien 1978. Zitiert als „Novalis 2“.

Eduard von Hartmann (1842 – 1906) war ein deutscher Philosoph, der eine pessimistische Weltauffassung, zugleich aber einen optimistischen Evolutionsglauben vertrat; er lehnte das Christentum ab. Befassen wir uns mit der wissenschaftlichen Methode. Seiner Auffassung nach muß man langweilige Bücher lesen:

> „Was muß man nicht für langweilige Bücher lesen, nur um sich gewissenhaft zu überzeugen, daß nichts Brauchbares darin steht, und andere wieder, um aus einem Haufen Sand ein Körnchen Gold herauszusuchen?“ (Hartmann, S. 342)

So war und ist es aber offenbar leider. Indes, was ist das für eine bizarre (nachrichtentechnische) Welt, in der wir leben? Be-

stimmte Leute (wie Albert Einstein) werden (in der Presse, im Fernsehen) gigantisch hochgehoben, andere, viel bedeutendere, kommen in den öffentlichen Verlautbarungen gar nicht vor. Das liegt einerseits an der begrenzten Denkweise auch jener Leute, die doch eigentlich die Wahrheit vermitteln sollten. Andererseits ist es überaus bequem, sich auf ein Schein-Idol (wie Einstein) zu berufen. Zudem wird diese Auffassung („Einstein war der größte!“) per Propaganda als unumstößliche Wahrheit in unseren Köpfen verankert. Wer will oder kann sich dem denn überhaupt noch entziehen?

Wer – im Gegensatz zu Einstein – kommt in der öffentlichen Meinungsbildung überhaupt nicht vor? Nun, eine der bedeutendsten Persönlichkeiten, die die Geschichte je hervorgebracht hat. Sie lautet auf den Namen Emile Coué. Die wenigsten dürften diesen Namen schon einmal gehört haben. Und was ist an Emile Coué so wichtig, so bedeutend? Der französische Apotheker lehrt uns, wie wir Krankheiten überwinden oder von vornherein vermeiden können. Zu diesem Zweck ist es sinn-

voll, das eigene, persönliche Unterbewußtsein anzusprechen. Und das, was Emile Coué, einer der bedeutendsten Menschen, die je lebten, vorschlägt, wird zumindest in 70 % aller Fälle gelingen. Es ist sehr bedauerlich, daß wir in Presse und Fernsehen davon leider nicht ein einziges Wort finden.

Ja, allerdings, hierin kann man Eduard von Hartmann bis zu einem gewissen Grade zustimmen: Bücher lesen, Bücher lesen, selbst von „berühmten“ Leuten. Doch was heißt schon Berühmtheit? Ist es nicht vielmehr die Propaganda-Maschine, welche uns etwa zu einem gewissen Friedrich Nietzsche hintreibt, der – törichterweise (aus moralischen Gründen) – behauptet, daß Gott tot sei. Dabei ist Gott doch mehr als nur lebendig, und in uns drinnen. Man versuche aus eigenem gesundheitlichem Interesse das, was Emile Coué vorschlägt. Und man wird schnell begreifen, Gott ist nicht tot, sondern überaus lebendig. Da suchen sie Gott unter den Sternen, dabei ist „er“ überall, mithin unvermeidlich auch in uns drinnen.

Soweit zur Methode und zum überaus schäbigen Ergebnis in öffentlicher Vermittlung.

Hegel, der große Philosoph, erklärt, Philosophie muß mit der Naturerfahrung übereinstimmen. Philosophie muß demnach mit der Praxis übereinstimmen. Wenn also die feststellbaren Fakten zählen, dann ist unter anderem Physik die Voraussetzung der Philosophie. In diesem Falle ermittelt man physikalische Erkenntnis, und dann beginnt man zu denken:

> „Nicht nur muß die Philosophie mit der Naturerfahrung übereinstimmend sein, sondern die Entstehung und Bildung der philosophischen Wissenschaft hat die empirirsche Physik zur Voraussetzung und Bedingung.“ (Hegel: Naturphilosophie, S. 15)

Richtig daran ist jedenfalls, daß die Philosophie nicht von der Wirklichkeit „abgehoben“ sein darf. Sondern sie muß sich selbstverständlich in die Wirklichkeit einfügen und sich nach ihr ausrichten. Indes aber, wir verhandeln hier Fragen, bei denen

eben die von Hegel beschworene reale empirische (also wirklichkeitsbezügliche) Grundlage scheitert. Wir sprechen nämlich wesentlich auch vom Sein, und seinem Vorhandensein, mithin von seiner Entstehung, was andeutet, daß es irgendwann vielleicht nicht vorhanden wäre. Dabei ist es doch vorhanden, und muß immer vorhanden sein, oder jedenfalls „etwas“ muß immer vorhanden sein. Wir sehen, sich – mit Hegel – nur auf die seinsmäßige Grundlage zu stützen, reicht alleine nicht aus, jedenfalls dann nicht, wenn man bloß von der reinen, nackten Materie ausgeht.

Kurzum, „etwas“ ist, und begründet alles. Diese höhere Kraft oder Sphäre wird gerne Gott genannt, aus welcher auch alles Sein fließt. Stellt man aber philosophische Fragen (nach Herkunft und Wesen des Ganzen), dann wäre es albern, sich auf die vordergründige (empirische) Materie zu beziehen, und das hintergründige, alles begründende Sein (Gott genannt) außer Acht zu lassen.

Nun ist, nach Hegel, die Physik tatsächlich entsprechend begrenzt zu betrachten. Man beachte bitte, daß auch der Philosoph

Hegel von der Vorstellung ausgeht, daß wir sehr beschränkt wären, würden wir uns in umfassender Erörterung auf die Physik oder Gegenständlichkeit beschränken. Nehmen wir das Beispiel einer Blume:

> „Haben wir z. B. eine Blume, so bemerkt der Verstand ihre einzelnen Qualitäten; die Chemie zerreißt und analysiert sie. Wir unterscheiden so Farbe, Gestalt der Blätter, Zitronensäure, ätherisches Öl, Kohlenstoff, Wasserstoff usw.; nun sagen wir, die Blume besteht aus allen diesen Teilen.
>
> Encheiresin naturae nennt's die Chemie,
>
> Spottet ihrer selbst und weiß nicht wie.
>
> Hat die Teile in ihrer Hand,
>
> Fehlt leider nur das geistige Band,
>
> wie Goethe sagt [Faust, 1. Teil]."
>
> (Hegel: Naturphilosophie, S. 21)

Wir entnehmen: es fehlt das geistige Band, welches das, was immer an Materie vorliegen möge, vereinigt (oder mit Leben er-

füllt). In diesem Zusammenhang Hegel weiter:

> „… Goethe… so fühlt er das Leben und den allgemeinen Zusammenhang in derselben [Natur]: er ahnt das Universum als ein organisches Ganzes…“ (Hegel: Naturphilosophie, S. 21)

Nach Hegel sind Zahlen für die philosophische Erklärung völlig unzureichend. Philosophische Erklärung, das sind Gedanken, absurd ist oder wäre es, selbige durch Zahlen zu ersetzen:

> „Es würde ferner eine überflüssige und undankbare Mühe sein, für den Ausdruck der Gedanken ein solches widerspenstiges und inadäquates Medium, als Raumfiguren und Zahlen sind, gebrauchen zu wollen und dieselben gewaltsam zu diese Behufe zu behandeln.“ (Hegel: Naturphilosophie, S. 53)

Ich erinnere in diesem Zusammenhang an eine billige, gemeine, indes geläufige Täuschung oder auch Maßnahme, Eindruck zu

schinden. Im Fernsehen wird einmal mehr eine „gigantische“ Theorie vorgetragen. Es gibt beispielsweise nicht bloß ein alles Umfassendes, mithin ein Universum, sondern es gibt gleich drei, vier, nein, ein Dutzend, nein unendlich viele gesamtumfassende Dinge, sprich: Universen.

Wie aber macht man das (im Fernsehen), den armen Zuschauer, die arme Zuschauerin jählings und heimtückisch mit Worten – bar jedes Gedankens und jeder Erkenntnis – zu überrennen? Ganz einfach, nachdem man eine Theorie der unendlichen Unendlichkeiten aufgestellt hat, sehen wir sogleich im nächsten Augenblicke zweifellos einen „Experten“ gigantische Formeln auf eine Tafel kritzeln, der damit angeblich beweist, was immer ihm, dem „Experten“, so vorschwebt.

Man darf aber sicher sein, daß sich unter seinen herbeigezauberten Formeln imaginäre Größen wie die Zahl i befinden (also die nicht ziehbare Wurzel aus – 1). Womit der „Experte“ also beweisen kann, was immer er will oder was ihm jeweils vorschwebt. Man sollte also diese „Zahlen“ nicht „gewaltsam zu diesem Behufe“ (also

zu diesem philosophischen Zwecke, zur philosophischen Erklärung) herbeiziehen oder vielmehr herbeizwingen.

Zahlen sind demnach, auch mit Hegel, kein Beweis für irgend etwas. Sondern sie beweisen nur schlaues, schnelles, auf den ersten Blick bloß möglichst schwer durchschaubares geheimnisvolles Gekritzel. Zur Abschreckung und Einschüchterung des ehrfürchtigen Publikums sollte das vorerst genügen.

Nach Hegel gilt weiter, es ist ungeschickt, die Mathematik mit ihrer Größe Unendlich oder mit ihren Potenzen als Erklärungsmodelle für die Philosophie zu nehmen. Umgekehrt stellt es sich, die Philosophie gibt die Bedeutung dieser Werte an, nicht umgekehrt!

Wie wir also sahen, Zahlen und ihre zugehörigen Elemente (wie unendlich, die Wurzel aus minus 1 und dergleichen), sie täuschen, sie blenden. Und sind berechnet, ein dieser Sachen unkundiges Publikum zu täuschen und vorzuführen. Wir gewärtigen gigantische Formel-Lafetten, mit denen ein sogenannter „Experte“ seine Schein-

Gelehrsamkeit, an die Tafel kritzelnd, vorführtt.

> „Andere mathematische Bestimmungen, wie das Unendliche, Verhältnisse desselben, das Unendlichkleine, Faktoren, Potenzen usf., haben ihre wahrhaften Begriffe in der Philosophie selbst; es ist ungeschickt, sie für diese aus der Mathematik hernehmen und entlehnen zu wollen, wo sie begrifflos, ja so oft sinnlos aufgenommen werden und ihre Berichtigung und Bedeutung vielmehr von der Philosophie zu erwarten haben. Es ist nur die Trägheit, die, um sich das Denken und die Begriffsbestimmung zu ersparen, ihre Zuflucht zu Formeln, die nicht einmal ein unmittelbarer Gedankenausdruck sind, und zu deren schon fertigen Schemata nimmt.“ (Hegel: Naturphilosophie, S. 54)

Wir entnehmen, es handelt sich um unverständliche, mathematisch hochgeblasene Kritzeleien an der Tafel, „um sich das Denken und die Begriffsbestimmung zu ersparen“. Erklärt sich die Welt aus Zahlen?

Wohl kaum! Zahlen sind also nützlich, die Welt zu bewältigen. Es ist aber absurd, die Vorstellungen und Gedanken in unserem Kopfe ausgerechnet durch Formeln und Zahlen zu ersetzen.

Wieviel Gramm wiegt Gott? Nur ein leerer, den Rechenschieber bedienender „Experte“ wird diese Frage stellen.

Des weiteren in unserem Zusammenhang, Hegel ist dagegen, daß ein „großer Name“ recht haben muß oder daß ein nachgelieferter „mathematischer Beweis“ die Richtigkeit beweise:

> „Man muß sich also keineswegs, weder durch die Autorität des Namens Newtons noch auch durch das Gerüst eines mathematischen Beweises, das vorzüglich in neuerer Zeit um seine Lehre gebaut worden ist, imponieren lassen. Man sagt nämlich, Newton sei ein großer Mathematiker gewesen, als ob dadurch schon seine Theorie der Farben gerechtfertigt sei.“ (Hegel: Naturphilosophie, S. 255)

Auch hier haben wir eine interessante Parallele zu Einstein. Einstein hat seine Theorien zunächst weitgehend ohne Mathematik aufgestellt. Die mathematische Grundlage, einschließlich ihrer Absurditäten (wie der Wurzel aus – 1) wurde später von Minkowski zugeliefert. Doch auch hier, von jeglicher Kritik an Newton einmal abgesehen, gewärtigen wir die leidige pompöse Überhöhung eines „großen Namens“ (Einsteins), verbunden mit der Mathematik, welche allenfalls als Hilfswissenschaft dienen könne. Denn die Frage stellt sich doch immer: WAS ist es denn, was die Mathematik berechnet? Ihre Formeln und Zahlen gehen über die Inhaltsbestimmung geschmeidig hinweg.

Noch ein Wort zu dem also wegen seiner Farbenlehre gescholtenen Wissenschaftler. Isaac Newton (1642 – 1727) vertritt die Auffassung, die Natur ist einfach, sie bietet nichts Überflüssiges:

> „Die Philosophen sagen ja: die Natur tut nichts überflüssigerweise… Die Natur ist nämlich einfach und treibt keinen Luxus mit überschüssigen Ursachen der Dinge.“ (Newton, S. 169)

Diese zitierte Auffassung ist zweifellos richtig. Die Natur ist immer zielstrebig und einfach. Sie nimmt aber auch gigantischen Überschuß in Kauf, gilt es, das Leben zu erhalten oder zu verbreiten.

Nach Friedich von Hardenberg (Novalis) gilt: Das Unendliche ist das Ideale:

> „Das Unendliche ist in der Mathem[atik] das Ideale. Eine unendliche Größe in der Mathematik ist eine solche Größe, die weder vermehrt noch vermindert werden kann – eine absolute – unveränderliche – mithin imaginaire Größe.“ (Novalis 2, S. 449)

„Imaginär“, das heißt, nicht in Wirklichkeit, sondern nur in der Vorstellung (oder vielmehr: nur in der Einbildung) vorhanden. Wie ist das mit dem Universum? Ist es unendlich, unendlich groß, ohne Schranken und Grenzen? Das bildet man sich vielleicht ein (ohne wirklich nachzudenken). Tatsächlich ist der Weltraum riesig, indes er ist nachweislich auch gekrümmt, kehrt – bei aller Größe – wie der durch Verdrehung um

eine Dimension verminderte Möbius-Streifen in sich selbst zurück.

Wir sehen hier einmal mehr, wie die Zahlenspielereien (etwa auch in Bezug auf das Unendliche) an der Realität scheitern. Doch die „Experten“, welche diese oder jene Theorie vertreten, gar, wie das Universum absurderweise aus dem Nichts explodierte, sie führen dann flugs eine Größe namens „i“ in ihre Gleichungen ein, welche sinnigerweise die Abkürzung von „imaginär“ ist, und uns mithin darlegt, hier handelt es sich nicht um Tatsachen, sondern vielmehr im besten Falle um bloße Einbildung, im schlimmsten Falle um reinen Schwindel. Auf diese Weise (so etwa „i“ einzuführen) kann man buchstäblich alles „beweisen“.

Novalis weiter, das Höchste und Reinste ist das Verständlichste. Und das einfachste ist das Größte.

> „Das höchste und reinste ist das Gemeinste, das Verständlichste. Daher ist die Elementargeometrie höher, als die höhere Geometrie. Je schwieriger und verwickelter eine Wissenschaft wird,

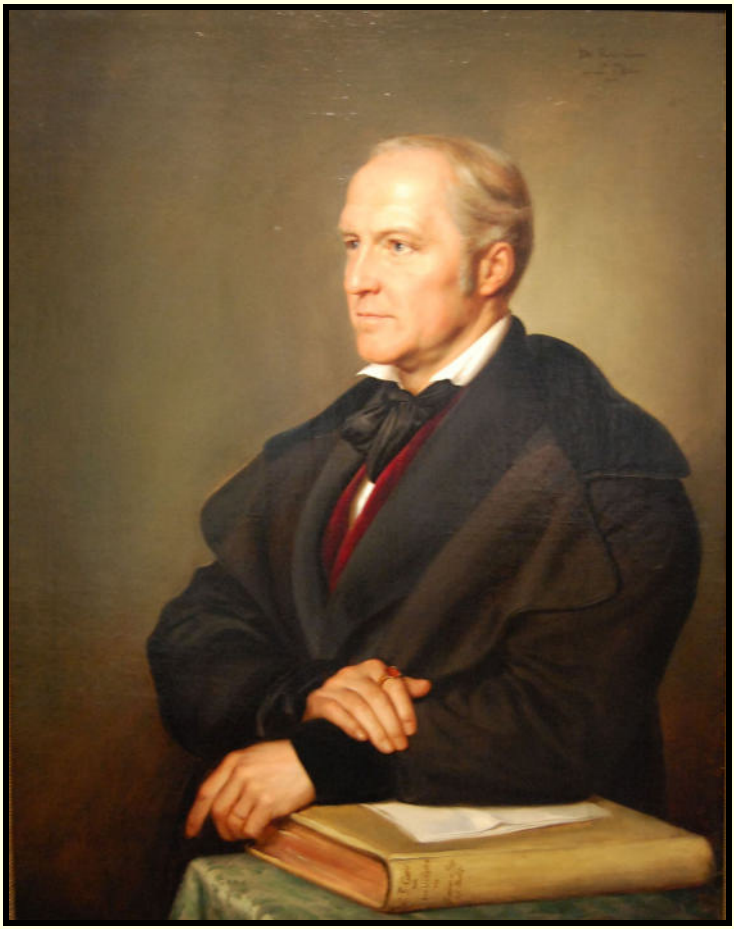
desto abgeleiteter, unreiner, und vermischter ist sie.“ (Novalis 2, S. 458)

Dies ist eine sehr schöne Erkenntnis, denn das einfachste ist tatsächlich das Größte. Man betrachte nun die Einsteinsche Theorie und ihre dem Laien unverständliche mathematische Formulierungen unter diesem Gesichtspunkt. Selbiges ist vom Einfachen und Verständlichen weit entfernt, wir entnehmen daraus aber insbesondere auch die mathematische Blendung, mit welcher heute die über allen Wolken schwebenden Wissenschaftler am liebsten arbeiten.

Dies ist unberührt von der Stelle, wo Einstein sich einfach und klar ausdrückt, nämlich in der bekannten Formel E = mc2. Eine Formel, die, obwohl Einstein mit der Konstruktion der Atombombe konkret nichts zu tun hatte, in einfachster Weise eine tiefe Wahrheit zum Vorschein bringt. Wir sehen aber gerade an dieser Formel die Bestätigung auch des Novalis-Zitats: alle großen Dinge sind einfach.

Und: je einfacher, desto größer. Woraus unmittelbar folgt, Gott ist am größten. Also ist er – dieser zwingenden Überlegung

Friedrich von Hardenbergs folgend – am einfachsten. Wie das? Nun, wir können „ihn“ sogar aufspüren. Denn „er“ ist überall, demnach ist er – seelisch – unter anderem auch in uns.



Carl Gustav Carus (1789–1869)
(Gemälde von Julius Hübner, 1844)

DER MOND (CARUS 10) Artikel

Gerd Maximovič

Zitiert wird: Carl Gustav Carus (1789 – 1869): Über Lebensmagnetismus und über die magischen Wirkungen überhaupt. Edition Argo. Dingfelder Verlag, 8138 Andechs. Unveränderter Nachdruck der Ausgabe von Benno Schwabe & Co. (Basel 1925). Erstveröffentlichung dieses Buches: 1857.

Alles zieht alles (per Schwerkraft) an; alleine das zeigt ja schon die Verbindung von allem mit allem. Denn insofern „erkennt“ bereits jedes Partikel jedes andere Partikel.

Was diese „Abhängigkeiten“ oder Verbindungen betrifft: ist der Mond verantwortlich für unsere Gesundheit?

> „Handelt es sich z. B. um den Einfluß der Mondesphasen auf organische Umbildung, Schwinden von Auswüchsen oder Drüsenschwellungen, so begreift man jetzt … die Einwirkung jenes Weltkörpers an und für sich, wie er gleich der Atmosphäre und dem Ozean auch Nerven unseres Körpers in gewisser entfernter Weise bewegt…“ (Carus, S. 117)

Der Einfluß des Mondes auf unsere Ozeane (Ebbe und Flut erzeugend) ist unbestritten. Darüber hinaus stellte sich womöglich die Frage, ob unsere Einbildung (unser Unterbewußtsein) hier auch eine Rolle spielt. Carus bringt an dieser Stelle ein interessantes, einfaches, doch sehr wichtiges Beispiel, an dem wir die Wirkweise des Unterbewußten sehr wohl ablesen können:

> „Eine Einbildung in jenem wahren Sinne ist es z. B. schon, wenn die bloße

> Vorstellung von einer saftigen durchgeschnittenen Zitrone auf unsere Speichelgänge dergestalt und ganz unbewußterweise Einfluß übt, daß uns der Mund voll Flüssigkeit läuft…“ (Carus, S. 118)

Man sagt dazu ja auch: „Mir läuft schon das Wasser im Munde zusammen.“ Und zwar bloß bei einer Vorstellung. Alleine die Vorstellung (etwa einer Zitrone) bewirkt bereits diese körperliche Veränderung (Wasser im Munde). Auch daran sollte man gesundheitsmäßig unbedingt denken. Denn über die Vorstellung im positiven Denken ist gesundheitshalber noch viel, viel mehr möglich! Die Vorstellung der Zitrone und ihrem Hervorbringen von „Wasser in unserem Munde“, die jede und jeder kennt, sollte uns daran deutlich erinnern und nachhaltig gemahnen.

Ein Phänomen, worin die Gestirne unstrittig auf die Erde wirken, ist der Mond. Er verursacht, genau berechenbar, Ebbe und Flut:

„Es wäre demnach vorzüglich der Einfluß des Mondes, als des uns nächsten Weltkörpers, von welchem hier die Rede sein könnte, und wo zunächst etwas augenfällig sich bestätigt, worauf bereits in der alten Astrologie ein entschiedenes Gewicht gelegt wurde. Bekanntlich nämlich waren es schon die Aspekte oder Konjunkturen, Gegenscheine und Gedritt- oder Geviertscheine der Gestirne, d. h. die Stellung derselben nach scheinbarer Nähe oder Ferne untereinander, und zur Erde und zur Sonne, wonach man deren Einwirkung hauptsächlich zu bestimmen suchte, und beim Monde ist es nun, wo gerade die Opposition (der Gegenschein) zur Sonne (Vollmond), sowie die Konjunktur mit derselben (Neumond) und endlich der Geviertschein (erstes und letztes Viertel) ganz auffallende, selbst genau physikalisch zu bestimmende Einwirkungen auf das Erdleben, namentlich in den Zuständen von Ebbe und Flut des Meeres wirklich hervorbringen.“ (Carus, S. 123)

Der Mond wirkt also unstrittig, demnach sogar exakt meßbar, auf das Wasser ein (Ebbe und Flut). Sollte es da nicht auch möglich sein, daß die Gestirne, insbesondere aber unser Mond auch auf unseren Körper im positiven wie im negativen Sinne einwirken?

> „Insoweit kann denn also auch die klar schauende Wissenschaft der Lehre von Einwirkungen der Aspekte des Mondes folgen, und was die Krankheiten betrifft, so haben schon seit längerer Zeit die Beobachtungen Balfours nachgewiesen, daß dieselben ebenfalls unter dem Himmel der Tropengegenden noch entschiedener dadurch bestimmt werden als unter dem unsrigen; inwiefern dagegen eine andere, in den Lehren von der Sympathie eine große Rolle behauptende Annahme sich rechtfertigen lasse, daß nämlich auf Vorgänge des Lebens das Abnehmen des Mondlichts im letzten Viertel eine andere und mehr retardierende [verzögernde] Einwirkung habe als das die Vegetation befördernde Zunehmen desselben im ersten, darüber

fehlt es zwar auch nicht an manchen Tatsachen (wie denn namentlich Schwellung der Schilddrüse, Kropf, nicht selten ein deutliches Zunehmen gegen den Vollmond und Schwinden gegen das letzte Viertel bemerken läßt), doch wird es für immer schwer sein, der exakten Wissenschaft vollkommen entscheidende Tatsachen nachzuweisen, während die Überzeugung davon allerdings tief im Volk wurzelt, und kein Gärtner sich davon abbringen lassen wird, daß er, wenn Pflanzen versetzt werden sollen, um gefüllte Blumen zu erzeugen, dazu nicht das letzte, sondern das erste Mondviertel wählen muß, gleichwie der Haarkräusler niemand raten wird, das Haar verschneiden zu lassen, außer bei zunehmendem Monde.“ (Carus, S. 124 f)

Hierzu findet sich eine Fußnote, Bandwürmer betreffend:

„Übrigens haben noch neuerlich Erfahrungen sehr wissenschaftlicher Ärzte es dargetan, daß bei Bandwurmkuren weit

eher auf das vollkommene Abgehen des Wurms gerechnet werden könne, wenn sie im abnehmenden Monde vorgenommen würden, als zu andern Zeiten.“ (Carus, S. 125, Fußnote)

Der abnehmende Mond soll Warzen zum Verschwinden bringen und allerlei weitere Wundertaten vollbringen können:

„Was nun weiter die eigentlichen sympathetischen [geheimniskräftigen] Kuren betrifft, welche auf den Mondwechsel Bezug nehmen, so sind sie mehr oder weniger alle darauf gerichtet, den Kranken von seinem Übel, oder auch den sonst Gesunden von einer kleinen Mißbildung, einem Auswuchse, einer Warze etwa, dadurch zu befreien, daß man das, was der Organismus loswerden soll, auf eine geheimnisvolle Weise mit dem abnehmenden Mond in Beziehung bringt und somit es selbst in eben dem Maße zu beseitigen hofft, wie das Licht des Mondes allmählich schwindet.

> Das gewöhnliche Verfahren ist, daß man irgendeinen, selbst der Verwesung unterworfenen Körper, ein Stück Fleisch, ein Stück Apfel oder Zwiebel, einen Holzspan oder sonst etwas, benutzt, mit diesen Körpern den Auswuchs im Lichte des abnehmenden Mondes bestreicht, oder den Span ebenso mit etwas Blut aus den kranken Gebilden tränkt, und sie nun durch Vergraben oder ins-Wasser-Werfen der Verwesung übergibt. Dabei wird dann noch empfohlen, dergleichen nur allein und ohne zu sprechen vorzunehmen, und oft werden wohl sonst noch abergläubische Zeremonien beigefügt.“ (Carus, S. 125 f)

Carus, medizinisch tätig, hat selbst solche „Zeremonien“ angeregt, indes aber offenbar mit dem klugen Hintergedanken, daß das Unterbewußtsein, die entscheidende Stelle, selbst auf törichten Glauben und Humbug abhebt, sofern wir (der Patient also) dies für möglich halten oder daran glauben. Carus:

„Oftmals habe ich, halb im Scherz, solche Kuren, namentlich gegen hartnäckige Warzen der Hände, selbst angeraten und diese Auswüchse, nachdem sie Ätzmittel und dergleichen lange widerstanden hatten, allerdings kurz darauf allmählich schwinden und sich gänzlich verlieren gesehen; aber gleich hier ist dann ein Fall, wo es vielleicht für immer unmöglich bleiben wird zu entscheiden, ob diese Einwirkung in Wahrheit durch Einfluß des Mondwechsels allein bestimmt war, oder ob dabei nicht unbewußterweise im eigenen tiefen Bildungsleben mittels der Spannung der Phantasie selbst eine Umstimmung eingetreten war, welche es bedingte, daß weiterhin jene parasitischen Gebilde der Haut keine Nahrung mehr erhielten oder also abstarben und vergingen.“ (Carus, S. 126)

Carus schreibt hier von einer „Umstimmung“, welche möglicherweise mittels „Phantasie“ eingetreten ist. Ich kann Leserin und Leser nur dringendst anraten, per Vorstellungskraft („Phantasie“) die gesund-

heitlichen Sprüche von Emile Coué anzuwenden, dann werden Leserin und Leser, sofern erforderlich, so manche gesundheitliche „Umstimmung“ gewärtigen. Nicht der Arzt (auch nicht Carus) heilt, sondern Gott heilt, und zwar im Inneren.

Carus erwägt auch völlig stimmig den ungeheuren Einfluß, den eine schwangere Frau auf das in ihr werdende Kind ausübt. Von entsprechendem Einfluß (einer Person auf sich selber) ist beim Verhandeln des Unterbewußten stets die Rede (also Mutter und Kind und Einbildung):

> „Werden wir uns überzeugen müssen, daß lebhaft die Vorstellungskraft anregende Eindrücke der Mutter ausreichend sein können, ganz unbewußterweise und wider ihren Willen auf die Bildung des in ihrem Schoße wachsenden Kindes einzuwirken, warum sollte in einem andern Falle die durch eine aufregende Zeremonie bestimmte Einbildungskraft allein nicht jedes Verschwinden eines Aftergebildes herbeizuführen imstande sein?“ (Carus, S. 126)

Man muß dies (insbesondere Anwendung der Coué'schen Sprüche, also Einfluß auf das persönliche Unterbewußte) nur einmal ausprobieren, und man kommt zur selben Folgerung wie der Verfasser dieser Zeilen: „Scheiße, das funktioniert ja wirklich!" Vielleicht nur mit anderen, gesitteteren Worten. Aber was zählen schon Worte – nein, nicht vor einem „Wunder", sondern vor nachhaltiger, heutzutage leider nahezu vollständig versäumter Erkenntnis (wie man in sich selbst Heilung oder Gesundung bewirken oder erhalten kann).

Carus weiter, das Mondlicht – wie das Sonnenlicht – ist für das Leben durchaus wichtig:

> „Übrigens ist in der Natur alles in Evolution und Revolution, Wachsen und Schwinden, Entwickeln und Absterben geteilt, und die Perioden dieser Gegensätze wiederholen sich wie im großen und ganzen so tausendfältig im kleinen und einzelnen, so daß dann, wie das scheinbare Höhersteigen der Sonne über unsern Horizont das Frühjahr hervorruft und das scheinbare Niedergehen

Herbst und Winter, die kleinern Perioden des zu- und abnehmenden Mondlichts gar wohl für organisches Leben einen teils hebenden, teils zurücksetzenden Einfluß haben könnten, worüber nur speziellere Erfahrungen zu sammeln wären und wozu die oben angeführten Tatsachen doch immerhin einen nicht unwichtigen Beitrag liefern.“ (Carus, S. 127)